



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Vet. Ger. III. P. 547





Nur ein Weib.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Dritte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande.

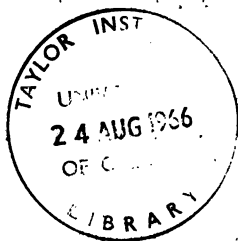
Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.

Vet. Ger. III B. 549



Berlin, 1868.

Verlag von Otto Fante.



I.

Die Erscheinung.

Wenn man eine Geschichte zu schreiben beginnt, ist Einem zu Muth, als trete man eine Reise an, die man schon einmal gemacht hat. Man kennt die Gegenden, man kennt die Stationen, man weiß: hier ist Diefes und dort ist Jenes; ja man kennt sogar — und das ist eine Hauptsache — die Personen, die Einem begegnen. Zu einer solchen Reise lade ich jetzt den freundlichen Leser ein; ich will's ihm unterwegs so bequem wie möglich machen, und wenn ihm auch nicht jede Station gefällt, so mag er bedenken, daß es unmöglich ist, durch lauter schöne Gegenden zu reisen.

Ich führe den Leser zunächst in eine Provinzialstadt. Dieselbe ist durch die Eisenbahn mit der Residenz der Art verbunden, daß man die letztere in wenigen Stunden erreichen kann. Wie dies immer der Fall ist, saugt diese Residenz gleich einem großen feuchten Schwamm Alles rings herum an und in sich, und demzufolge hat denn auch diese sonst sehr blühende Stadt seit Eröffnung der dicht an ihr vorübergehenden Eisenbahn in geschäftlicher Beziehung nichts gewonnen, eher sogar in ihrer bürgerlichen Nüchternheit verloren. Die Lebensmittel sind theurer geworden, da alle Produzenten ihre Waaren für geringe Transportfäße auf den Markt der großen Stadt schicken; in den Gasthöfen halten sich die Reisenden nur so flüchtig auf,

daß es kaum mehr möglich ist, ohne die größte Unverschämtheit auch nur eine leidlich anständige Rechnung zu machen, die Wirths der Umgegend verarmen, weil die Bewohner der Stadt allen Sinn für die Reize der Idylle und des Landlebens verloren.

Als Ersatz dafür haben jedoch die Bewohner das Vergnügen, mit Bequemlichkeit die Residenz besuchen zu können, dort nach Belieben in die Theater zu gehen, und in dem wüsten Treiben den Großstädter zu spielen. Dies hat natürlich zur Folge, daß es unter ihrer Würde ist, daheim noch den Kleinstädter zu spielen, und da ersteres Geld kostet, da man nach Lessing's Ausspruch überhaupt nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so hat die Stadt Summa Summarum durch die Eisenbahn gar nichts Reelles gewonnen. Der Verfolg unserer Geschichte wird uns hievon einige sehr plastische Beispiele zeigen.

Einer der ersten schönen Frühlingstage neigte sich seinem Ende zu. Vor und in den Thüren der Häuser standen einzelne Gruppen, die Nase in die Luft streckend und prophezeiend, daß morgen wiederum ein herrlicher klarer Tag sein werde, und daß es nun wohl nach dem lang anhaltenden Regen und Schnee, den der Winter noch zu guter Letzt über die Stadt geschüttet, endlich einmal Frühling und Sommer werden dürfte. Hierzu gehörte keine große Prophetengabe, denn man stand an der Schwelle des wunderschönen Monat Mai, der übrigens wie alles Schöne oft seine Schattenseiten hat.

Vom Markt aus führt eine lange und breite, ganz schnurgerade Straße zum Wasserthor. Die Garnison der Stadt mußte den schönen Frühlingstag zu Exercitien im Freien benutzt haben, denn die Soldaten lehrten eben im gemüthlichen Schlendrian durch diese Straße zurück. Eine Viertelstunde wurde dieselbe durch die Soldateska sehr belebt, dann verfiel sie in ihr Schweigen zurück, und mit der Dunkelheit hörte aller Verkehr auf, es sei denn, daß hier und da eine Mayd

zum Bäcker oder zum Krämer gesprungen wäre, um noch für das Abendbrot der Herrschaft Einkäufe zu machen.

Ziemlich nahe am Thor lag ein einstöckiges Haus mit erdfarbigem Anstrich, in welchem an diesem Abende nur ein Fenster erleuchtet war. Zu beiden Seiten des Hauses befanden sich ein paar kleine Gärten, wenn man die ein paar Quadratfuß breite, hinter den grün angetünchten Staketen liegende Garten-erde so nennen will, in deren Mitte sich je eine kleine Kiazie erhob, die im Sommer von einigen bescheidenen Blumenbeeten umgeben war.

Oben im Flur des Hauses steht eine alte militairische Figur mit dichtem grauem Schnauzbart und tiefen Falten auf der Stirn, dicker aufgestupfter Nase, die den Färbstoff des Alkohol verrieth, und mit einem sehr abgenutzten, hier und da aus den Nähten gegangenen Waffengürtel bekleidet war.

Das war Friedrich, ein alter längst ausgegebener Husar, der Diener, das Factotum des Major von Wennberg, oder der „graue Friedrich“, wie ihn sarkastisch immer die alte Köchin im Hause titulirte, mit welcher er in einem ewigen Kampfe lag, den er seinerseits den Kampf mit dem Drachen nannte. Friedrich war das Prototyp eines alten Soldaten; bei ihm ging Alles nach dem Schnürlinchen; er war stets zur Minute auf dem Posten, Niemand konnte sich erinnern, daß er jemals des Morgens auch nur um eine Minute die Zeit verschlafen habe; was er übernahm, führte er mit Pünktlichkeit und strengster Gewissenhaftigkeit aus, und was er an häuslichen oder sonstigen Arbeiten verrichtete, war nie einem Tadel unterworfen; im schlimmsten Falle übertrieb er seine Gewissenhaftigkeit zuweilen, und verdarb dadurch, was er gut zu machen glaubte.

Seine einzige Schwäche war die Flasche, jedoch erlaubte er dieser niemals irgend eine Berechtigung in Dienstangelegen-

heiten, und nie auch war es vorgekommen, daß er ihr mehr zugesprochen, als es im Allgemeinen gestattet ist.

Friedrich war heute Abend in schlechter Laune; seine Herrschaft war ausgegangen, und wie dies stets der geeignete Moment zur Eröffnung seiner Feindseligkeiten gegen die alte Hanne, die Köchin, war, so hatte er auch heute einen Küchen-Strauß bestanden, der jedoch damit endete, daß Hanne eine ihrer eisernen Insignien vom Heerde ergriff, damit auf ihren Widersacher einbrang und ihn nöthigte, ohne alle Kriegsehren das Schlachtfeld zu verlassen.

Der alte Diener hielt es für keine Schande, wenn ein ergrauter Krieger vor einem Küchenbraten Retraite blase, dennoch wurmte ihn die Sache; er nahm einen tüchtigen Schluck aus seiner Flasche, die nie in der Brusttasche fehlte, knöpfte dann den Rock reglementsmäßig wieder bis unter den Hals zu, und begann des Majors Knöpfe zu puzen. Während der Arbeit hörte er noch immer, wie das Donnerwetter in der Küche sich erst allmählig vermurmelte und dann gänzlich schwieg.

In der Wohnung des Majors selbst, ebenfalls im ersten Stock, hatte der Küchenzant ein lustiges Geficher verursacht. Hier nämlich, in einem gemüthlichen Mittelstübchen, das zwischen dem Arbeitszimmer des Majors und dem Gesellschaftszimmer lag, und aus dessen einzigem Fenster oben das Licht drang, saßen zwei junge Mädchen mit leichten Handarbeiten beschäftigt. Beide ließen wie verabredet die Arbeit in den Schooß sinken, als der erste Kriegslärm aus der Küche in das benachbarte Zimmer drang. Lächelnd und mit sichtbarem Behagen schaute die Eine und Lebhaftere die Andere an.

„Friedrich hat schon wieder mit der armen Hanne angebunden!“ sagte sie, während ein recht übermüthiges Lächeln um ihren Mund spielte. „Ich glaube, man könnte Hund und Katze verträglich machen, die beiden aber nicht.“

„Ja wohl, Friedrich weiß, daß die Eltern ausgegangen; in

solchen Fällen macht er sich sofort was in der Küche zu schaffen, wenn die arme Hanne nicht aufpaßt und die Küche doppelt verriegelt. Was ihm das arme Frauenzimmer wohl zu Leide gethan hat!"

"Er kann sie nicht leiden; er nennt sie immer eine Donnerherz!" setzte die Andere lachend hinzu. „Hast Du schon einmal diesen Kämpfen zugesehen, Lischen? Sie sind wirklich des classischen Alterthums würdig!"

"Nein, und ich werde auch heute dem Vater wieder sagen, was Friedrich für ein zankfüchtiger Mensch ist!" erwiderte die Andere, und nahm, eine ernste, moralische Miene aufsetzend, ihre Arbeit wieder zur Hand.

Die Andere lauschte inzwischen auf den Wortwechsel, der ihr viel Vergnügen machte. Wir unsererseits benutzen diesen Moment, um uns die beiden Mädchen näher zu betrachten.

Lischen, die ältere Tochter des Majors, war eine zwar nicht schöne, aber doch höchst interessante Erscheinung. Auf ihrem Antlitz lag ein Zug von unendlicher Sanftmuth, ja Frömmigkeit, um ihre Stirn spielte der Abglanz inneren Seelenfriedens, der höchsten Gemüthsruhe, aus ihrem hellbraunen Auge sprach ein mildes, menschenfreundliches und wohlwollendes Herz. Ihr Antlitz wäre wirklich schön gewesen, wenn es mehr Regelmäßigkeit gezeigt hätte; die hübsch geformte Stirn war ein wenig zu niedrig für die scharf und edel gezeichneten dunklen Brauen über den etwas schwermüthigen Augen; während ihr Mund zierlich und hübsch, ihr Kinn sanft und weich modellirt war, störte die Form der Nase doch das schöne Ensemble, da ihr die griechische oder römische Form fehlte, und diese Nase eine ganz alltägliche Form bekommen hatte, bei der sich ein Künstler oder Phsyognomiker nichts zu denken vermocht hätte.

Indeß Lischen war nicht eitel, sie war so einfach und sittsam, daß es ihr vor dem Spiegel noch niemals eingefallen war, darüber Betrachtungen anzustellen, ob sie schön sei oder nicht,

ja sie hatte überhaupt mit dem Spiegel, diesem ersten Verführer aller jungen Mädchen, nicht mehr gemein, als es die Toilette unumgänglich erforderte. Sie genügte sich selbst; hatte sie doch einen schlanken, schönen Wuchs, eine volle, runde Taille, zwei Hände so weiß wie Schnee und so zierlich wie eine Prinzessin. Wer sie nicht leiden mochte, der konnte es bleiben lassen. Im Uebrigen war sie keineswegs den Freuden des Lebens abgeneigt; sie nahm alle Zerstreuungen und Vergnügungen, welche die Eltern ihr boten, dankbar hin, und freute sich mit den Fröhlichen; aber die saden Unterhaltungen der jungen Herren langweilten sie nur zu oft, weil sie mit ihrem kritischen Verstande dahinter die Leere des Herzens und des Kopfes erkannte, und war eine Gesellschaft, ein Ball oder dergleichen zu Ende, so fiel es ihr nie ein, zu denken: ach, wie schade, daß es schon aus ist!

Fischen war, mit einem Wort, ein zufriedenes, zartfühlendes Mädchen, mit hellem Verstande, scharfer Urtheilskraft und richtigem Instinkt begabt, ein Mädchen, das wohl im Stande, unglücklich zu werden, nicht aber, Andere unglücklich zu machen.

Ihr gerader Gegensatz war die nur um ein Jahr jüngere Schwester Amine. An diesem Wesen blickte, funkelte und quacksilberte Alles; auf den ersten Blick erkannte man in ihr eine unruhige, leidenschaftliche Natur, man sah es ihr an, daß in ihrem Köpfchen die Gedanken wie in einem Kaleidoscop durch einander huschten; ihre zierlichen Füßchen hatten, selbst wenn sie saß oder lag, niemals Ruhe; dabei verfiel sie aus dem tollsten Uebermuth oft in die tiefste Melancholie, sprang aus dieser wieder auf, lief an's Piano, spielte einige tolle Phantasien, sprang auch von da auf und fiel dem ersten Besten, der ihr begegnete, um den Hals, so daß selbst Friedrich, dem diese Ehre auch schon oft zu Theil geworden, vor sich hin murmelte: „Es ist kein Sinn und kein Verstand in dem Mädchen.“

Amine war gestern siebzehn Jahre alt geworden, und hatte seltsamer Weise ihren Geburtstag damit eröffnet, daß Lischen, die mit ihr in einer Kammer schlief, sie beim Erwachen weinend in ihrem Bette sitzen sah. Lischen kannte indeß die Ungereimtheiten und Widersprüche ihres Schwesterchens, sie hatte gethan, als bemerke sie dies nicht, und wirklich waren nach wenigen Minuten diese Thränen auch in den hellsten Sonnenschein umgewandelt.

Wie in ihrem ganzen Naturel, feurig und unbändig, Alles sanguinisch erfassend, leidenschaftlich und dabei von großer Herzensgüte, die sie schnell bereuen ließ, wenn sie in ihrer Unüberlegtheit Andre wehe gethan, so war Amine auch äußerlich von der Natur verschwenderisch ausgestattet. Sie war eine vollendete, makellose Schönheit, eben so schlank von Wuchs wie ihre Schwester, doch etwas üppiger gebaut; ihr Haar war dunkel, fast schwarz, und umgab in reicher, lockiger Fülle ein klassisches Gesichtsoval, dessen Weiße bewundernswürdig. Ihre Stirn war hoch und edel, unter derselben wölbten sich zwei dunkle Brauen bis zu den Schläfen.

„Doch eines schwarzen Auges Gefunkel,

Das ist, wie Gottes Wege, dunkel,“

und wahrlich, dunkler und unbegreiflicher konnte es nicht sein, als das von Aminens funkelnden Augen, die schon sämtliche Piontenants der Garnison zur vollen Verzweiflung gebracht hatten, zum großen Behagen des kleinen Dämons selbst, der wohl wußte, was für einen Schaden er in den Herzen dieser Herren anrichtete.

Amine hatte eine schön geformte Nase, einen reizenden Mund, dessen kirschrothe Lippen zwei Reihen der schönsten Elfenbeinzähne verhüllten. Leichte Röthe der Gesundheit deckte stets ihre Wangen, ging aber bei jedem Affekt in eine höhere Schattirung über, welche mit dem dunklen Haar und der blendenden Weiße

ihrer Teints das Bild der üppigsten Jugend und Schönheit vollendete.

Sie wußte besser als die bleiche Amine, daß sie schön sei, und wie schön sie sei; sie hatte es lange gewußt, und schien auch geneigt, ihre Schönheit im hellsten Lichte leuchten zu lassen. Nur sagen oder andeuten durfte ihr Niemand, daß sie schön sei, ohne eine sehr schnippische Antwort zu bekommen, denn Amine hielt dies für selbstverständlich. Sie plauderte, tanzte, muscirte und sang gern, denn sie hatte eine herrliche Stimme, ihr größtes Vergnügen aber war es, wenn von den Offizieren an den Winterabenden kleine Liebhabertheater arrangirt wurden, in welchen Amine durch ihre Schönheit, ihren Geschmack in der Toilette und durch ihr hübsches Darstellungstalent stets den Preis davontrug. Freilich raunten die alten und die jungen Damen, die als Zuschauerinnen da waren, sich zuweilen ins Ohr, die Amine spiele doch viel zu emancipirt, sie rümpften auch die Nasen und schüttelten wohl gar mit den Köpfen, aber es war doch Alles entzündt, und Amine ließ sie plaudern was sie wollten, denn im Grunde war es doch nichts als Neid und Scheelsucht, weil man Aminen am meisten den Hof machte...

„Rischen,“ begann Amine wieder, als der Lärm in der Küche zu Ende war, „sie haben jetzt Waffenstillstand geschlossen.“

„So scheint es,“ antwortete diese, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

„Rischen, Du verdirbst Dir Deine Augen, ich werde Dir die Lampe ein wenig in die Höhe schrauben.... Du bist heute wieder erschrecklich einsilbig, Rischen,“ setzte sie nach einer Pause hinzu.

Die Schwester antwortete nicht. Amine ward immer unruhiger, sie schien etwas auf dem Herzen zu haben.

„Rischen,“ begann Amine wieder, „soll ich Dir etwas erzählen?“

„Ich höre, Minchen!“ antwortete die Schwester theilnehmender.

„Aber Du mußt mir heilig versprechen, Niemanden davon wieder zu sagen.“

„Aber Minchen, Du wirst doch nichts Böses begangen haben?“ fragte die Schwester, die Arbeit ruhen lassend.

„Wie kannst Du so etwas glauben! Sei doch nicht immer gleich mit der Moral bei der Hand!... Also höre! Ich habe heute Morgen einen Besuch gemacht. Rathe nur, bei wem!... Bei Fräulein Victorine!“

„Bei der Schauspielerin?“ rief Lischen ganz erschreckt und starrte die Schwester an.

„Nun ja! Ich lernte sie näher kennen, als wir bei der Oberstin neulich die lebenden Bilder stellten und sie uns dabei behülflich war. O, sie ist ein äußerst liebenswürdiges Mädchen, dabei sehr gebildet, und was Du gar nicht weißt: von sehr vornehmer Herkunft.“

„Mag sein, aber es schickt sich doch nicht, mit solchen Damen...“

„Warum schickt sich das nicht?“ rief Amine etwas pilirt. „In den großen Städten spielen die Künstlerinnen in der Gesellschaft eine sehrachtbare Rolle.“

„Ja, aber bei einer herumziehenden Schauspielertruppe... Nein, Minchen, das gefällt mir nicht!... Uebrigens, was wolltest Du bei ihr?“

„Nichts. Sie besuchen! Ach, Du glaubst nicht, was sie mir Alles erzählt hat von ihrem früheren Leben, von ihrer Familie, ihrer Carriere, die durch eine lange Krankheit und andere Unfälle unterbrochen worden, und von vielem Andern. Als wir so eine Stunde zusammen gegessen, hatte ich dieses Mädchen wirklich schon recht von Herzen lieb gewonnen. Plötzlich pochte es an der Thür. Herein trat ein fremder junger Mann, bei dessen Anblick Victorinens Gesicht sich mit glühender Röthe übergoß; ich sah, wie sie zitterte, als sie sich erhob; ich sah ihre Verlegenheit. Auch er schien nicht so ganz seiner

selbst Herr zu sein. Mit einem Wort: es war gar keine Frage, daß zwischen den Beiden schon ein kleines Drama stattgefunden haben mußte. Natürlich wollte ich ihnen nicht lästig sein. Kaum hatte er eine höfliche Anrede über die Lippen gebracht, aus der ich entnahm, daß er, unsere Stadt passirend, nicht habe unterlassen wollen, ihr seine Aufwartung zu machen, und kaum hatte sie als Antwort ein paar ganz unverständliche Worte gestottert, als ich ihrer Verlegenheit zu Hülfe kam und ihr erklärte, ich werde zu Hause schon längst erwartet. Victorine schien hierdurch noch bekommener zu werden, sie preßte meine Hand, die ich ihr zum Abschied gereicht, mit einer fieberhaften Festigkeit in der ihrigen und bedauerte, glühend roth im Gesicht, daß ich sie schon verlassen wolle. „Sie müssen mich wieder besuchen,“ rief sie so dringend und bittend, „ich habe Ihnen ja noch so viel zu erzählen.“ Ich versprach dies und ging zur Thür. Der fremde junge Mann schien mich mehr zu beobachten als Victorine; anfangs hielt ich dies für eine Aeußerung seiner Verlegenheit; aber ich irrte mich, er war gar nicht mehr verlegen, im Gegentheil, als ich mit einer leichten Verneigung an ihm vorüber ging, haftete sein großes blaues Auge auf mir mit einer solchen Leidenschaft, daß ich darüber erschrak und froh war, als ich die Thür hinter mir hatte. . . . Die arme Victorine! Ich bin ordentlich neugierig zu erfahren, wer dieser junge Mann war, denn hübsch ist er, auch hat er einen sehr aristocratischen Anstand, seinen Manieren sieht man die feinste Erziehung an, und wenn ich ihn mit unsern jungen Männern hier vergleiche. . . . Ach, Lischen, wenn man so die Leute sieht, die so glücklich sind, in der weiten großen Welt leben zu können, so kommt man sich hier wirklich wie auf einem Dorfe vor!“

„Mir ist das noch nie so vorgekommen,“ wandte Lischen mit einigem Vorwurf ein.

„Ach, Du fühlst das nur nicht so!“

„Ich dünkte, Du solltest froh sein und Gott danken, daß

Dir im elterlichen Hause ein so stilles und glückliches Loos beschieden, Minchen! Sieh Dir doch so ein armeliges Geschöpf an wie diese Victorine. Es ist wahr, sie spielt ganz angenehm und es ist mir auch öfter so vorgekommen, als sei sie viel zu gut für die Truppe, die sich nun schon im vierten Monat bei uns aufhält; aber, ist ihr Loos deshalb nicht ein doppelt bedauernswerthes, sich so in der Welt umherstoßen zu lassen, mit Flittern und allerlei eitlem Kram bedeckt Königinnen und Fürstinnen zu spielen, für die elende Gage, die sie bekommt, um Jedermanns Gunst buhlen zu müssen, damit er ihr nur ein bißchen Beifall zuklatzche, und dann in ihre kalten vier Wände zurückkehren zu müssen, wo sie vielleicht nicht ein bißchen Holz zum Heizen findet? Nein, nach Allem, was man sich von dem Treiben dieser Schauspieler erzählt, fühle ich einen wahren Abscheu vor ihnen und es sollte mir leid thun, wenn man hörte, daß Du bei diesem Mädchen gewesen!"

Fischen nahm nach dieser Rede die Arbeit wieder zur Hand und stichelte fleißig darauf los. Amine erhob sich, warf ihr Arbeitszeug bei Seite und schritt ungeduldig im Zimmer auf und ab.

"Vorurtheile! Lauter Vorurtheile!" murmelte sie vor sich hin. „Auf Victorine lasse ich nichts kommen, und wer wie ich ihre Schicksale kennt, der wird ihr eine aufrichtige Theilnahme nicht versagen.“

Plötzlich blieb Amine wie von einem neuen Gedanken ergriffen vor der an der Wand hängenden alterthümlichen Uhr stehen, deren Tiktak die Stille des Zimmers belebte.

"Es ist acht Uhr," murmelte sie vor sich hin, trat in das rechts belegene Zimmer und kehrte nach einigen Minuten in Hut und Mantel wieder zurück.

"Du willst fortgehen?" rief Fischen, besorgt aufblickend, als sie die Schwester in's Zimmer rauschen hörte.

„Ja, ich habe noch einen Besuch versprochen!“ antwortete Amine kurz.

„Einen Besuch so spät? Winchen, ich begreife Dich nicht, Du mußt mir sagen, wohin Du gehst!“

„Nur in die Nachbarschaft. Zur alten Susanna; ich will mit ihr noch ein halbes Stündchen plaudern, denn vor neun Uhr kehren die Eltern doch nicht zurück.“

„Zur alten Susanna? Aber Winchen, weißt Du denn nicht, daß die Mutter uns ausdrücklich verboten hat, zu ihr zu gehen?“

Amine biß sich auf die Lippen, ihr Auge flog unruhig umher, denn sie fühlte die Rüge der Schwester.

„Aber warum denn, Nischen? Die Alte plaudert immer so schön und so angenehm, sie hat mich sehr lieb, das weiß ich, sie erzählt mir immer die seltsamsten Geschichten, man ist so gern bei ihr, und wenn wir als Kinder sie so oft besuchen durften, warum denn jetzt nicht mehr?“

„Du weißt doch, daß sie namentlich in den letzten Jahren in sehr schlechten Ruf gekommen ist; man sagt ihr allerlei nach und ich gestehe Dir, ich fürchte mich schon ordentlich vor ihr!“

„Nischen, was bist Du thöricht! Hast Du je was Böses von ihr gesehen? Hat sie uns nicht stets mit der größten Liebe und Sorgfalt behandelt, wenn wir als Kinder vor ihrem Garten spielten; lebt sie nicht ganz für sich allein, und ist es nicht wieder reines Vorurtheil, wenn ihr dumme Menschen deshalb was am Zeuge flicken wollen, nur weil sie mit ihnen nichts zu thun haben mag?“

„Man sagt ihr aber allerlei böse Klünste nach; es soll auch nicht ganz richtig in ihrem Hause sein. Die Nachbarn nennen sie eine alte Hexe.“

„Weil sie hellsehend ist, weil sie, wenn sie in ihren magnetischen Schlaf verfällt, Manches vorausgesagt hat, was richtig eingetroffen ist. Die stupiden Leute begreifen dergleichen nicht und

glauben, das müsse mit Hexerei zugehen. Was kann die Arme dafür? Neulich, als ich auch zu ihr kam, war sie wieder in ihren Zustand des Schlafwachens versunken; ich wollte wieder fortgehen, sie aber wußte, daß ich es war, sie rief mich zu sich heran, sie nahm meine Hände, wobei mir allerdings ganz seltsam zu Muth wurde, sie streichelte mir die Stirn, daß es mich durchrieselte, daß mich eine seltsame Mattigkeit beschlich und ich mich von ihr losreißen mußte. Erst als ich einen Stuhl genommen, gewann ich meine Kräfte wieder und da hörte ich ihr zu, was sie erzählte. Sie sprach von Leuten, die in ganz fernen Welttheilen sein mußten, sie erzählte, was sie gerade thaten, wie sie gekleidet waren, sie schilderte Alles so haarklein und genau, daß ich mich nach Amerika versetzt glaubte. Leider kannte ich aber diese Menschen nicht, die ihr vielleicht sehr nahe standen. Ich hatte gar keine Furcht und blieb auf meinem Platz. Endlich erwachte sie aus ihrem Zustand; sie war sehr ermattet, ich mußte ihr behülflich sein, mußte ihr ein Fläschchen aus dem Wandschrank reichen, und als sie daraus getrunken, sprach sie wieder wie jedes gewöhnliche Menschenkind und war gegen mich die Herzlichkeit selbst. . . . Ich begreife also gar nicht, daß man der armen alten Susanne deshalb so Unrecht thut; es soll viele Menschen geben, die mit dieser Krankheit behaftet sind."

"Du kannst Recht haben, Minchen, jedenfalls aber mußt Du dem Gebot der Eltern folgen, die sehr zürnen würden, wenn sie von Deinem Ungehorsam erfahren!"

Amine schien einen Augenblick zweifelhaft. Ein Wölkchen lagerte sich über ihre Stirne, ihr schwarzes, unruhiges Auge haftete am Boden. Tiefe Stille herrschte im Zimmer, nur durch das schwere Ticken der Uhr unterbrochen.

Plötzlich öffnete sich langsam die Thür und eine verhüllte weibliche Gestalt schwebte gleich einem Gespenst von der Hausflur herein.

Nischen schaute befremdet auf, erhob sich entsetzt und taumelte bleich und zitternd gegen das Fenster; selbst die entschlosseneren Amine trat zurück und starrte sprachlos zur Thür.

Diese schloß sich wieder und herein schwebte kaum hörbar die Gestalt.

„Eufanne!“ flüsterte Amine plötzlich vor sich hin und drückte sich in die Thürnische.

Näher kam die Gestalt, mit einem schwarzen Flor über dem Kopf, der das halbe Gesicht verhüllte, auf die Schulter herabfiel und hinter welchem ein paar große schwarze Augen mit gläsernem, starren Blick hervorschauten. Ein dunkles Gewand von gewöhnlichem Stoff umhüllte die Gestalt; diese bewegte sich mit müdem, aber sicherem Schritt immer näher, schritt zu der Thür, welche in das Arbeitszimmer des Majors führte und öffnete diese.

„Es ist der weiße Schein, der weiße Schein,“ murmelte sie vor sich hin, „hier hinein ist er gegangen, der weiße Schein, und dort,“ fuhr sie fort, in den Hintergrund des dunklen Zimmers zeigend, „dort streckt er sich eben auf das Sopha.“

Die Gestalt verschwand, die Thür hinter sich offen lassend, in das dunkle Zimmer, verblieb murmelnd einige Sekunden in demselben, während welcher die erschreckten Mädchen sie immer wieder von dem weißen Schein sprechen hörten, und lehrte dann wieder zurück.

Ruhig und gemessen schloß sie die Thür hinter sich.

„Auf dem Sopha ist er verschwunden, der weiße Schein,“ murmelte die Gestalt; sie bewegte sich geisterhaft, wie sie gekommen, zur Stubenthür zurück, ohne die beiden Mädchen beachtet zu haben, schloß die Thür hinter sich und war verschwunden.

Bläß wie eine Leiche und zitternd wie Espenlaub stand Nischen am Fenster; regungslos behauptete Amine ihren Platz an der Thür. Endlich sank Nischen mit einem tiefen Seufzer

zusammen; der Schreck hatte ihre Glieder so sehr gelähmt, daß sie sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte.

Amine, die mehr Courage hatte als die Schwester, warf Hut und Mantel von sich, sprang ihr zu Hülfe, hob sie vom Boden auf und schleppte sie zum Sopha, wo Pischen wieder zu sich kam.

„Um Gotteswillen, Pischen, fasse Dich!“ beschwor Amine die Schwester.

Diese schlug die Augen auf und blickte mild um sich.

„Ist sie wieder fort?“ rief sie mit zerfahrenem Blick und vor Angst mit den Zähnen klappernd.

„Gewiß, Du sahst sie ja gehen!“ tröstete Amine.

„O, das war Deine Schuld, Amine!“ jammerte Pischen. „Durch Deine Reden hast Du sie hieher beschworen! Sie sprach von einem weißen Schein, hörtest Du nicht? . . . Amine, Amine! setzte sie plötzlich mit steigender Angst hinzu, während sie mit Festigkeit die Arme der Schwester packte, „gieb Acht, das giebt ein Unglück, ein fürchterliches Unglück!“

„Aber, Pischen, wie kannst du so thöricht sein, ich habe Dir ja die Krankheit dieses armen Weibes vorhin erklärt!“

„Ja wohl, . . . freilich . . . Du nanntest sie hellsehend! Das prophezeit ein Unglück, glaube mir! Auf dem Sopha des Vaters verschwand der weiße Schein, sagte sie . . . Amine, o wir Unglückliche, uns steht etwas Entsetzliches bevor!“

Damit hüllte das arme Mädchen das Antlitz in beide Hände und brach in lautes Schluchzen aus.

Auch Amine, von der Seelenangst der Schwester angesteckt, stützte verzagt die Stirn in die Hand. Sie, die sonst so entschlossen, so vorurtheilsfrei, die sich mit einem Sprunge über Alles hinweg zu setzen verstand, sie begann einen verhängnißvollen Zusammenhang zu ahnen. Wie kam die alte Eufanna in das Haus ihrer Eltern, das dieselbe ihres Wissens niemals betreten? Welch eine Bewandniß hatte es mit dem „weißen



Schein“, von welchem die Alte gesprochen, und dem sie, ihrem ganzen Benehmen nach zu urtheilen, hieher gefolgt war.

Amine wußte, daß der Alten Vieles offenbar, was andern gewöhnlichen Menschenkindern verborgen, aber eben deshalb begann auch sie zu fürchten. Daß Susanna im Zustande des Schlafwachens hieher gekommen, war ihr klar, ihr ganzes Erscheinen bewies dies, denn bei ihrem Eintritt hatte sie von ihr gar keine Notiz genommen, sondern war mit starrem gläsernem Auge gerade auf die Thür von des Vaters Arbeitszimmer zugegangen. Fischens Ahnungen machten auch die ihrigen rege, sanguinisch wie sie war, empfand sie Alles mit doppelter Festigkeit. Ein Bittern überfiel sie, das Blut stieg in ihre Schläfe und hämmerte dort gewaltsam, ihr Kopf schwindelte, vor ihr Auge legte sich ein Schleier; sie mußte sich auf den Tisch stützen, um nicht zusammen zu sinken.

Die Worte der Schwester riefen sie wieder zum Bewußtsein.

„Amine,“ jammerte diese mit herzzerreißender Stimme, sich todtenbleich aufrichtend und die Hände faltend. „Amine, um Gotteswillen, was beginnen wir? Mir ist so fürchterlich bange um's Herz! Was konnte die alte Susanna hier wollen, was wollte sie mit dem weißen Schein sagen? . . . Ach, Amine, ich fühle es, das bedeutet ein Unglück! . . . Wir dürfen den Eltern nichts sagen, und dennoch, wenn sie kommen, ich fühle es, daß ich meine Angst nicht werde bemeistern und verheimlichen können! — Laß mich zu Bett gehen, damit ich ein Unwohlsein, ein Fieber vorschützen kann, das mir ja so eilig die Glieder schüttelt. . . . Doch nein, ich will lieber nicht zu Bett gehen, ich fürchte mich, allein zu sein! Wenn Susanna wiederkehrte, wenn sie so mit ihren kalten Augen, die mageren, gespenstischen Hände vorgestreckt, an mein Bett träte . . . Du, ich stirbe vor Schreck!“

Gänzlich ermattet ließ sich Fischens wieder auf das kleine in

der Ecke am Fenster stehende Sopha sinken und lehnte weinend das Kinn auf die Brust.

Inzwischen hatte die beherzte Amine Zeit gehabt, sich zu fassen; sie strich das dunkle Haar zurück, dessen volle üppige Locken über ihre Stirn gesunken waren. Das ermattete schwarze Auge nahm wieder sein altes Feuer an. Sie legte noch einmal die Hand an die Stirn, ihr Auge starrte fest vor sich hin; als sei ihr ein Gedanke gekommen, sann sie über diesen nach; dann setzte sie die eine Hand in die Hüfte und richtete sich entschlossen auf. Ein Zug von Bewußtsein und Ueberlegenheit umzog ihren Mund, sie schob die Unterlippe ein wenig vor, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie einen Entschluß gefaßt, und schüttelte ihr Lockenhaar zurück.

„Siehst Du, Pischen, auch hieran bist Du wieder einmal schuld! Hättest Du mich nicht gehindert, zu der alten Susanna zu gehen, sie wäre nicht hieher gekommen! Ich kenne die Alte; ich hatte ihr versprochen, schon vor einer Stunde sie zu besuchen; da ich nun nicht gekommen bin, ist sie wahrscheinlich aus Langerweile in ihren magnetischen Schlaf versunken, und da sie sich nach mir sehnte, so kam sie in unser Haus, um mich an mein Versprechen zu mahnen.“

„Aber der entsetzliche weiße Schein, von dem sie sprach!“ rief Pischen, den Kopf langsam erhebend, und wenn auch keineswegs überzeugt, doch in dem natürlichen Bedürfniß, Trost anzunehmen.

„Auch damit wird es nicht viel auf sich haben!“ antwortete Amine, deren Zuversicht immer mehr Boden gewann, obgleich sie selber sehr wenig an das glaubte, was sie sprach. „Du sagst ja, daß sie im Schläfe wandelte; im Schläfe träumt man, im Schläfe spricht man, und weißt denn Du, Pischen, am Morgen, was Du während der Nacht im Schläfe gesprochen hast? Rieffst Du nicht neulich selbst, als Du im Traum in den Brunnen gefallen warst, so laut um Hülfe, daß ich erwachte,

aufsprang und an Dein Bett eilte, wo ich Dich im tiefsten Schlummer fand?"

Ein schmerzliches Lächeln schwebte über Lischen's Stirn, doch ward es von dem Schatten ihrer Besorgniß sehr bald wieder verschluckt.

„Aber Du selbst sagtest ja, daß sie im Schlafe hellsehend oder fernsehend sei! Du weißt, man nennt sie eine Unglücksprophetin!"

„Aber ist denn ein Schlaf wie der andre?" rief Amine mit affectirter Entrüstung. „Glaubst Du denn, ein altes Weib wie Susanna habe nichts zu thun als zu prophezelhen? Hast Du denn nicht gehört, daß viele Leute ebenso im Schlaf umher wandeln, wie meine Schwester Lischen im Schlafe große Geschichten zu erzählen pflegt? . . . Also sei vernünftig, Lischen," setzte Amine in eine heitere Tonart übergehend hinzu, indem sie den Arm um den Nacken der bleichen Schwester legte. „Ich will Dir einen Vorschlag machen, der zu Deiner Beruhigung dienen soll; mach' aber kein so unglückliches Gesicht mehr, das mir allen Muth nimmt. Sieh, Du bleibst hier, und damit Du Dich nicht fürchtest, läßt Du Dir die Hanne oder den Friedrich zu Deiner Gesellschaft herein holen; ich gehe indeß geradeswegs zur alten Susanna. Ich habe Courage; ich ziehe mir die Kapuze meines Mantels über den Kopf, damit mich Niemand kennt; bis zu ihrem Hause ist nur ein Flohsprung, in einer Minute bin ich da, und in fünf Minuten bring' ich Dir die Auflösung dieses Räthsels, das mich übrigens, seit ich mir die Sache kaltblütig überlegt habe, gar nicht mehr besorgt macht."

Lisichen fand in diesem Vorschlage wirklich einige Beruhigung. Sie nickte der entschlossenen Schwester schweigend ihren Beifall, diese nahm den eiligst abgelegten Mantel, warf ihn über die Schulter, zog sich die Kapuze über das Köpfchen und stellte sich vor die Schwester hin.

„Sieh 'mal, Pötschen, sehe ich nicht einer Spille jetzt so ähnlich, daß man mich mit der alten Susanna verwechseln könnte?“ fragte sie, eine gebeugte, hinfällige Haltung annehmend.

„Du bist immer leichtsinnig, Winchen,“ antwortete Pötschen lächelnd, während in ihren Augenwinkeln noch zwei vergessene Thränen blitzten. „Doch spute Dich, damit Du zurück bist, ehe die Eltern kommen.“

In der nächsten Secunde war Amine aus dem Zimmer verschwunden. Wie ein Nachtwind huschte sie über den nur durch ein müdes Lämpchen erhellen Flur und über die Treppe, öffnete kaum hörbar die Hausthür und eilte auf die dunkle Straße.

„War mir's doch schon wieder, als sei Jemand hier draußen,“ brumnte der alte Friedrich, in der Thür seines dicht an der Treppe liegenden Kämmerchens mit einem kleinen Talglicht erscheinend, das einen bengalischen Schimmer über seine rothe dicke Nase warf. „Ich glaube, die alte Hanne, die Donnerhexe, spukt hier schon bei lebendigem Leibe!“ . . .

Damit lehrte er in seine Kammer zurück und auf dem Hausflur herrschte wieder das tiefste Schweigen.

II.

Die alte Susanna.

In unmittelbarer Nähe des Wasserthores befand sich der Canal eines ziemlich bedeutenden Flusses, welcher seine Reise durch einige der wichtigsten Provinzen Norddeutschlands macht, ehe er sich ins Meer ergießt. Träge wälzte der Canal seine gelblichen Fluthen unter einer morschen Holzbrücke dahin.

Leppiges Gartenland begrenzte die eine Seite der von dieser Brücke aus führenden Chaussee, während die andre Seite hinter einem starken Weiden- und Erlengebüsch größtentheils von Scheuren, Magazinen und einer Anzahl ärmlicher Häuser bedeckt war, in welchen verarmte Handwerker und Tagelöhner der Stadt ein billiges Obdach gefunden.

Obwohl ganz in der Nähe der Stadt und einer Hauptstraße derselben belegen, ist diese Gegend sehr verwahrlost, ziemlich verrufen, und schon seit einiger Zeit ein Augenmerk der Väter der Stadt, welche diese Stätte zu anständigen Bauplätzen umgeschaffen sehen möchten. Hier nämlich ziehen sich einige Reihen halb oder ganz kaufälliger Scheuren dahin, die zum Theil nicht mehr benutzt werden, deren vom Zahn der Zeit durchbrochene Wände allerlei obdachlosem Gesindel die günstigste Gelegenheit bieten, hinein zu steigen und sich ein kostenfreies Nachtquartier zu verschaffen. Die Dächer der Scheuren sind vielfach defect, mit dunklem Rauch und ganzen Wäldern von ordinären Schmarogerpflanzen bewachsen, eingesunken und drohen, endlich einmal ganz zusammen zu brechen; die Balken der Fachwände bilden bereits einen Hauch und können die Last des Daches nicht tragen, die Räume zwischen den Scheuren sind mit Schutt und Unrath bedeckt, und die Polizeiwächter des Ortes versäumen gern ihre abendlichen Patrouillen durch diese dunklen Gassen, weil es ihnen noch nie gelingen konnte, einen der Schatten zu ergreifen, welche sie so oft vor sich hin fliehen und auf die räthselhafteste Weise verschwinden sahen.

Raum funfzig Schritte von diesen Scheuren befinden sich die krummen und engen Gassen der ärmlichen Wohnungen, durch deren blinde, perlmutterglänzende Scheiben kaum das matte Licht zu bringen vermochte, bei dessen Schein die Armuth hier ihr targes Nachtmahl zu verzehren pflegt. Auch diese Häuser sind kaufällig, auch ihre Dächer sind mit dichtem Hausrauch bewachsen; zerlumpte Kinder und die abgemagerten Gestalten armer Weber,

arbeitsloser Tagelöhner und herabgekommener Handwerker sind die einzige Bevölkerung dieser Gassen. Beides zusammen genommen, bildete diese Vorstadt ein Eldorado der Armuth und der moralischen Verwahrlosung.

Gleichsam als äußerster Vorposten dieser Colonie, seitwärts der Brücke, stand ein isolirtes Häuschen, mit vom Wetter geschwärztem Stroh gedeckt; zwei kleine Fenster mit grün angestrichenen Rahmen und eine niedre Thür von derselben Farbe bildeten die ganze Front dieses Häuschens, dessen weiße Lünche an den Außenwänden jedoch von einer gewissen Sauberkeit der Bewohner sprach. Nicht minder sorgfältig war das Gehege erhalten, welches im Viereck rings um das Häuschen lief und einen kleinen Gemüsegarten einschloß, der im Sommer von einem Duzend stolzer Sonnenblumen beherrscht wurde, und dessen überwinternde Pflanzen gegenwärtig sehr aufmerksam mit Stroh bedeckt waren.

Niemand hatte jemals ein Fenster dieser Hütte des Abends erleuchtet gesehen, tiefe Finsterniß herrschte stets um dieselbe, wenn der Mond sich nicht ins Mittel legte, und Niemand ging auch bei Tage hier aus und ein, es sei denn eine alte gekrümmte Weibergestalt, die jedoch nach Sonnenuntergang niemals sichtbar wurde. Dennoch gab es Leute, welche zuweilen des Abends Gestalten in die Hütte hinein huschen gesehen haben wollten, namentlich aber einen Schatten bemerkt hatten, der durch die niedre Hinterpforte in die Hütte verschwand, erst um Mitternacht wieder zum Vorschein kam und dann den Weg nach den unheimlichen Scheuren einschlug.

Auch diese scheinbar so harmlose und saubere Hütte trug das ihrige dazu bei, diese Vorstadt so unpopulär als möglich zu machen. Die Bewohner der Stadt mieden das Häuschen und warfen nur schüchterne Seitenblicke zu demselben hinüber, wenn sie ihr Weg über die Brücke nach den Gärten oder den weiter hinaus belegenen Gehöften führte. Verirrte sich ja eine

Mutterin mit ihren Kindern bleibet und führte das Spiel die letzteren in die Nähe des Häuschens, so holte die Wärterin die Kleinen mit sichtbarer Angst zurück, und vermied es dabei ja, einen Blick auf die Hütte selbst zu werfen. Kurz, diese Gegend war den Bürgern und Bewohnern der Stadt ein rechtes Aergerniß, und wenn man von derselben sprach, so machten die Väter der Stadt ein weißes Amtsgesicht und meinten, man werde die Sache demnächst in die Hand nehmen. Dabei aber blieb es und war es nun schon lange geblieben.

In dieser Hütte wohnte die alte Susanna, welche dieselbe vor Jahren an sich gekauft und in derselben ein, wie die Leute meinten, sehr geheimnißvolles und unerklärliches Wesen trieb. Es gab kaum etwas Nachtheiliges, das man ihr nicht nachsagte. Susanna galt für eine Art Zauberin, für eine Hexe, die zu Allem im Stande sei, für eine Intrigantin, für eine Mädchenverführerin und Kupplerin, weshalb denn auch alle Jungfern eine Gänsehaut überließ, wenn die Rede auf sie kam, und mit dem Namen Susannas scheuchte man auch die Kinder in den Schlaf. Wenn man aber der Sache auf den Grund ging, so wußte Niemand etwas Bestimmtes, man sprach nur nach Hörensagen, man setzte den Gerüchten noch die nöthige Farbe hinzu, um die Schattirung recht graulich zu machen, und so mochte es gekommen sein, daß Susanna, wegen ihres abgeschlossenen Wesens, ihres für eine Provinzialstadt nicht ganz herkömmlichen Aeußern anfangs in den Geruch der Geheimnißkrämerei gerathen, und daß ihr hieraus ein ganzer Berg von Anklagen und Anschuldigungen erwachsen.

Noch ganz kürzlich hatte sich hier etwas ereignet, was den Ruhmen und Namen der Stadt Gelegenheit zu den abenteuerlichsten Vermuthungen, gleichzeitig aber auch der Gerechtigkeit Veranlassung zu sehr gründlichen Nachforschungen gab.

Man hatte nämlich auf dem Plage zwischen Susanna's Hütte und dem Canal-Ufer unter einer Ansammlung von Schutt

und von dem über diesen sich hin neigenden Weibensgebilde noch mehr verstreut eine noch ganz frische Leiche gefunden, an welcher man weder Spuren einer äußeren Gewalt gefunden, noch bei der Section irgend etwas Positives entdeckt, was auf die Todesart hätte schließen lassen. Die Aerzte der Stadt, der Kreisphysicus an der Spitze, schüttelten den Kopf, als ihre Gelehrsamkeit sich vor einem solchen Räthsel sah; einen natürlichen Tod anzunehmen, waren sie nicht geneigt, und auf einen solchen deuteten auch die Umstände nicht hin, denn weshalb hätte man sonst die Leiche an einer solchen Stätte und so heimlich verscharrt, die unnatürliche Todesart aber war ebenfalls nicht wissenschaftlich zu constatiren. Man begnügte sich daher, den Magen der Leiche vor der Hand aufzubewahren, bis den Gelehrten ein Licht aufgehen werde. Die Frau Basn hingegen waren mit dem Gutachten viel schneller fertig: die Leiche war in der Nähe von Susanna's Hütte gefunden worden, Susanna also mußte dieselbe „todt gehetzt“ haben, unter allen Umständen aber mußte sie in irgend welcher entsetzlichen Beziehung zu der Leiche stehen.

Dieser Vorfall war es namentlich gewesen, der die öffentliche Meinung, — welche in kleinen Städten viel schneidiger ist als in großen, gegen die arme Susanna aufgehetzt hatte, und diese ward immer mehr erbittert, als das Gericht keinerlei Miene machte, der alten Zauberin zu Leibe zu gehen.

Ob Susanna selbst von diesem Ungewitter etwas wußte, das werden wir erfahren.

Wir haben gesehen, das dennoch ein Wesen den Muth hatte, die Schwelle der alten Susanna zu betreten; fügen wir hinzu, daß es trotz dem allgemeinen Gerede Personen in der Stadt gab, welche aus der Hütte der alten Susanna in heimlich genauem Rapport standen; fassen wir also Courage und suchen wir die Hütte auf, um die Zeit, wo Susanna eben aus dem Hause des Majors von Wennberg zurückgekehrt ist.

Vom Thurm der Kirche schlägt es eben halb neun Uhr; die Beleuchtung der Straße ist elend und unzureichend, wie dies in mittleren Provinzialstädten stets zu sein pflegt, und die Einführung des Gases hat auch hier auf die öffentliche Illumination keinen wesentlichen Einfluß gehabt. Am Thor vor der Steuerhube steht einer der Zöllner unter dem Wetterdach, tief in den Mantel gehüllt, in die Brüstung der Thür gelehnt, und läßt den Kopf träge auf die Brust sinken. Die Brücke ist verübet, das sonst so gelbe Canalwasser blickt schwarz und unheimlich auf beiden Seiten herauf, und das Weiden- und Erlengebüsch streckt gespenstisch seine Zweige in den dunklen Horizont. Kein menschliches Wesen ist zu sehen; überall unheimliche Stille.

Susanna's Hütte liegt im tiefsten Dunkel; ein modriger, dumpfer Geruch bringt aus dem sumpfigen Boden der Gärten und Wiesen; in langen Unterbrechungen kleidet eine Unke ihre Frühlingsahnungen in klagende, melancholische Töne.

Raum hundert Schritte über den Plan zur Rechten der Brücke führen uns an den kleinen Garten Susanna's, der vor der niedern Hausthür getheilt ist. Die Thür selbst, sonst wohl verriegelt, ist heute nur ins Schloß gelegt. Vollständige Dunkelheit herrscht auf dem schmalen Flur.

Vermöge der natürlichen Zauberri, mit welcher wir selbst die geheimnißvollen Thüren zu finden wissen, öffnen wir im Hintergrunde des sackähnlichen Flurs eine niedre Thür zur Linken und treten in ein durch eine Lampe matt erhelltes Gemach, dessen seitwärts liegendes einziges Fenster durch Laden so sicher verwahrt ist, daß auch nicht der geringste Lichtstrahl hindurchbringt.

Dieses Gemach zeigt ein Gemisch von traulicher Gemüthlichkeit und Selbstamkeit des ersten Eindrucks. Nichts war hier vorhanden, was auch nur im Entferntesten auf alle die mystischen Anschuldigungen hindeutete, mit welchen man Susanna,

vielleicht ohne ihr Wissen, verfolgte; hier erinnerte nichts an irgend etwas Uebernatürliches, und sicherlich würden die boshaften Zungen der Stadt am leichtesten curirt worden sein, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, Susanna's Häuslichkeit zu sehen.

Eins vor Allem fällt uns beim Betreten dieses kleinen Gemachs auf: es herrscht in demselben eine, man möchte sagen vornehme Sauberkeit, welche nur den Naturen eigen, deren Instinkt durch eine sorgfältige Erziehung auf Ordnung, Geschmack und Symmetrie hingeleitet worden. Nicht minder behaupten die wenigen Mobilien, welche hier Platz gefunden, daß Susanna keineswegs ein daher gelaufenes altes Weib war, was durch geheimnißvollen Focuspocus ohne jede Verrechtigung eine intensive Stellung zur Gesellschaft einzunehmen sucht.

Ein Bett, mit rother Steppdecke belegt und von makellos weißen Vorhängen umgeben, nahm den größten Raum des Gemachs ein, ihm gegenüber stand ein Divan, mit schwarzem Atlas überzogen, vor demselben ein kleiner Tisch, ebenfalls mit einem schwarzen Seidenteppich belegt; auf demselben ein paar vergoldete Armleuchter, mit ebenfalls schwarzen Emailleplatten eingelegt.

Freilich verrieth diese Vorliebe für das Schwarze eine sonderbare düstre Gemüthsstimmung der Bewohnerin, indeß auf dergleichen Geschmack kann der harmloseste Mensch gerathen, jedenfalls stimmte derselbe mit Susanna's Einstieblerleben durchaus überein. Eine Kommode mit schwarzer, ebenholzartiger Politur, ein runder Spiegel mit eben solcher, aber vergoldeter Fassung, ein paar Stühle von demselben dunklen Holz vollendeten das Mobiliar.

Und dennoch finden wir bei genauerem Umherschauen noch einen Gegenstand, der zu den Bedürfnissen der Lebendigen, und also auch zu einem rechtschaffenen Mobiliar nicht gehört,

obgleich er schließlich jedem Menschen unentbehrlich ist. In der Ecke nämlich, zwischen dem Bett und dem kleinen schwedischen Ofen stand ein schwarzer Sarg mit einem vergoldeten Henkel, so blank und sorgfältig gepußt wie die übrigen Mobilien; — ein Beweis, daß die Inhaberin dieser Wohnung ihm dieselbe Sorgfalt widmete wie den übrigen Gegenständen.

Welchen Zweck dieser ungewöhnliche Gegenstand hatte, das werden wir später erfahren. Sehen wir uns jetzt nach Susanna selbst um.

Diese lag ausgestreckt auf dem Sopha in den heftigsten Zuckungen, welche ihr todtbleiches Antlitz verzerrten, ihre Gesichtszüge in einem unheimlichen Spiel erhielten, dem Auge einen kalb entsetzlich wilden, bald starren geisterhaften Ausdruck gaben und ihre Glieder oft wie im Fieberfroßt schüttelten. Dann und wann entrang sich ihrer Brust ein ängstlicher, tiefer Klagelaut, die abgemagerten Hände umklammerten ein kleines goldenes Kreuzifix und preßten sich convulsivisch auf der Brust zusammen.

So lag Susanna nach ihrer Rückkehr vielleicht eine Viertelstunde da, während die einzige Kerze auf dem Tisch tief herabbrannte und bald zu verlöschen drohte. Plötzlich aber streckten sich ihre krampfhaft zusammen gezogenen Glieder, ein langer Seufzer verrieth, daß die Convulsionen zu weichen begannen; ihre Hände sanken auf das Sopha, das kleine Kreuzifix fiel zu Boden.

Vielleicht gewedt durch dieses leise Geräusch nahmen Susanna's Augen allmählig einen milderen Ausdruck an, die krampfartige Spannung ihrer Gesichtszüge gab nach, erschlafft und ohne ein Glied zu rühren, lag sie Minuten lang da.

Betrachten wir uns dies geheimnißvolle Wesen inzwischen näher. Susanna's Gestalt war von nicht gerade imponirender, aber doch ungewöhnlicher Höhe; wie wir sie im Hause des Majors erscheinen sahen, war sie geblüht und matt, aber nicht

das Alter konnte daran Schuld sein, denn Susanna mochte höchstens fünfzig Jahre zählen. Dagegen war ihre Gestalt hager und abgezehrt.

Ihr Antlitz verrieth beim ersten Anblick die Spuren einer früheren außerordentlichen Schönheit. Dem schwarzen, etwas stechenden Auge sah man es an, daß es viel geweint, denn hatten die Thränen auch den Glanz des Auges nicht zu verlöschen vermocht, so hatten sie doch auf der nächsten Umgebung desselben ihre verwüstenden Spuren zurück gelassen. Ihre Stirn war hoch und gebietend, von schwarzem, leicht mit Silber durchflochtenem Haar umgeben, ihre eingesunkenen Schläfe durchzogen einige blaue, hochliegende Adern, von denen die eine im Bidschad die Stirn hinanstieg; ihre Nase war aristokratisch gebogen, ihr, von einigen Falten umzogener Mund verrieth noch heute die einstige Schönheit. Ihre Gesichtsfarbe war eisig kalt und bleich, auf dem ganzen Antlitz ruhte ein steinerner Ernst, und namentlich die Partie der Augen und Schläfe sprach von Ereignissen der Vergangenheit, welche die innere Gluth dieses abgestorbenen Wesens mit all' ihren Leidenschaften in kalte Lava verwandelt.

Wie wir sie da sehen und wie sie uns demnächst erscheinen wird, rechtfertigt sie keineswegs die ihr allgemein gewordene Bezeichnung der „alten“ Susanna, vielmehr dürfen wir annehmen, daß sie sich dieses Epitheton absichtlich erworben, da sie, wenn sie einmal ihre Einfiebelei verließ, sich den Anschein eines viel höheren Alters gab, als sie wirklich besaß.

Fünf Minuten lang mochte Susanna fast regungslos da gelegen haben. Das Licht knisterte, tief herabgebrannt, und glühte auf dem Metall des Leuchters; Susanna schien es nicht zu hören.

Plötzlich aber weckte sie ein ganz leises Geräusch an der Thür aus ihrer lethargie. Ihr Auge, ihr Ohr lauschte, ohne

daß sie ihre Lage veränderte. Nur die eine Hand suchte nach dem verlorenen Kreuzifix.

Susanna's Antlitz war dem Fenster zugekehrt, sie konnte daher die Thür nicht ins Auge fassen, in welche soeben eine verummante weibliche Gestalt herein huschte.

Es war Amine, welche über dem Kopf die Kapuze, unter der die schwarzen Augen hervorleuchteten, zaudernd, furchtsam und unschlüssig auf der Schwelle stehen blieb, und trotz ihrer früher gezeigten Courage nicht einzutreten wagte. Die Hand unter das Kinn gestützt, den Blick fest auf das Sopha geheftet, stand sie da.

Susanna glaubte sich getäuscht zu haben; ihre Hand fuhr über die Stirn, als wolle sie ihre Sinne wach rufen; ein wiederholtes leichtes Zucken ihrer Gesichtsmuskeln verrieth die momentane Wiederkehr der Schmerzen.

„Susanna!“ drang es jetzt leise und furchtsam geflüstert mit zitternder Stimme von der Thür her . . . „Susanna, ich bin's!“

Amine wagte sich nicht von der Stelle; die tiefe Stille, das Halbbunkel des Zimmers und das Knistern des herabgebrannten Lichtes mochten dem armen Kinde Furcht einslößen.

Jetzt erhob sich Susanna in ihrer ganzen hohen Gestalt, deren Magerkeit die Höhe nur noch vergrößerte. Schweigend griff ihre Hand zu dem nächsten Leuchter, zündete das Licht an und wandte, während sich ihre Rechte auf den Tisch stützte, das durchdringende Auge zur Thür.

Wie sie dastand in ihrem simplen schwarzen Gewande, das leicht mit silber gemischte Haar über die Schultern zurück geworfen, der Schleier, der vorhin ihr Haupt umgab, auf den Nacken zurückgesunken — so war Susanna wirklich imponirend, und die seltene Ruhe, das unstörbare Gleichmaß in ihren Bewegungen, das bleiche Antlitz und das stehende Auge waren wohl geeignet, der armen Amine ein Frösteln durch die Glieder

zu jagen, das sie doch sonst nicht in Susanna's Gegenwart empfunden.

Was alle Andern von diesem Weibe abstieß, das eben zog Amine mit einer ebenso unbegreiflichen, wie unwiderstehlichen Gewalt zu ihr; Amine selbst vermochte sich über diese Sympathie keine Rechenschaft zu geben, sie wußte nur, daß weder die unvortheilhaften Gerüchte, welche über Susanna in Umlauf waren, noch das strenge Verbot ihrer Eltern, zu Susanna zu gehen, sie von dieser zu trennen vermochte, denn jede Stunde, wo sie unbeachtet von den Eltern und den Nachbarn entschlüpfen konnte (und dies waren in der Regel die Abendstunden, wenn der Vater im Casino und die Mutter bei irgend einer Freundin war), widmete sie unfehlbar dem Besuch der Einsiedlerin.

Auch Susanna ihrerseits schien ein eignes Interesse für das schöne Mädchen zu empfinden, sie fesselte Amine auf jede mögliche Weise an sich, und wie das Auge der Bittenden an der Madonna hing der Blick des Mädchens an Susanna's Munde.

Dennoch lag, aus Gründen die wir kennen, heute etwas Ungewöhnliches in dem Benehmen des jungen Mädchens gegen Susanna. Aminens Blick war unstät und ängstlich, ihr Antlitz bleich und zerfahren, ihre Brust hob sich in merkbarer Bekommenheit und rang nach Athem. Dem Kaninchen gleich, das vor dem unerwarteten Anblick der Schlange erstarrt, stand die sonst mit Susanna so vertraute Amine vor ihrer Freundin.

Eine Minute verstrich in Schweigen; Susanna's scharfer stechender Blick ruhte forschend, mit einem unerkennbaren Wohlgefallen, in das sich jedoch ein uns noch verschleiertes Gefühl mischte, auf dem Mädchen.

Susanna brach zuerst das Schweigen.

„Du bist athemlos, Amine!“ sagte sie mit klangreichem Organ, in welchem wir die Grabesstimme jenes Gespenstes

von vorhin nicht wieder erkennen. „Was ist geschehen und was führt Dich zu so ungewöhnlicher Stunde hieher?“

Amine war frappirt durch diese Frage. Susanna erwartete sie ja doch ihrer Meinung nach, und jetzt wunderte diese sich über ihr Erscheinen.

Wo blieb Arminens Courage! Diese seltsame und ihrer Ansicht nach lieblose Frage machte sie nur noch verwirrter und jagte ihr das Blut in die Stirn.

Amine wollte erwidern, fand aber keine Worte, sondern schlug beschämt und verlegen die schönen Augen zu Boden. Bei dieser Gelegenheit fiel ihr ein, daß Susanna sie auf der Schwelle stehen ließ, ohne sie herein zu nöthigen, und das verlegte ihren Stolz.

Susanna mochte durch die Verlegenheit des armen Kindes ihre abstoßende Kälte selbst gefühlt haben; ein mitleidiges Lächeln strich wie ein Winter Sonnenstrahl auf dem Eisfeld über ihr strenges Antlitz. Aber auch in dieses Lächeln mischte sich jener geheimnißvolle, sichtbar ironische Zug von Schadenfreude, mit welchem ihr Auge Amine beim Eintritt gemustert.

Langsam und mit einer gewissen Feierlichkeit schritt sie zur Thür und faßte Aminens Hand.

„Verzeih, mein Kind, wenn Susanna Dir ein wenig schroff erschienen“, sagte sie, so viel Güte und Wohlwollen in ihre Stimme legend als diese eben zu moduliren vermochte. „Du weißt, der Mensch ist nicht immer seiner Stimmung mächtig, es giebt Augenblicke, in welchem unser Gemüth sein Metall verloren hat und es selbst der Berührung der Freundschaft keinen sympathischen Klang zurück zu geben vermag. Dergleichen Augenblicke sind mir viele beschieden; kränklich wie ich bin, habe ich Stunden, in welchen in mir eine Saite nach der andern zerreißt und meine Vernunft bei der größten Anstrengung die Harmonie in mir nicht herzustellen vermag. So, Amine, traiffst Du mich eben. Vergiß den Eindruck meiner Frage;

komm, setz' Dich zu mir, mein Kind, Du weißt ja, daß Du mir stets willkommen bist!"

Auf Aminens Herz fielen diese Worte wie heilender Balsam. Ihre Verlegenheit war gehoben, ihr Stolz war versöhnt, ihre ganze Mission gerettet, und das letztere war ja die Hauptsache.

Wieder Vertrauen fassend schlug sie das Auge zu Susanna auf; sie sah das glittige Lächeln ihrer Freundin, dieses Lächeln, welches das arme, unerfahrene Kind stets mit unsichtbaren Zauberfäden umspann und sie rettungslos in die Hand dieses Weibes gab, ohne daß es ihr jemals einfiel, über deren wirklichen Charakter und Absichten nachzudenken.

Es giebt Wesen, die über das einsältige Gemüth des Kindes eine unumschränkte Gewalt üben, selbst wenn dieselben innerlich zu dem letzteren in gar keinem natürlichen Rapport stehen, und so gestalten sich denn im Leben oft Freundschaften und innige Bündnisse, die man dem Zusammenleben von Schlangen und Fischen in den amerikanischen Prairien vergleichen möchte.

Das sind Bündnisse, die selten zu guten Resultaten führen und leider nur zu oft zum Verderben des Unerfahrenen reichen.

Wir haben hier keinerlei Anlaß, dies mit Bezug auf Susannas und Aminens Freundschaft zu äußern; unsre Andeutung soll vielmehr einstweilen nur eine allgemeine Reflexion oder eine Hindeutung darauf sein, daß nicht immer die Natur die heterogensten Individuen zusammen führt und verbindet, daß es vielmehr Egoismus und schlaue Berechnung des Klügeren ist, der den minder Erfahrenen ausbeutet.

„Ich glaubte, Ihnen unwillkommen und lästig zu sein, Susanna“, sagte Amine, während ein glückliches Lächeln auch über ihre Wangen strich, „und doch mußte ich hieher; ich hatte eine Angst, eine Seelenangst, die mich während der Nacht

verzehrt haben würde, wenn ich Sie nicht heute noch sehen dürfte.“

„So schöpfe erst Athem, armes Kind“, sagte Susanna, während sie Amine zum Sopha führte, diese die Kapuze ihres Mantels von der Stirn zurückschlug und ein Antlitz zeigte, in welchem das junge, schnelle Blut wieder in ganzer Lebensfrische circulirte.

Ohne den Mantel abzulegen, nahm Amine neben Susanna auf dem schwarzen Sopha Platz. Forschend aber unmerkbar blickte inzwischen aus Susannas Auge ein scharfer Seitenblick auf das reizende, von dem schnellen Spaziergange lebhaft geröthete Antlitz des schönen Kindes, während Amine mit den weißen Elfenhänden die dunklen Locken zurückstrich und darüber nachzudenken begann, wie sie ihr wichtiges Anliegen einkleiden oder wenigstens einleiten sollte, denn sie besaß vor Susanna, wie schon gesagt, den höchsten Respect, besaß auch Erziehung und Tact genug, sie nicht verletzen zu können oder zu wollen.

Plötzlich aber fiel ihr die Angst ihrer Schwester Lischen und die Wahrscheinlichkeit ein, daß die Eltern jeden Augenblick zurückkehren und nach ihr fragen konnten; es war also nicht lange Zeit zum Parlamentiren. Ueberdies fühlte sie, daß Susanna den Zweck ihres Besuches zu hören erwartete, sie fühlte gewissermaßen den scharfen Seitenblick derselben auf ihren Wangen, denn diese begannen zu glühen; sie mußte also heraus mit der Sprache.

„Susanna“, begann sie Muth fassend, „Sie haben heut Abend meine Schwester Lischen und auch mich in große Angst versetzt. Lischen schwimmt zu Hause in Thränen und vergebens habe ich versucht, sie zu trösten. Ich fürchte, sie verfällt wieder in ein hitziges Fieber und deshalb mußte ich zu Ihnen, Susanna, um mir und ihr Trost und Aufschluß zu holen.“

Amine hielt hier inne. Sie erwartete lauschend die Antwort Susannas.

Anstatt derselben herrschte das tiefste Schweigen; kein Wort kam über Susannas Lippen.

Ungeduldig wagte Amine einen scheuen Seitenblick auf ihre Nachbarin. Diese saß wie leblos da, die Hände im Schooß gefaltet, das Auge starr vor sich hin gerichtet.

„Sie hörten mich, Susanna?“ fragte Amine mit etwas unsicherer Stimme, während ihr Herz abermals zu pochen begann.

„Ich höre, aber ich verstehe Dich nicht, mein Kind!“ antwortete Susanna mit fast tonloser Stimme, ohne sich zu regen.

Amine beschloß, sich kürzer zu fassen und gerade auf die Sache los zu gehen.

„Sie sprachen heut Abend von einem weißen Schein“, sagte sie, nur mit Zittern diese letzten Worte über die Lippen bringend. „Ich beschwöre Sie, Susanna, sagen Sie mir: was meinten Sie mit dem weißen Schein? . . . Sagen Sie es mir, damit ich meine Schwester trösten kann, oder ist es etwas Schlimmes, so bereiten Sie mich wenigstens auf das Entsetzliche vor! Ich bin stark genug, auch das Schlimmste zu hören; nur Gewißheit, liebe, gute Susanne! Nur Gewißheit, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist.“

Abermals eine Pause, während welcher Aminens Blick in höchster Seelenangst an Susannas Lippen hing.

Zu ihrem Schrecken sah sie, wie die letztere so steinern und regungslos blieb wie vorhin. Kein Zug auf ihrem Antlitz verrieth, daß die Worte des geängsteten Kindes auch nur den leisesten Eindruck auf sie gemacht, sie waren wie ein Tropfen auf einen Marmorbloch gefallen.

Amine trat der Angstschweiß auf die Stirn. Ihr Herz ward so bellommen, daß es nicht Raum mehr in der Brust hatte, so entsetzlich war ihr Susannas Schweigen. Ihr erschien

es in diesem Augenblick, als wäre selbst die schlimmste Antwort noch tröstend gegen diese Starrheit.

Und inzwischen verstrich die Zeit; der Zeiger auf der ihr gegenüber hängenden Uhr rückte Secunde um Secunde vorwärts — und Susanne schwieg noch immer.

„Susanna!“ rief Amine endlich, mit ihren beiden Händen den Arm ihrer eifigen Nachbarin erfassend. Sie versuchte sich ihrer Hand zu bemächtigen, zog aber die ihrigen schnell zurück, denn Susannas Hände waren kalt wie die einer Leiche. Und dennoch lebte Susanne; dennoch dachte sie, das sah sie an ihrem Auge, ihrer Stirn.

„Susanna, ich beschwöre Sie, geben Sie mir Antwort!“ wiederholte Amine mit einer so innig und so ängstlich flehenden Stimme, daß sie einen Stein hätte erweichen können. „Sie sehen mich in Todesangst, in Verzweiflung,“ rief sie, „und Sie schweigen! Sie ergößen sich an meiner Qual, und dennoch machten Sie mich so oft glauben, Sie seien mir zugethan! Pfui, Susanna, Sie sind kalt und herzlos! Sie stoßen zwei arme Kinder in Todesangst — — Sie schweigen, Sie ergößen sich daran!“

In der That schien Susanna durch diese Verufung auf ihre Freundschaft allmählig wieder aufzuleben. Sie erhob das Auge, richtete es gerade vor sich hin und schüttelte langsam den Kopf.

„Du sprichst von einem Schein, mein Kind,“ sagte sie langsam und gedehnt, „ich aber habe keinen Schein eines Begriffs von dem, was Du sprichst!“

Damit starrte Susanna wieder vor sich hin, wer sie aber genauer beobachtete, hätte in ihrem dunklen Auge einen flüchtigen Blitz gewahrt, den sie schnell unter ihrem Augenlid zu verdecken mußte.

Auf Amine brachten diese Worte in der That die Wirkung eines Blitzes hervor. Mit ebenso großer Entrüstung wie Ent-

setzen fuhr sie halb auf und schaute Susanna mit ihrem funkelnden Auge an, als wolle sie dieselbe durchbohren.

Daß Susanna eine Unwahrheit sprechen könne, hätte sie nimmer für möglich gehalten. Und doch, mit welcher Ruhe und Gleichgültigkeit hatte sie sich soeben verleugnet, mit welcher Stirn sprach sie diese Lüge! Sie behandelte Amine offenbar wie ein Kind, dem man das Handgreiflichste ausreden kann, und dies war der Hauptgrund von des Mädchens Entrüstung. Eine gewisse Verachtung für Susanna beschlich sie unwillkürlich, ihr heißes Blut würde sie zu einem Ausbruch derselben verleitet haben, wenn sich nicht zur rechten Zeit ihre Angst um die Erfüllung ihres Zweckes hinein gemischt hatte.

„Susanna!“ rief sie, sich ganz aufrichtend und sie scharf fixierend, „Sie wollen mich verspotten, Sie treiben Ihr Spiel mit mir! Gewiß,“ setzte sie mit Bezug auf Susannas früheres Worte hinzu, „haben Sie auch Momente, in denen Sie die Seelenruhe Anderer zum Spielball Ihrer Gefühllosigkeit machen!“

Susanna machte eine leichte abwehrende Bewegung; ein kaltes Lächeln spielte auf ihrem Gesicht. Wir lassen es dahin gestellt, welche Beweggründe sie veranlaßten, die arme gefolterte Amine, welche sie sonst mit so viel sorgsamer Liebe an sich gefesselt, gerade jetzt an ihr irre werden zu lassen, sie gewissermaßen von sich zu stoßen; jedenfalls handelte das kluge Weib nach einem bestimmten Plan. Susanna spielte offenbar mit dem unerfahrenen Mädchen, das sich ihr trotz dem strengen Verbot der Eltern so vertrauensvoll angeschlossen, das bereits seit Jahren an ihr gehangen und das in seinem Vertrauen stark genug war, sich durch keins von all den über Susanna umlaufenden Gerüchten in ihrer Zuneigung beirren zu lassen.

Doppelt schwer empfand natürlich Amine jetzt die Lieblosigkeit ihrer Freundin in einem Moment, wo sie gerade an die Aufrichtigkeit derselben appellirte.

Als Susanna auch jetzt noch schwieg, als Amine kein an-

deres Mittel sah, diese Sphinx zum Reden zu bringen, faltete sie, sich vor sie stellend, flehend und inbzwänglich die Hände und blickte sie mit unendlich wehem Auge an.

„Susanna,“ rief sie mit tief bewegter Stimme, „Sie sehen meine Angst und Sie fühlen kein Mitleid, Sie haben kein Gefühl für die Besorgniß eines Kindes, das um die Seinigen zittert! Eine Ahnung, eine fürchterliche Ahnung sagt mir, daß Ihr Erscheinen in unfrem Hause, daß die unerklärlichen Worte, die Sie ausstießen, uns ein Unglück prophezeien! Danger und heißer wird mir um's Herz, je länger ich darüber nachdenke! . . . Susanna,“ rief sie mit Schluchzen, indem sie sich vor ihr auf die Knie warf, ihre Arme auf Susannas Schooß stützte und deren Hände mit fieberhafter Angst ergriff, „Susanna, sein Sie aufrichtig! Sie, eine Prophetin, die in die Ferne, in die Zukunft schaut, Sie hatten ein Gesicht ähnlich denen, von welchen Sie mir öfter erzählten; Ihr prophetischer Geist führte Sie zu uns, Sie folgten einem weißen Schein, Sie sahen ihn auf dem Ruhebetto meines Vaters verschwinden . . . Susanna, ich flehe Sie an, sagen Sie mir: droht ihm ein Unglück? Sprechen Sie, damit es sich vielleicht abwenden läßt; auf meinen Knien beschwöre ich Sie!“

Der unendliche Schmerz des Mädchens, der flehende Ausdruck ihrer schönen Augen mochte die Eishülle erweicht haben. Ihr Antlitz verlor plötzlich seine Starrheit, ihre Züge milderten sich; sie legte die Hand auf Aminens Haupt und streichelte ihre dunklen Locken.

„Thörichtes Kind,“ sagte sie langsam und weich, „nichts läßt sich abwenden, was einmal im Buche des Schicksals verzeichnet steht, und keinem Sterblichen ist es gelungen, sein Urtheil zu verhindern. Uebrigens beruhige Dich; mir ist nichts bewußt, was Dir Ursache zur Besorgniß geben könnte. . . Kehre also nach Hause zurück, denn es wird spät; morgen wirst Du von mir hören!“

„O, Dank, tausend Dank!“ rief Amine, indem sie Susannas Hand an ihre Lippen drückte. „Sie geben mir das Leben, die Ruhe zurück; jetzt kann ich auch Fischen beruhigen, die gewiß in Thränen daheim sitzt. . . . Noch einmal, tausend Dank, Susanna, und Verzeihung, wenn ich Sie verletzte!“

Wieder flog derselbe ironische Zug über Susannas Antlitz. Amine bemerkte ihn nicht, sie war aufgesprungen, warf in aller Eile die Kapuze wieder über das Haupt und wollte sich zur Thür wenden.

Plötzlich aber prallte sie zurück, stieß einen Laut der Ueberraschung aus und schmiegte sich eng an Susanna.

„Mein Gott,“ flüsterte sie, „wir sind nicht allein!“

„Nicht allein?“ wiederholte Susanna, das Antlitz zur Thür wendend. „Du scheinst heut im Fieber zu sprechen, Kind; wer sollte uns stören!“

Während ihre Hand noch in der Susannas zitterte, blickte Amine noch einmal zur Thür, dann schaute sie verwirrt und beschämt vor sich auf den Boden.

„Sonderbar!“ murmelte sie. „War's mir doch, als habe ich ihn dort in der Thür gesehen! . . Es kann wahr sein, der Schreck hat meine Sinne aufgeschreckt und verwirrt! Ich begreife mich selbst heute nicht!“

Und beruhigt nahm sie von Susanna Abschied, ließ sich von dieser über den schmalen dunklen Flur bis zur Hausthür geleiten und verschwand wie eine Fledermaus in der Dunkelheit. —

War auch Amine durch Susannas Geistesgegenwart und Ueberlegenheit leicht zu täuschen gewesen in dem Grade, daß sie ihren eignen scharfen Augen mißtraute, so war es doch nicht minder wahr gewesen, daß in demselben Augenblick, wo sie sich hatte verabschieden wollen, räthselhafterweise derselbe junge Mann, tief in den Mantel gehüllt, auf der Schwelle erschienen und auf einen Wink Susannas wieder verschwunden war, den sie vor einigen Tagen bei der Schauspielerin Victorine gesehen.

III.

Ein verhängnißvoller Tag.

Raum sah sich Eischen allein, als auch ihre von der Schwester nur künstlich beschwichtigte Angst wieder Raum gewann. Das Vorgefallene hatte in ihren Augen einen so übernatürlichen Anstrich, daß alle Vernunftgründe, die sie gegen dasselbe anbot, nicht ausreichen wollten.

Eischen erinnerte sich, daß Amine ihr gerathen, einen der dienstbaren Geister herein zu rufen, damit sie nicht allein sei; im Zimmer erschien ihr Alles so gespenstisch und unheimlich, die Schatten, welche die Möbel warfen, das Ticken der Uhr, und namentlich die zum Zimmer des Vaters führende Thür, die ja jeden Augenblick sich wieder öffnen konnte — Alles jagte ihr neuen Schreck ein. Zum Unglück schien auch das Licht der Lampe immer matter zu werden; dieselbe konnte — vielleicht aus sehr natürlichen Gründen — erlöschen, und wenn sie dann im Dunkeln gewesen wäre — — hu! Dieser Gedanke jagte ihr ein Frösteln durch alle Glieder. Sie faßte sich ein Herz, sprang mit einem ängstlichen Seitenblick an der entsetzlichen Thür vorbei, riß die zum Flur führende auf und rief Friedrichs Namen.

Dieser hatte sich eben, die baldige Rückkehr seines Herrn erwartend, in seine Kammer begeben; er hörte den Ruf und erschien.

„Das gnädige Fräulein befehlen?“ fragte er, die Thür der Kammer hinter sich schließend und auf den eigentlichen Befehl wartend.

„Friedrich . . . ich wollte . . . ich möchte . . . Friedrich, sieh einmal nach der Lampe, sie will erlöschen!“ stieß sie schnell heraus, froh, auf diesen Gedanken gerathen zu sein.

„Ich habe sie doch in Ordnung gebracht!“ brummte Friedrich vor sich hin, und folgte dem Mädchen ins Zimmer.

Aber wie oft und genau Friedrich auch die Lampe hin und her besah, wie gründlich er ihren Mechanismus und ihren Oelgehalt prüfte, er vermochte nichts Mangelhaftes an der Lampe zu finden und seiner Meinung nach hatte sie noch nie so hell gebrannt wie gerade heute Abend. Dagegen überführte ihn ein einziger Blick auf das Antlitz des Mädchens, daß er dasselbe noch niemals so bleich und aufgeregelt gesehen wie gerade jetzt.

Friedrich schüttelte kaum merkbar den Kopf. Er glaubte zu merken, daß dem Mädchen etwas auf der Zunge liege. Da die Kinder unter seinen Augen herangewachsen waren, kannte er Beide zu genau, als daß Lischens Antlitz ihn hätte täuschen können.

Wartend und scheinbar die Lampe beobachtend stand er am Tisch.

„Haben das gnädige Fräulein noch etwas zu befehlen?“ fragte er endlich zögernd.

„Das nicht gerade, Friedrich . . . aber . . . es ist wohl albern, jedoch . . . ich gestehe Dir, Friedrich, mir ist so ängstlich zu Muthe, ich fürchte mich allein zu sein . . . Amine ist soeben zu einer Nachbarin gesprungen . . .“

„Um, was kann Ihnen hier geschehen, gnädiges Fräulein? Zudem wird der Herr Major jeden Augenblick zurück sein können . . .“

Plötzlich fiel es Friedrich wieder ein, daß er am Abend eine seltsame Gestalt hatte die Treppe hinab schweben gesehen. Lischen war doch sonst so mauchen Abend allein im Zimmer gewesen, ohne daß sie sich gefürchtet . . . Friedrich combinirte, daß möglicherweise diese Furcht ihre besondere Veranlassung haben könne. Er wußte jedoch nicht, wie er eine darauf bezügliche Frage anbringen sollte.

Inzwischen war Lischen in derselben Lage.

„Sag mir, Friedrich,“ begann sie mit heiserer Stimme, „glaubst Du wohl an übernatürliche Erscheinungen?“

„Ich verstehe das gnädige Fräulein nicht,“ antwortete Friedrich, das Mädchen groß anschauend. „Sie meinen doch nicht etwa gar Gespenster?“

„Nicht doch, Friedrich! Ich meine: glaubst Du an Vorbedeutungen und Weissagungen?“

Friedrich schüttelte ungläubig den Kopf.

„Das sind lauter Albernheiten, gnädiges Fräulein, mit denen sich ein ehrlicher Christenmensch nicht herumtragen soll . . . Freilich,“ setzte er hinzu, indem er eine trübselige Miene annahm und sich hinter dem Ohr kratzte, „freilich, ehe meine selige Mutter starb, und das sind nun einige dreißig Jahre schon her . . . wurde mir auch von einer alten Kuhhirtin in dem Gehöft, wo ich in Quartier lag, prophezeit, es werde mich ein Unglück treffen, aber . . .“

„Siehst Du, Friedrich?“ fiel ihm Lischen ins Wort, während ihr Auge sich mit Thränen füllte.

„Aber,“ setzte Friedrich seine Rede fort, „das konnte auch mit ganz natürlichen Dingen zugehen; die Alte wußte, daß mein Pferd krank war, das mir so sehr an's Herz gewachsen war; es starb nach einigen Tagen und sie konnte auch dieses Unglück gemeint haben . . . Uebrigens, gnädiges Fräulein,“ fuhr er in anderem Tone fort, „scheint es mir, als müßte Ihnen etwas passiert sein; wenn mir recht ist, sah ich heut Abend eine fremde Person die Treppe hinunter gehen. Da ich nun für die Sicherheit des Hauses dem Herrn Major Rechenschaft schuldig bin und ich genau achten muß auf Alles, was hier aus- und eingeht, so . . .“

„Hier ist Niemand gewesen, Friedrich!“ fiel ihm Lischen, die in ihrer Aufregung selbst nicht wußte, was sie that oder wollte, ins Wort. „Du hast wahrscheinlich meine Schwester die Treppe hinunter eilen gesehen.“

„Fräulein Amine? Nein gnädiges Fräulein, ich kenne ihren Tritt; es muß eine fremde Person gewesen sein.“

Friedrich selbst war abergläubisch, seine Neugier hatte ihre guten Gründe.

„Aber ich versichere Dich, es war Niemand hier!“ wiederholte Vischen.

„Haben das gnädige Fräulein sonst noch einen Befehl?“ fragte Friedrich, dem auf diese Versicherung hin ein Gedanke im Kopf aufstieg, mit welchem sich ihm zugleich eine Gänsehaut über den Rücken zog.

„Nichts, Friedrich!“ antwortete Vischen ganz zerstreut und schon im nächsten Augenblick diese Antwort bereuend, da sich Friedrich mit einem Büdling aus dem Zimmer zurückzog, und sie also wieder allein blieb.

Friedrich bezag sich sofort in seine Kammer, kreuzte dort die Arme über die Brust und starrte in das vor ihm auf dem Tische stehende Licht.

„Es ist sonderbar!“ brummte er mit seiner tiefen Bassstimme. „Furcht kenne ich nicht; aber es steht fest, daß es Dinge giebt, die man mit seinem nüchternen Verstande nicht zu begreifen vermag. (Friedrich holte die Flasche hervor, um der Nüchternheit des Verstandes mit der nöthigen Inspiration zu Hülfe zu kommen.) Das gnädige Fräulein versichert, es sei Niemand bei ihr gewesen und ich weiß, daß sie niemals mit Unwahrheiten umgeht; trotzdem habe ich ganz deutlich eine Weibsperson die Treppe hinunter gehen sehen. Anfangs hielt ich sie für die Hanne, denn so kam sie mir ganz vor, ja ich hätte darauf schwören mögen, daß sie es gewesen, und ich möchte auch jetzt noch darauf schwören. Als ich aber, um mich zu überzeugen, in die Küche schaute, stand die alte Donnerhege da und schenerte den großen Kessel . . .“

Friedrich griff abermals zur Flasche, denn er sah sich vor einem großen Räthsel, das zu lösen der nüchterne Verstand

seiner Meinung nach nicht fähig war, und in der That schien ihm diese den Schlüssel zu dem Räthsel zu geben.

„Es ist noch niemals vorgekommen, daß sich des Abends fremdes Weibsvolk hier im Hanse hat sehen lassen,“ räsonte er weiter. „Bei dem gnädigen Fräulein ist Niemand gewesen, die alte Hanne war in der Küche und doch hatte die Gestalt, von hinten gesehen, eine so merkwürdige Aehnlichkeit mit ihr, daß sie zum Verwechseln waren . . . (Friedrichs Augen erweiterten sich hier, sie nahmen einen gläsernen Ausdruck an, der eben in ihm aufsteigende Gedanke lenkte seine Hand abermals zur Flasche, dann legte er den Finger wagerecht an die Stirn). „Die alte Hanne,“ sagte er mit feierlicher Stimme, „habe ich des Nachts oft auf dem Boden umher wirthschaften gehört und sie immer für eine Art von bösem Geist gehalten; ganz richtig ist es mit ihr nie gewesen, es ist also nichts wahrscheinlicher, als daß die alte Hexe zu den Leuten gehört, die zweimal auf der Welt sind, daß sie eine Doppelgängerin ist . . . Zweimal auf der Welt, diese Hexe, die schon einmal zu viel ist!“ setzte er mit Entrüstung hinzu, während er den Rest der Flasche hinab goß.

Friedrich beschloß, der Sache genauer auf den Grund zu kommen und fortan seine Beobachtungen anzustellen; denn hatte auch die Flasche in der That ihm Licht in dieses Dunkel geworfen, so hatte sie doch auf der andern Seite seinem Scharfblick für heute Abend dermaßen Grenzen gesetzt, daß er sich außer Stande fühlte, für heute weiter zu forschen.

Als der Major von Wennberg mit seiner Frau nach Hause zurückkehrte, kam ihm oben auf dem Hausflur der alte Friedrich mit seinem Talglicht in der Hand wackelnd entgegen. Seine Nase hatte eine Carminfarbe angenommen, seine Augen hatten etwas Schwerfälliges und Starres und glogten unbeweglich vor sich hin; von seinem sehr spärlich gewordenen Haupthaar sträubte sich, was noch vorhanden war, wie ein Indianer-

stalp in die Höhe und seine Rüstern bliesen die innere Aufregung von sich wie ein Wallfisch das Wasser.

Ein strenger Blick des Majors auf seinen sonst so zuverlässigen Diener belehrte ihn, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein müsse; seine Gattin, ohnehin etwas nervös, heftete ängstlich und stürmisch fragende Blicke auf ihn. Friedrich aber sah von Beiden nichts — er wackelte, suchte das Gleichgewicht zu erhalten, wie es der Respect vor seinem Herrn gebot, und seine Zunge versagte den Worten den Dienst, welche aus seinem Innern heraufsteigen mochten. Diese Worte waren ohne Zweifel Aeußerungen eines doppelt erregten Gemüths; Friedrich selbst aber war, wie er da stand, ein Räthsel.

„Was giebst, Friedrich, und wie kommst Du in diese Verfassung?“ herrschte ihn der Major militairisch an.

Friedrich fuhr zusammen und suchte sich zu richten. Die soldatische Gewohnheit war in ihm so groß, daß ihm dies wirklich gelang.

„Halten zu Gnaden, Herr Major,“ sagte er, indem er seine Zunge zu einer gewaltsamen Anstrengung zwang, „ich bin außer aller Verfassung. Der Herr Major wissen, daß ich mich vor dem Teufel und seiner ganzen Sippschaft nicht fürchte, aber das geht hier nicht mit rechten Dingen zu . . . Zweimal auf der Welt!“ brummte er für sich hinzu.

„Was denn! Sprich deutlich!“ rief der Major, während seine Frau, die ein wirkliches Unglück befürchtet hatte, wieder Athem schöpfte.

„Herr Major,“ fuhr Friedrich fort, „um mich kurz zu fassen: entweder die alte Hanne spukt bei lebendigem Leibe oder es muß ein anderes altes Weib hier im Hause umgehen! . . . Die Hanne ist doppelt!“

Der Major, obgleich er einer der liebenswürdigsten Familienväter sein konnte, war ein schroffer Charakter, unnaechtsilich gegen die geringsten Dienstfehler und rücksichtslos in seinen

Forderungen der strengsten Pflichterfüllung, welche letztere er auch auf seine Familie übertrug.

Ein strenger, strafender Blick aus seinem grauen, durchdringenden Auge traf den alten Friedrich; dieser richtete sich unwillkürlich, wagte aber nicht, den Blick zu erheben. Wie ein Blitz durchzuckte ihn trotzdem dieser Blick, ohne ihm jedoch die so erforderliche moralische Haltung wiederzugeben.

Der Major begriff sogleich, daß Friedrich der Flasche zugesprochen; er wußte, daß er dies nur in seltenen, außergewöhnlichen Fällen wagte, denn Friedrich war sonst stets soldatenmäßig prompt und gewissenhaft. Auf eine beunruhigendere Antwort als diese Albernheit vorbereitet, wandte er ihm jetzt verächtlich den Rücken.

„Morgen sprechen wir uns weiter!“ sagte er streng. „Geh in Deine Kammer. Die Köchin mag heut Abend Deinen Dienst versehen!“

Friedrich fuhr zusammen. Dieser Schlag schien ihn nüttern zu machen.

„Herr Major, halten zu Gnaden, lieber meinen Abschied!“

„Du hast zu wählen!“ war die kurze Antwort des Majors, der mit seiner Frau in die Thür trat.

Eine Secunde lang stand Friedrich unschlüssig da, er ballte die Hände und brummte ein Kreuzmohrenelement vor sich hin. Endlich schnell gefaßt, folgte er dem Major ins Zimmer.

Während Friedrich in seiner Kammer über das so schwierige Problem nachdachte, war Amine leichtfüßig und unbemerkt die Treppe wieder herauf gehuscht und hatte ihre Schwester aus der Einsamkeit erlöst. Mit schmerzlichem Lächeln nahm diese die Versicherungen Aminens hin, daß die Sache, wie sie aus Susanna's eigenem Munde gehört, gar nichts zu bedeuten habe, und wirklich gelang es ihr, Lischen soweit zu beruhigen, daß sie, ohne besondere Erregung zu verrathen, den Eltern bei deren Rückkehr entgegen treten konnte.

Der Abend verstrich ohne besondere von uns zu registrirende Vorfälle still und geräuschlos im Familientreise. Der Major zog sich bald in sein Zimmer zurück, um seine gewöhnlichen Amtsgeschäfte zu erledigen. Als er seinen Kindern eine gute Nacht wünschte und Beide auf die Stirn küßte, fiel ihm auf, daß die Rischen's mit kaltem Schweiß bedeckt war; indeß ward hiefür schnell eine Ausrede gefunden. Amine, die Rischen nicht aus den Augen ließ, gewahrte, wie dieselbe, als der Vater die Thür zu seinem Zimmer öffnete, von heftigem Zittern befallen wurde und sie ihm mit leichenblassem Antlitz nachschaute.

Aminens Besorgniß, daß die Schwester noch aus der Rolle fallen werde, stieg, als Beide an den Tisch zurückkehrten, um der Mutter noch Gesellschaft zu leisten, und als diese forschend den Blick auf Rischen ruhen ließ. Indes schien die Mutter heute mit sich selbst sehr beschäftigt zu sein und auch ihre Fragen erledigten sich durch die Bereitwilligkeit Rischens, sich heute frühzeitig zu Bett zu begeben.

Mit erleichtertem Herzen folgte Amine endlich der Schwester in das gemeinschaftliche Schlafgemach, wo sie sich auf den Rand von Rischens Bett setzte, ihr die letzten Zweifel und Besorgnisse aus der Seele plauderte und selbst erst die Ruhe suchte, als sie sah, daß der Schwester, überwunden von den Aufregungen des Abends, der Schlummer in die matten Augen trat.

Am andern Morgen ganz zeitig war die Differenz zwischen dem Major und seinem Friedrich bereits ausgeglichen. Der erstere hatte überlegt, daß er den alten Diener eben so wenig entbehren könne, wie dieser ihn, er hielt ihm eine mit soldatischen Floskeln reichlich geschmückte, eindringliche Rede (denn darin war der Major ein Meister), er schilderte ihm die ganze Schmach des Soldaten, den Dienst in so gröblicher Weise zu verlegen, und ermahnte ihn, ein gewissenhafter, zuverlässiger Diener zu bleiben, wie er es so lange gewesen.

Friedrich war so gerührt, daß er mit dem Ärmel mehrmals über die Augen fuhr, er wagte es gar nicht, die Veranlassung dieses gräßlichen Vergehens zu erwähnen, denn am Morgen erschien ihm selbst die Sache eben so albern, wie sie ihm am Abend bedeutsam erschienen war; im Grunde der Seele aber schwur er der alten Hanne doch Rache, denn unter allen Umständen trug sie die eigentliche Schuld.

Der Major mußte schon um acht Uhr sein Pferd besteigen. Friedrich war ihm mit gewohnter Pünktlichkeit dabei behülflich, und da der Major ihm beim Abschied mehr als gewöhnlich freundlich mit der Hand zuwinkte, so schien denn Alles wieder im alten Geleise zu sein. Im Hause selbst ging Alles in gewöhnlicher Stille und Friedlichkeit einher; die beiden Mädchen besorgten den kleinen Theil der häuslichen Geschäfte, welcher ihnen oblag, und schienen die Aufregung des Abends vergessen zu haben.

Dahingegen war die Mutter heute Morgen auffallend bleich; von ohnehin schwächlicher Organisation, wie schon erwähnt sehr nervös, erschrad sie heute bei jedem leisesten Geräusch. Die Majorin war eine Frau von einigen vierzig Jahren, ihr Antlitz zeigte noch heute die Spuren einstiger Schönheit, doch hatte das dunkle Auge sein Feuer verloren, ihre Schläfe waren eingesunken, um ihre Mundwinkel hatte sich eine tiefe Falte gelegt, ihre ganze Erscheinung machte den Eindruck eines entweder durch Kränklichkeit oder Seelen-Leiden geschwächten Wesens.

Amine, deren Auge nicht so leicht etwas entging, glaubte heute Morgen schon beim Frühstück, als alle Drei beisammen saßen, die Mutter sehr schweigsam und gedankenvoll zu finden; wie oft sie auch versuchte, sie ein wenig aufzuheitern, es flog wohl ein mattes Lächeln über ihr Antlitz, aber der ängstliche Zug, der sich namentlich um Stirn und Augen der Mutter gelegt, machte immer wieder sein Recht geltend.

Noch ehe das Frühstück beendet, erhob sich die Mutter; sie

trat ans Fenster und Amine sah, wie sie dort ängstlich die Hand auf die Brust legte und nach Athem rang.

Kein Wunder, daß es dabei auch Amine selbst endlich bekommen ums Herz wurde, und als nun gar auch Pischen wieder in ihre Melancholie zurückfiel, erhob sie sich und verließ, eine Melodie vor sich hin summend, das Zimmer.

Beschäftigen wir uns inzwischen mit dem Major, dessen Charakter schon ein Licht auf das Eheglück seiner Frau werfen mußte und der uns das leidende Aeußere derselben erklärt. Herrschsüchtig und unbegreiflich, starr und unbeweglich in seinen militairischen Prinzipien, nach denen er seine Soldaten, seine Familie, überhaupt Alles ohne Unterschied behandelte, war er zugleich aufbrausend, jähzornig, und konnte durch den leisesten Widerspruch zum Aeußersten gebracht werden. Nur durch eine knechtische Unterwerfung seiner Familie unter seine Wünsche, seine Winke, seine Launen gelang es dieser, den spröden Stoff zu erweichen und ihn milde und nachsichtig zu stimmen. War dies geglückt, so ward er mittheilhaftig, zutraulich und für einige Stunden gab es dann keinen lebenswürdigern Familienvater. Der leiseste conträre Hauch aber stieß seine gute Laune wieder um, und mit abstoßender Kälte sprang er auf und verschloß sich in seinem Arbeitszimmer.

Die Majorin, eine vernünftige, und leidenschaftslose Frau, hatte sich von Anfang an in ihr Schicksal ergeben; sie hatte seinen Charakter mit der größten Aufmerksamkeit studirt und suchte Alles aus dem Wege zu räumen, was Gelegenheit zu heftigen Scenen geben konnte. Leider aber waren diese nicht ganz zu vermeiden; ihr zart besaitetes Gemüth wurde trotzdem fast täglich verletzt, und so bildete sich in ihr ein langsam schleichendes Uebel, das sich zunächst in einer großen Nervenreizbarkeit äußerte und innerlich langsam fortarbeitete. Die beiden Mädchen fürchteten den Vater und liebten ihn zugleich aufs zärtlichste; in der Stadt selbst war der Major seiner

Schroffheit wegen nicht beliebt, noch weniger aber in seinem Regiment, in welchem ihn Alles wie einen Tyrannen und einen verkümmerten Verehrer des unseligen Drillsystems betrachtete.

Leider besitzt unsere Armee deren unzählige; die lange Friedenszeit hat in Ermangelung blutiger Katastrophen, welche die Entwicklung selbstischer Individualität fördern und die Knöpfe zu einer Nebensache machen, diese lange Friedenszeit hat den Samaschendienst zu einem heiligen Cultus gemacht, dessen Götzen der erste Zusammenstoß vernichten, und dem glücklicherweise die durch unser Wehrsystem gesicherte Intelligenz der Soldaten in entscheidenden Zeiten ein Gegengewicht leisten wird. Daß doch Niemand daran denkt, diese Intelligenz in Friedenszeiten zu kapitalisiren, um mit ihr in Zeiten des Krieges wuchern zu können!

Dieser unglückliche Charakter des Majors war auch bereits die Veranlassung zu mehrfachen Zermürnungen und Unannehmlichkeiten innerhalb des Kreises seiner nächsten Verwandtschaft geworden, über welche uns der Verlauf unserer Geschichte nähere Mittheilung bringen wird.

Hart und theilnahmslos gegen seine Mitmenschen, von äußerster Anspruchslosigkeit in seinen persönlichen Bedürfnissen, hatte der Major dafür eine desto größere Passion für Pferde, und dieser kostspieligen Leidenschaft opferte er, da er ohne Vermögen war, mehr als er vielleicht verantworten konnte. Trotzdem behaupteten die Sportsmen der Stadt und namentlich die Offiziere, er sei gar nicht einmal der sichere Reiter, für welchen er sich halte.

Während der letzten Tage nun ging dem Major wieder ein Pferdehandel durch den Kopf, der ihn sehr verdrießlich machte. In dem Gasthose, in welchem er wöchentlich an zwei Abenden mit einigen seiner Kameraden eine Partie Whist zu spielen pflegte, war nämlich aus der benachbarten Residenz ein Fremder, seinem ganzen Wesen und Erscheinen nach ein Amerikaner, von

einem Reitknecht begleitet, eingetroffen, der mit seinem Pferde, einem kostbaren Grauschimmel, sich zum Rennen nach Wien begeben wollte, auf dieser Station aber eine Depesche vorgefunden hatte, welche ihn nöthigte, einige Tage in der Stadt zu verweilen.

Das Pferd, einstweilen in den Gasthof gebracht, erregte hier allgemeine Sensation; der Wirth gab seinen Gästen geheimnißvolle Winke, der Fremde scheine Nachricht von einem sehr empfindlichen Geldverlust erhalten zu haben, und wenn man ihm eine einigermaßen annehmbare Summe biete, so werde das Pferd zu kaufen sein.

Der Major, der beim ersten Anblick des Pferdes von demselben enthusiasmirt war, beauftragte den Wirth, dem Fremden auf den Zahn zu fühlen; dieser, ein schweigsamer Mann, mit großem englischen Badenhart und scharf markirtem, gebräuntem Gesicht, schien ein Sonderling zu sein; phlegmatisch wie ein Türke, die brennende Cigarre im rechten Mundwinkel schief herabhängend und mit den etwas heimtückischen Augen zwinkernd, hörte er den Wirth an, warf sich in einen Lehnstuhl, schlug die Beine übereinander und schien zu überlegen.

„Sagen Sie dem Major,“ antwortete er endlich etwas wegwerfend, „das Pferd sei ein ungewöhnliches Thier und verlange einen ungewöhnlichen Reiter. Nur für einen solchen ist es mir feil und nur dann, wenn ich mich von dem letzteren überzeugt habe.“

Der Wirth überbrachte dem Major die Antwort. Dieser schien beleidigt durch den Zweifel an seiner Reitkunst, um so größer aber ward auch seine Kauflust, und so wurde denn zwischen ihm und dem Amerikaner verabredet, daß der Major am andern Mittag thätlich beweisen solle, ob er der „ungewöhnliche“ Reiter sei, welchen der Fremde verlange. Die anwesenden Offiziere verlangten, dabei zu sein, von Allen jedoch

war nur Einer des siegreichen Ausganges ganz gewiß, und dieser Eine war der Major selbst.

Am nächsten Mittage, als der Major von Wennberg nach seiner Versöhnung mit Friedrich vom Exercitium zurückkehrte, erwartete ihn der Fremde bereits am Wasserthor, demselben, das wir bereits zu Anfang beschrieben. In einiger Entfernung führte sein Reitknecht das Pferd am Zügel; das herrliche Thier, feurig in jeder Sehne, jeder Bewegung den arabischen Ursprung verrathend (denn das Pferd stammte in der That aus dem kaiserlichen Gestüt in Bida, in der Provinz Oran), schien des müßigen Umherführens schon müde; es blies die Nüstern auf, warf die klugen Augen ins Weite hinaus, als messe es den kargen Raum, den ihm der kleine Platz und die Chaussee bot, und blickte neugierig nach seinem Herrn, der in derselben Seelenruhe wie gestern Abend, die Cigarre im Munde, die Hände in den Taschen seiner weiten braunen Hosen, den Hut über die Stirn gedrückt, hin und her schlenberte und weder durch Geste noch durch Miene irgend welche innere Thätigkeit verrieth. Dieser Mensch, in einem Alter von einigen vierzig Jahren, schien das Prototyp eines indolenten Yantee zu sein und rückte kaum den Hut, als ein halbes Duzend Offiziere, die als Zuschauer kamen, ihn anredeten und von Enthusiasmus für seinen „Emir“ überflossen. Seine ganze Bewegung bestand darin, daß er seine Cigarre von einem Mundwinkel in den andern rollen ließ.

Bald darauf erschien auch der Major mit der Reitgerte in der Hand. Sein Auge strahlte vor Bewunderung, als er den stolzen Emir ins Gebiß schäumen sah. Aufgeregter und mittheilsamer, als man ihn seit lange gesehen, trat er zu seinen Kameraden, mit einem freundlichen Gruß wandte er sich an den Fremden, der ihn, den Rücken gegen einen Baum gelehnt, erwartete und kaum eine Sylbe an ihn verschwendete.

Anstatt dessen legte er den gekrümmten Finger in den

Mund und that einen hellen Pfiff, bei welchem Emir die Ohren spitzte. Der Reitknecht eilte mit dem Pferde herbei. Der Major, ungeduldig, seine Kunst zu zeigen, schwang sich in den Sattel und wie ein Pfeil schoß das edle Thier dahin, der Chaussee zu.

Bewundernd schaute man ihm nach; der Fremde verzog keine Miene, dahingegen folgte sein Auge unverwandt dem Reiter. Tiefe Stille herrschte in der Gruppe.

Wir haben bereits erwähnt, daß Susanna's Haus auf dem Platze vor dem Wasserthor stand. Der Ritt geschah von der Brücke ab und zwischen dieser und der Chaussee hielt das Häuschen etwa die Mitte.

Niemand bemerkte, daß an dem schräg nach der Chaussee zu gehenden Seitenfenster des kleinen Zimmers, in welchem wir gestern Abend Susanna gesehen, eine weibliche Gestalt erschien. Als diese den Reiter vorüber jagen sah, fuhr sie leicht zusammen, und that unwillkürlich einen Schritt zurück, dann einige Sekunden später hob sie unter dem jähen Eindruck eines heftigen Gefühls beide Arme und verschwand.

Auch die zuschauenden Offiziere stießen in demselben Moment einen Schrecksruf aus und standen wie versteinert da; nur der Fremde verzog wiederum keine Miene.

Der Major hatte nämlich kaum fünfzig Schritte auf der Chaussee zurückgelegt, als sein Pferd, plötzlich scheu gemacht, stugte, einen Seitensprung machte, dann sich hoch auf bäumte und trotz aller Anstrengungen des Reiters immer steiler sich hob. Noch ein Moment — ein fürchterlicher: das Pferd überschlug sich und begrub den Reiter unter seiner Last.

Nur einer der Offiziere glaubte deutlich die Ursache dieses Unfalls erkannt zu haben. Er hatte gesehen, wie ein Knabe, der mitten auf der Chaussee gelegen, beim Herannahen des Reiters sich plötzlich halb aufgerichtet, vor ihm ein Rad zur

Seite hin geschlagen und dann hinter dem Gebüsch des Chauffeegrabens verschwunden war.

Indeß gab es keine Zeit, sich hierüber klar zu werden. Man eilte zur Stelle — mit Ausnahme des Amerikaners, der sich nicht vom Plage rührte, sondern seinem Reitknecht einen Wink gab, das Pferd einzufangen. Hier fand man bereits einige Arbeitsleute, die aus den anliegenden Gärten herbeigeführt waren. Leider kam man aber zu spät — der Major lag mit blutendem Kopfe leblos da; der Hintertheil seines Schädels war auf einen scharfen Stein geschlagen und blutete aus einer tiefen Wunde.

Fast ebenso todesbleich wie das Antlitz des Verunglückten umstanden ihn die Offiziere; wie wenig Sympathien auch sein unfreundlicher Charakter zu erregen vermocht hatte, die Größe des Unglücks wälzte sich schwer auf ihr Herz und erregte ihre innigste Theilnahme.

Während die zuerst herbeigeeilten Arbeiter sich bemühten, den Verunglückten ins Leben zurückzurufen, indem sie Wasser herbei trugen und seine klaffende Wunde kühlten, hatte sich ein Haufe Neugieriger gesammelt, in welchem die Veranlassung dieses Unfalles discutirt wurde. Einige von den Arbeitern wollten ebenfalls einen Knaben gesehen haben, der quer über die Chauffee Rad geschlagen; der eine der Offiziere bestätigte, daß gerade dies die Ursache gewesen, und fügte hinzu, es scheine ihm hier eine gewisse Abthillichkeit zu Grunde zu liegen. Noch ein Anderer hatte in dem Knaben sogar den „rothen Sam,“ einen elternlosen Taugenichts erkannt, der sich hier in der Vorstadt stets aufhielt, bei einem Gärtner Tagelöhnerdienste verrichtete, von diesem aber wegen Diebstahls davon gejagt war. Der rothe Samuel oder „Sam“, wie man ihn kurzweg nannte, weil man den Burschen eines längeren Namens nicht für werth hielt, war sogar gesehen worden, als er durch die

Küde eines Jannes gekrochen und durch den Garten die Flucht nahm.

Wie dies bei solchen Gelegenheiten stets der Fall, steigerte sich die Entrüstung über den Urheber dieses unseligen Vorfalles während der gegenseitig ergänzenden Erzählung; hier aber brach er bei einzelnen sanguinischen Naturen in gerechte Wuth aus, um so mehr, als sich alle Bemühungen, den Verunglückten ins Leben zurückzurufen, erfolglos zeigten. Eben so war man geneigt, selbst den Besitzer des Pferdes zur Rechenschaft zu ziehen, als man aus dem Munde der Offiziere den eigentlichen Hergang der Sache erfuhr. Jener aber hatte sich in höchster Gleichgültigkeit nach der Stadt zurückbegeben und auch seinen Reitknecht mit dem Pferde entfernt.

So blieb denn, nachdem man einen Boten in die Stadt geschickt, um die Familie des Majors auf das Unglück so schonend wie möglich vorbereiten zu lassen, der gerechten Volks-entrüstung kein anderer Gegenstand, an dem sie sich hätte auslassen können, als der rothe Sam.

Wo war dieser? Man fragte, man suchte. Endlich erzählte ein Herzukommender, er habe die „rothe Canaille“ in das Haus der alten Susanne schleichen sehen.

„In das Haus der verfluchten Heze!“ schrie Einer.

„Nun ja, die Beiden gehören auch zu einander!“ setzte ein Zweiter hinzu.

„Machen wir dem Unfug ein Ende und schlagen wir ihr die Fenster ein!“ rief noch ein Anderer.

„Schlagen wir lieber das ganze Rabennest ein!“ schrie ein vierstkrötiger Arbeiter, die gewichtige Faust erhebend.

„Ja wohl!“ hieß es von mehreren Seiten, „jagen wir die Heze zum Teufel und schlagen wir dem rothhaarigen Jungen die Knochen entzwei, damit er kein Unheil mehr anstiften kann!“

Der Haufe theilte sich jetzt. Man hatte inzwischen aus

den Gärten eine Tragbahre herbeigeschafft und den Unglücklichen darauf gelegt, der noch kein Lebenszeichen von sich gab. Unter Begleitung der Offiziere begab man sich zur Stadt. Der größere Theil eilte voraus, in der Absicht, sogleich die Lynch-Justiz in die Hand zu nehmen.

Lärmend zog man vor Susanna's Hütte. Da der Eingang zwischen den Staketen des kleinen Gartens für den Haufen zu eng war, brach man diese nieder und bewaffnete sich mit ihnen. Die Thür war verriegelt; man schlug sie zusammen. Ein halbes Duzend hatte sich das erwähnte Seitensfenster als Eingang erwählt; man erbrach dasselbe und stieg so in das uns bekannte kleine Zimmer.

Niemand war hier zu sehen. Man erstaunte über die hier herrschende Sauberkeit, ja Eleganz; indeß diese reizte nur den Pöbel, der seine Wuth an den Mobilien ausließ und Alles, was Platz fand, zum Fenster hinauswarf oder zertrümmerte.

Wöglisch rief eine Stimme: „Ein Sarg! Ein Sarg!“

Alles sammelte sich in der Ecke; ein gelinder Schauer beschlich die Tumultuanten. Niemand wollte die Hand an den Sarg legen.

Endlich indeß faßte Einer ein Herz, packte den Sargbedel an dem gelben Henkel, hob ihn auf und prallte mit den Uebri-gen zurück. Ein menschliches Wesen, eine Leiche, lag darin. In demselben Augenblick aber sprang dieses menschliche Wesen mit einem langen Satz heraus, stieß die Erschreckten über den Haufen und war mit dem nächsten Sprunge zum Fenster hinaus.

„Sam! Da ist ja der Satan!“ schrie Einer ihm nach; aber ehe man sich ihm nachstürzen konnte, war der Rothhaarige zwischen den benachbarten Scheuren verschwunden und man hatte das Nachsehen.

„Aber die Hexe! Wo ist denn die alte Hexe?“ hieß es jetzt,

während der Sarg unter einigen verben Fußtrittten ächzte, daß es unheimlich durch das Zimmer hallte.

Man eilte zur Thür, nachdem man auch das Bett sammt den Vorhängen demolirt, und stieß in dem dunkeln Gange mit der andern Abtheilung der Tumultuanten zusammen; man zertrümmerte in der kleinen Hütte, was zu zertrümmern war; man täuschte sich höchlichst, gar nichts Zauberartiges zu finden, wie es sich der Aberglaube des Volkes vorgespiegelt, das diese Hütte stets mit unheimlicher Scheu betrachtet; eben so wenig aber fand man auch keine Spur von Susanna, und getäuscht verließ man die verwüstete Hütte.

Selbstverständlich hatten diese beiden Scenen, das Unglück des Majors und die Demolirung von Susanna's Hütte, in dem benachbarten Theil der Stadt die allgemeine Aufmerksamkeit erregt; die Polizei mischte sich drein und suchte die Tumultuanten zu zerstreuen.

Inzwischen war auch der andere Zug vor dem Hause des Unglücklichen angelangt und ein Wundarzt herbei gerufen, der fast gleichzeitig eintraf. Die Majorin war, als ihr der von den Offizieren gesandte Bote, trotz der ihm eingeschärften Vorsicht, die Hiobsnachricht ziemlich ungeschickt überbrachte, in Ohnmacht gesunken; Rischen ging die Hände ringend im Zimmer auf und ab und vergoß die heißesten Thränen; Amine war die einzige, welche den Kopf nicht verlor, sie faßte sich nach dem ersten Schlage, sie hatte noch Geistesgegenwart genug, den Boten noch einmal ins Gebet zu nehmen. Dieser erinnerte sich erst jetzt, daß man ihm aufgetragen, nur die halbe Wahrheit zu sagen, und so lautete denn sein wiederholter Bericht bei Weitem nicht so schrecklich wie der erste.

Amine eilte zur Mutter zurück, sie rief ihr die vernünftigen Worte des Boten ins Ohr und beschwor sie, zu erwachen; sie verwandte alle denkbaren Mittel, um die Mutter wieder aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Endlich gelang ihr dies;

die Mutter schlug das Auge auf, sie holte tief Athem, als Amine ihr noch einmal versicherte, daß es nicht so schlimm sei, und starrte dann, die Hände faltend, vor sich hin, als strenge sie sich an, das Gehörte zusammen zu fassen.

Da plötzlich entstand Lärm auf der Straße; man zog vor das Haus. Amine stürzte die Treppe hinab, Vischen folgte ihr mit behebenden Gliedern, auf der Mitte der Treppe aber versagten ihr diese schon den Dienst.

Ein Todesgeschrei ließ sie zusammen brechen, als sie von unten herauf einen durchbringenden Schrei vernahm. Noch einmal sammelte Vischen alle ihre Kräfte, sie klammerte sich an die Gallerie der Treppe, sie schaute hinab.

Ein zweiter Schrei folgte dem Amine's, denn Vischen sah die Schwester neben der im Hausflur stehenden Bahre ausgestreckt; der Blick des armen Vischen fiel gerade auf das todtbleiche, von Blut überflossene Antlitz des Vaters. Auch sie verlor die Besinnung. — — —

Wir unterlassen es, dem Leser die ganze Jammerscene zu schildern, deren Schauplatz das Haus des Majors ward.

Man entfernte die beiden Mädchen gewaltsam und schaffte den Unglücklichen in eins der unteren Zimmer; der Chirurg untersuchte die Wunde und schüttelte verzweifelt den Kopf. Dennoch versuchte er seine ganze Kunst — vergebens, denn der Körper des Majors war bereits kalt und steif, als er das Haus erreichte. — —

Schluchzen und Jammern trugen ihr Echo durch das Haus, aus welchem bisher die vernünftige und duldbende Gattin eine Stätte des Friedens zu machen gewußt hatte. Diese versank im Laufe des Tages aus einer Ohnmacht in die andere; weinend und händeringend saßen die unglücklichen beiden Mädchen da. Auch Amine's Herz und Muth waren gebrochen, nur dann und wann, wenn ihre Thränen zu verstiegen schienen und sie im Uebermaß der Verzweiflung vor sich hinstarrte,

Klang der Name „Susanna“ tonlos, wie aus der tiefsten Tiefe eines gemarterten und gebrochenen Herzens kommend, von ihren Lippen.

Friedrich verließ die Leiche seines Herrn kaum auf Augenblicke, und nur dann, wenn es ihm keine Ruhe ließ und er sich gebrängt fühlte, sich nach den Frauen umzublicken. Niemand entlockte heute ein Wort aus ihm; lange und unverwandt starrte er in das bleiche Antlitz seines unglücklichen Herrn, als könne er es noch immer nicht fassen, daß dieser sich dennoch von ihm getrennt, und außer der Familie war Friedrich der Einzige, der den Dahingeshiedenen wirklich geliebt hatte. Zuweilen rannen ein paar große Thränen über seine runzligen Wangen, die er mit dem Ellenbogen auffing, und mehr als einmal brummte er vor sich hin:

„Also hatte die verdamnte Spulgeschichte gestern Abend doch was zu bedeuten!“

* * *

Wir haben, ehe wir den Schauplatz unserer Geschichte wechseln, noch drei flüchtige Bilder zu zeichnen.

Allerdings war der Behörde sofort von dem Unglücksfall Anzeige gemacht und ihr der rothhaarige Sam als derjenige bezeichnet worden, der an demselben die Schuld trage. Drei Personen hatten sich als Zeugen erboten.

Die Polizei sandte sofort ihre Diener aus, um sich des Taugenichts zu bemächtigen und denselben ins Arbeitshaus sperren zu lassen. Aber die Nürnberger hängen Keinen, es sei denn, sie hätten ihn.

Dasselbe dachte auch Sam. Dieser hatte, als er sich durch seine Geistesgegenwart in Sicherheit gebracht, einen Zufluchtsort gesucht, wo er überzeugt war, so leicht nicht gefunden zu werden und wo er schon mehrmals allen ihren drohenden Nachforschungen entgangen.

Hoch oben, unter dem Giebel einer der letzten unbenutzten Scheuren, von denen wir zu Anfang gesprochen, befand sich nämlich ein morscher Holzverschlag, der vor langer Zeit als Taubenschlag benutzt sein mochte. Später hatten Marber und andere Vagabonden sich daraus ein Lager gemacht, bis Sam diesen Ausguck entdeckte und ihn als Ruhestätte nach seinen dummen oder boshaften Streichen ganz geeignet fand. Er kletterte wie ein Eichhorn, wußte sich an den Sparren der Wände und den Böchern derselben, wo die Steine herausgefallen, bequem hinaufzuschwingen, da der Eingang in die verlassene Scheure Niemanden verwehrt war, und nachdem er sich einen Arm voll Heu hinauf getragen, fand er dieses Belvedere eben so bequem wie zweckmäßig für seine Razzien. Sam fühlte sich noch einmal so sicher, seit er sich im Besitze dieser Sommerwohnung wußte, denn für den Winter war von dem durchlöchernten Giebel wenig Schutz zu erwarten.

Sam's ganze Erscheinung war die eines angehenden und vielversprechenden Strolches. Dem Aberglauben des Volkes gegenüber kennzeichnete ihn schon sein brandrothes, struppiges Haar als Einen, in dem nichts Gutes stecken könne; das Schicksal selbst hatte ihm also dadurch ein Privilegium auf Ausübung aller freien Künste gegeben, welche mit den bürgerlichen Gesetzen in keiner freiwilligen Beziehung stehen, und die Natur hatte ihn mit den nöthigen Fähigkeiten hiezu verschwenderisch ausgerüstet.

Schon frühzeitig war Sam selbst der ziemlich losen Bande entledigt worden, welche ihn an Familie oder sonstwie hätten fesseln können. Seine Mutter, der man nichts Böses nachsagen konnte, die sich und ihn durch ihrer Hände Arbeit mühselig ernährte, war gestorben, als er im achten Jahre stand; sein Vater lebte noch, demselben „fehlte es an nichts,“ wie Sam sich auszudrücken pflegte, denn dieser war in's Zuchthaus abgeführt worden, als sein Sohn kaum das vierte Jahr erreicht

hatte, und so gab es denn Niemand auf der Welt, der durch moralischen Einfluß den Instinkten dieses Sohnes eine andere Wendung hätte geben können, — außer der Polizei natürlich, die ihn schon mehrmals bei den Ohren gehabt, die ihn aber immer wieder nach einigen Tagen bei Wasser und Brod und einer Tracht Prügel als Denzettel hatte laufen lassen.

Sam hatte eine richtige Galgenphysiognomie. Unter seinem brandrothen Haar, das durch einige blonde Streifen hyänenartig gefleckt und gestreift war, fiel eine kaum zwei Finger breite Stirn voll großer Sommerfleden (denn eine Mütze pflegte er nicht zu tragen) auf die Augenbrauen herab, die später zu dichten Büscheln heranzuwachsen versprochen. Diese Sommersprossen waren so groß, daß man hätte glauben können, sie seien als Kleckse aus dem Pinsel gefallen, als Mutter Natur ihm sein Haar malte.

Seine Augen waren braun, listig und unruhig, wie die eines Fuchses, doch hatte auch das eine, und zwar das linke, einen in's Röthliche schimmernden Fled. Niederträchtigkeit und Schurkerei, List und Verschlagenheit spiegelte sich in diesen Augen, die niemals Ruhe hatten. Seine Nase war impertinent aufgestuht und ebenfalls dicht mit Sommersprossen besäet; um seinen breiten Mund mit dick aufgeworfenen, Sinnlichkeit und Brutalität verrathenden Lippen lag ein malitöser, satanischer Zug, der sich, wenn er lachte und seine großen weißen Zähne zeigte, über den ganzen untern Theil des Gesichts verbreitete.

Die ganze Gestalt des Burschen war muskulös, sein garstiger Kopf saß zwischen zwei kräftigen, breiten Schultern, seine Hände waren derb und ebenfalls mit Sommersprossen bedeckt. Seine Kleidung bestand aus Lumpen, nämlich einer zerrissenen, einst blau gewesenem Leinenjacke und einer schmutzigen, ebenso zerrissenen grauen Hose, die er Winter und Sommer trug. Schuhe pflegte er sich nur zu betteln, wenn der erste Schnee fiel, und

mit dem letzten warf er sie in den nächsten Graben. Strümpfe hatte er nie gekannt.

Sam's ganze Kleidung zeigte also, daß er seine Kunst als Strolch und Tagedieb bisher nur aus reiner, uneigennützigter Neigung gelübt, und wenn ihn hungerte, so holte er sich seine Nahrung, indem er bettelte, und hierin besaß er eine gewisse Meisterschaft.

Es kam indeß die Zeit, wo Sam auch an Verwerthung seiner ungewöhnlichen Naturgaben zu denken begann, denn in dieser Welt muß Jeder mit seinem Pfunde wuchern.

Als er nach seinem schlechten Streich, der ein Menschenleben gekostet, in Susanna's Hütte Schutz gesucht, bei deren Barmherzigkeit er, durch die Hintertür eintretend, oft ein Mittagsmahl erbetelt, hatte er zu seinem Erstaunen die Hütte ganz leer gefunden. Schnell in dem kleinen Zimmer umherblickend, hatte er den in der Ecke stehenden Sarg erspäht und überlegt, daß dieser vielleicht ein guter Versteck für ihn sein könne; denn daß man ihn verfolgen werde, daran zweifelte er nicht, weil er wußte, daß man ihn gesehen.

Schnell sich auf den Sarg stürzend, öffnete er diesen und fand ihn zu seiner Freude leer. Nur an der einen im Schatten befindlichen inneren Wand entdeckte er ein aufrecht gelegtes Papier. Ohne sich irgend einen Vortheil davon zu versprechen, ergriff er es und steckte es in die Tasche. Dann noch einmal zur Thür spähend, ob auch die Besitzerin der Hütte ihn überrasche, streckte er sich der Länge nach in den Sarg und zog den Deckel soweit über sich, daß er Luft behielt.

In dieser Lage erwartete er ruhig seine Verfolger. Alles aber blieb still, selbst Susanna kam nicht.

Sam begann zu hoffen, daß Alles ruhig vorübergehen werde; er schob den Deckel zurück, hob den Kopf und schaute im Zimmer umher. Nichts zeigte sich, was seine Besorgniß vor Verfolgung rechtfertigte; selbst in der Hütte regte sich nichts.

So beschloß er, leise zur Hinterthür hinaus zu schleichen und das Freie zu gewinnen. Kaum aber wollte er sich aufrichten, als er Stimmen hörte; diese wuchsen schnell zum Tumult. Sam kroch wieder in sein Versteck und zog den Deckel so sorgfältig über sich, daß dieser in die Fugen fiel.

Das Weitere kennen wir. Sam erreichte, den Verfolgern ein Schnippchen schlagend, die verlassenen Scheuern und erkletterte mit der Gewandtheit einer Kage sein Belvedere.

Hier setzte er sich auf sein Bündel Heu, grinst durch eine neben ihm befindliche Oeffnung im Giebel in die Welt hinein und horchte, um sich zu überzeugen, ob man ihm etwa noch nachsetze.

Da Alles ruhig blieb, überdachte er das Geschehene und schien mit sich sehr zufrieden. Welche Folgen sein Unbestand gehabt, das kümmerte ihn nicht; den Werth eines Menschenlebens, namentlich den hohen Werth, den er erst erhält, wenn es mit dem Wohle anderer Wesen unzertrennlich zusammenhängt, ihn kannte er nicht; war er doch ein Ausgestoßener, wie sollte er zu irgend einer Achtung für die Bande der Gesellschaft kommen!

Im Gegentheil, es durchströmte ihn heute ein Hochgefühl, das er noch nie gekannt und das ihm eine ganz neue Perspektive eröffnete, durch welches ihm die Welt in einem ganz anderen Licht erschien. Und dieses Licht strahlte ihm von einem blanken Goldstück entgegen, das er mit fieberhafter Eile aus der Tasche holte, das er mit gierigen, leuchtenden Augen betrachtete, in seinen schmutzigen Händen hin und her wandte und mit einer Genauigkeit prüfte, wie der Wechsel eine verdächtige Münze.

Geld! jubelte es in dem jungen Vagabunden. Geld! Geld! —

In diesem Worte lag für ihn eine Welt von Gedanken. Er konnte Geld verdienen! Hieran hatte er noch niemals gedacht. Er war bisher ein so uneigennütziger Taugenichts ge-

wesen, daß, wenn er bettelnd und darbenb Andre im Wohlstand lebend oder gar im Ueberfluß schwelgend sah, ihm niemals eine Anwandlung von Neid gekommen war, daß er sich noch nie gefragt hatte, ob es nicht Mittel und Wege gebe, auch seine Lage zu verbessern. Diese Lage war ihm niemals so elend erschienen, sie hatte ihm genügt, sogar seinen Neigungen zugesagt; Sam war glücklich gewesen, wenn er diesen, nämlich dem Bedürfniß, schlechte Streiche zu üben, nur fröhnen konnte.

Aber jetzt, die neue ungeahnte Perspective! — So wird ein ahnungsloser junger Lump corrumptirt, wenn ihm der Satan des Goldes zum ersten Male eine Probe seiner Schätze reicht und ihn damit für immer in seine Netze zieht.

Sam war mit einem Male reich, aber damit war auch die Gier erwacht, sich mehr zu erwerben; hatte doch die Welt selbst ihm hiermit den Beweis gegeben, daß er erwerben könne, wenn er nur wolle, und wie kinderleicht und anstrengungslos war dieser Erwerb geschehen! — Sam nahm sich vor, hinfort der Welt mit seinem Talente zu nutzen.

Stunden lang sann er, auf sein Lager hingestreckt, hierüber nach. Zum ersten Male dachte er überhaupt; er war ernster geworden, aber er fand, daß ihm auch dies zusage, denn er fand, daß er überhaupt zu Gedanken fähig sei. Ab und zu holte er das blanke Geldstück wieder aus der Tasche, und je mehr er es betrachtete, desto mehr Gedanken überkamen ihn.

So war der Abend fast herangekommen, als Sam zufällig in seiner Tasche das Papier entdeckte, welches er in Susanna's Hülte zu sich gesteckt. Er holte es mechanisch hervor, öffnete es und gloszte es an.

Das Papier war ein großer Bogen, es sah recht wichtig und bedeutsam aus, die darauf stehenden Schriftzüge imponirten ihm sehr und namentlich das darunter stehende Siegel. Aber was nützte das Alles ihm, denn Sam hatte weder Lesen noch Schreiben gelernt, und selbst heute würde er den Mangel dieser

so nützlichen Künste und Wissenschaften nicht gefühlt haben, wenn er nicht gerade heute so zum Nachdenken gestimmt gewesen wäre; ja er würde das Papier zerrissen und weggeworfen haben, wenn dieses Nachdenken ihn nicht auf die Idee geführt hätte, daß es doch zu was gut sein könne, denn weshalb sollte sonst etwas darauf geschrieben und sogar ein Petschaft darunter gedruckt sein. Sam also beschloß, das Papier aufzuheben.

* * *

Eufannas Hütte war und blieb leer, eine Stätte der brutalsten Vermüthung.

Die Behörde ließ dieselbe gegen Abend noch einmal durchsuchen, sie fand Alles in demselben Zustande, in welchem der Pöbel die Hütte verlassen. Von ihrer Besitzerin war keine Spur zu finden und Niemand hatte sie gesehen.

Der Abend war bereits vorgeschritten, ein dunkler unfreundlicher Abend, denn mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit hatte sich der Himmel umwölkt und einzelne schwere Regentropfen auf die Erde gesandt.

In des unglücklichen Majors Hause saß die arme Wittwe allein in demselben kleinen Zimmer, in welchem wir zu Anfang unserer Erzählung die beiden Mädchen gesehen. Der Schmerz hatte ihrem ohnehin stets leidenden Antlitz eine fahle Blässe gegeben, tiefer Kummer entstellte die sonst noch schönen Züge, das Auge war matt von den heißen Thränen, deren Quell für den Augenblick erschöpft zu sein schien.

Nicht nur der Schmerz des Weibes um den Verlust des Gatten war es, was ihr Herz folterte, auch der Schmerz und die Besorgniß der Mutter machten sich bereits geltend. Die Zukunft erschien ihr im traurigsten Lichte und die Sorge für ihre Kinder, welche das Schicksal ihr, da sie krank und schwächlich war, jetzt ganz allein aufgebürdet, drückte sie tief danieder.

Zwar lebte ein Stieffohn von ihr, aus des Majors erster, unglücklicher und sehr kurzer Ehe, in der benachbarten Residenz, an welchen sofort die telegraphische Nachricht von dem Dahinscheiden des Vaters abgesandt worden; aber dieser konnte ihr keine Stütze bieten, da er mit Hilfe des nur geringen, ihm von seiner Mutter zugefallenen Vermögens als Lieutenant diente und zudem für den Vater niemals allzu große Anhänglichkeit gezeigt hatte. Zwar lebte in der nahen Residenz auch noch ein sehr reicher Vetter des letzteren, aber auch dieser hatte sich niemals sonderlich um den Major und seine Familie gekümmert. Auf ihre eigenen Verwandten konnte die arme Frau noch weniger rechnen, da dieselben weit von ihr entfernt wohnten, auch selbst mittellos waren. So sah sie sich denn plötzlich auf sich selbst und das kleine Wittwengehalt angewiesen, das aber schwerlich ausreichen konnte, um ihr und ihren Töchtern eine nur einigermaßen anständige Existenz zu bereiten.

Der Schmerz hatte die geringen Kräfte der nervenschwachen Frau vollständig erschöpft; in einem Zustande gänzlicher Abspannung saß sie da, die Stirn in die Hand gestützt, während die Lampe auf dem Tisch ein mattes Licht durch das kleine Zimmer verbreitete. Die Trauer um den Verbliebenen, den der Tod so jäh hinweg gerafft, die Sorge für die Zukunft der Ihrigen, alle die zerstörenden Empfindungen, welche auf sie eindrängten, hatten sie endlich in einen Zustand halber Bewusstlosigkeit, einer vollkommenen Erschöpfung ihrer physischen und geistigen Kräfte versetzt.

Alles war still um sie her. Friedrich wich nicht von der Seite des Todten, die beiden Mädchen hatten sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Nichts regte sich im Hause. Ein plötzliches Frösteln überfiel die Majorin, sie fürchtete einen ihrer Fieberanfälle, ihre Stirn begann zu glähen, während ein Schauer sie innerlich schüttelte.

Angstlich erhob sie sich, um auch ihrerseits für kurze Zeit

das Lager zu suchen. Mühselig richtete sie sich auf, die Hand auf den Tisch stützend, und wandte sich zur Thür. Kaum aber erhob sie das fieberhafte Auge, als sie einen heftigen Schrei ansah, mit beiden Händen das Antlitz bedeckte und bewußtlos zurücksank.

Ein dunkler Schatten war vor ihr aufgetreten, eine schwarz gekleidete weibliche Gestalt. Sie hatte zwei magere Hände gesehen, welche sich erhoben, den dunklen Schleier zurücklegten und ihr ein Antlitz zeigten, das sie im Leben nur auf einem Bilde gesehen, das ihr aber ein eifiges Entsetzen durch die Glieder jagte.

Wie dieser Schatten gekommen, die Arme wußte es nicht; wie er wieder gewichen, sie wußte es nicht, denn erst nach einer Viertelstunde erwachte sie aus ihrer Ohnmacht, geweckt durch Aminens liebevolle Sorgfalt, welche die Mutter zum Bett führte und die Nacht hindurch an ihrem Lager wachte, wie sehr auch der Schmerz sie selbst entkräftet hatte.

* * *

In dem Hotel, in dem wir die Verabredung schließen sahen, welche dem Major das Leben kostete, fehlte an diesem Abend die gewöhnliche militairische Spielgesellschaft. Die Spieltische standen leer und in den Gastzimmern war das traurige Ereigniß des Morgens der fast ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung.

Sehr erklärlich beschäftigte man sich viel mit dem Amerikaner; man wollte von dem Wirth des Hotels Näheres über ihn wissen; dieser aber erklärte, seine Bemühungen in dieser Hinsicht seien vergeblich gewesen, er habe dem Gast das Fremdenbuch vorgelegt und ihn gebeten, seinen Namen vorschriftsmäßig in dasselbe einzutragen. Der Fremde aber habe ganz gemessen erklärt; er reise heute Abend noch ab, und zwar zurück, da die

erhaltene Depesche seinen Reiseplan vereitle. Diese Depesche habe den mehr als einfachen Namen „Müller“ als Adresse getragen und es sei doch unschwer zu vermuthen, daß dieser Name nur ein angenommener sei. Als der Wirth sich auf die polizeilichen Vorschriften berufen, habe dann der Fremde wirklich den Namen Müller eintragen lassen. Da man nicht gewagt, ihm ins Gesicht zu sagen, daß man den Namen für einen fingirten halte, so habe man es dabei bewenden lassen. Uebrigens erklärte der Wirth, daß der Fremde seine ausdrückliche Absicht ausgesprochen, mit dem am Morgen um vier Uhr nach der Residenz abgehenden Zuge dorthin zurück zu reisen.

Der Abend rückte vor, die Gesellschaft in den Gastzimmern verzog sich und noch vor Mitternacht ward Alles ruhig im Hotel.

Nur Einer der Gäste schien sein Lager nicht suchen zu wollen und dieser war der geheimnißvolle Fremde.

Wie wir ihn am Tage gesehen, nur mit einer Reisemütze von schwarzem Wachstaffet anstatt des Hutes bedeckt, saß er in seinem Zimmer, zurückgelehnt in einen Wiegestuhl und den Dampf der Cigarre in die Luft blasend. Die höchste Seelenruhe schien in diesem Menschen zu wohnen und der erschütternde Vorfall des Mittags keine Spur irgend eines Eindrucks an ihm zurückgelassen zu haben.

Vor ihm auf dem Tische stand ein Kessel, dessen Inhalt durch die darunter befindliche Spiritusflamme siedend erhalten wurde, eine Cognac-Flasche, einige Gläser und ein Zuckernapf waren jetzt die einzigen Gegenstände seiner Aufmerksamkeit und mit einem ersichtlichen Behagen gab er sich einem Genuß hin, der bereits mehr das Zimmer als sein Gehirn mit seinen Dämpfen einhüllte, denn auf seinen Kopf schien dieser gering zu wirken.

Nur ab und zu griff er, sich mit dem Wiegestuhl nach vorn beugend, zu dem Glase, oder ergänzte den Inhalt desselben.

Sein Antlitz hatte bereits eine gewisse Kupferfarbe angenommen, namentlich die Nase, sein Auge aber zeigte nichts von der Schläfrigkeit, welche der Grog demselben zu geben pflegt. Und doch war dieser schon seit zwei Stunden seine einzige Beschäftigung.

Als wir ihn am Tage und in Gesellschaft der Offiziere sahen, zeigte sein Benehmen wenigstens einigen Etwas, er suchte sichtbar den Gentleman zu spielen und zwar in jener wohlfeilen transatlantischen Manier, die auf eine halbe Meile weit nach Brandv und Wasser riecht, wir meinen jene wahrhafte oder affectirte Geringschätzung, das brutale Breitmachen der eignen Person, der wir Europäer wie einem Stachelschwein aus dem Wege gehen. Jetzt, da er mit sich allein, war jene plumpe Lasur verschwunden; seine groben und derben Züge, seine bei Tage in den Hosentrüben versteckten großen und schwieligen Hände, seine Stallknechts-Manieren ließen jetzt auch nicht den geringsten Zweifel über seine Herkunft und die Sphäre, in welcher er sich zu bewegen gewohnt. Heute hatte er sich ausnahmsweise nicht in derselben befunden.

Die Zeit verstrich, die Lichte brannten tief herab. Stunde um Stunde verlief. Der Morgen nahte.

Endlich hörte man draußen langsame Tritte. Der Hausknecht trat herein, um dem Fremden anzuzeigen, daß es Zeit zum Aufbruch sei.

Schweigend blickte dieser nach der Uhr, erhob sich, schüttelte den Rest des Glases hinab und verlief das Hotel.

Am andern Morgen erschien zwar ein Diener der Polizeibehörde, um einige nähere Aufschlüsse über die Person des Fremden einzuholen, denn die amtliche Feststellung des Thatbestandes verlangte dies so. Der Fremde hatte jedoch schon in Nacht und Nebel die Stadt hinter sich und nichts zurückgelassen als den von der Hand des Oberkellners geschriebenen, viel verbreiteten und viel gemißbrauchten Namen Müller.

Glücklicher waren die Diener der Sicherheitsbehörde in anderer Richtung gewesen. Sam nämlich, noch ungewohnt der Speculationen, welche so plötzlich seinen ganzen Kopf in Anspruch nahmen, hatte, innerlich nur mit seinen glänzenden Zukunftsplänen angefüllt, die Vorsicht nach Außen hin vergessen. Sicher gemacht durch den Besitz eines Stück Geldes, das ihm wie ein Californien erschien, hatte er am Morgen seinen Versteck aufgegeben und um die Stadt herum den Weg zum Bahnhof eingeschlagen.

Hier wartete er zwei Stunden auf den Abgang des Zuges; er dachte nicht an Hunger oder Durst; er sättigte sich an seinen Ideen.

Als er endlich die Leute zur Kasse eilen und ihre Billets lösen sah, trat auch er an dieselbe, verlangte ein Billet dritter Klasse und legte stolz sein Goldstück hin.

Der Kassirer schaute den zerlumpten Jungen groß an und drehte dann das Goldstück in den Händen herum.

In demselben Augenblick fühlte sich Sam von einer heftigen Faust im Genick gepackt und als er sich zurückwandte, erblickte er das verhasste Gesicht eines Polizeidieners.

Sams Goldstück blieb in der Hand des Kassirers. Noch einen letzten sehnächtigen Blick warf er auf dasselbe, als man ihn gewaltsam fort zerrte. Was war jetzt aus seinen kühnen Plänen geworden! — Gold und Zukunft, Alles verloren!

Indeß Sam hatte geistige Spannkraft genug, um sich nicht außer Fassung bringen zu lassen. Er schnitt eine Grimasse, legte die Hände gleichgültig auf den Rücken, als der Polizeidiener ihn mit einem Rippenpuffer und einigen schmeichelhaften Worten vor sich hinstieß, und schritt seines Weges.

Aufgehoben ist nicht aufgehoben! dachte er bei sich und hüllte sich, ein Wort zu sprechen. Die ersten Häuser der Stadt waren mindestens noch dreihundert Schritte entfernt, die Landstraße war leer, da der Zug eben abging, Sam warf also ver-

stahlen seine Blicke umher, um sich zu überzeugen, ob und wann man wohl entweichen könne, denn wie er richtig calculirte, ist Gewalt nur durch List zu besiegen.

IV.

Der Dreizehnte.

In einem der ältesten und deshalb unfreundlicheren Stadtviertel der Residenz, die sich mit einer halben Million Einwohner doch schon zu den Weltstädten zählt und sich mit einem der stolzeſten Prädikate schmückt, führt von der sehr belebten Hauptstraße, der eigentlichen Lebens- oder Handelsader der Stadt, eine kurze Straße in eine Art von Sack, aus welchem nur die Kundigen den Weg durch eine dunkle und ziemlich schwunzige Passage zu finden wissen.

Diese Straße ist hauptsächlich nur von reichen Privatleuten bewohnt, deren Existenz nicht viel Lärm macht und die sich eben um so wohler hier fühlen, als das Getöse und Gebräuse der Geschäftswelt in unmittelbarer Nähe an ihnen sich vorbei ergießt, ohne ihre Ruhe allzu sehr zu beeinträchtigen. Die Hausthüren dieser Straße sind fast immer geschlossen und der Graswuchs wird allwöchentlich einmal sorgfältig von den Ufern des Bürgersteiges entfernt, die Fenster sind mit eifersüchtigen Jalousien versehen, damit nur ja ein Nachbar dem andern nicht in seinen häuslichen Topf schaue. Vor diesem und jenem Hause hält zu gewissen Tageszeiten regelmäßig eine schlichte bürgerliche Equipage, um den Besitzer, einen von seinen Geschäften ausruhenden Rentier, oder eine corpulente alte Dame spazieren zu fahren, bei welcher Gelegenheit sich Niemand neu-

gierig an's Fenster bemüht, weil Jeder schon weiß, was passiert; selten hört man eilige Tritte auf den Trottoirs, denn hier in dieser Straße der Ruhe und Beschaulichkeit giebt es keine Eile, und die Hunde und Ragen der verschiedenen Bewohner haben sich an eine so treue, alte Nachbarlichkeit gewöhnt, daß auch zwischen ihnen der tiefste Friede herrscht.

Ganz am Ende dieser kleinen Straße erhebt sich ein großes, anspruchsvolles Haus, alt und ehrwürdig, mit weitem Portal, in welchem sich zuweilen ein gut genährter Hausmeister mit rundem Gesicht und fleischigen Hängebaden zeigt, um mit den Händen in den Seitentaschen seines langen graugelben Rockes recht aristokratisch in die Welt hinaus zu schauen, als sei er der Herr des Hauses selbst. Die Fenster des letzteren, mit antiker Stuck-Arbeit umrahmt, sind der Mode gefolgt und mit großen und dicken Scheiben versehen; hinter ihnen brüsten sich die feinsten Spitzenvorhänge und die schwersten Seiden-Draperien, Tropengewächse mit wucherndem Grün, die seltensten Palmarten, graziose Orchideen, die schwere Banane und die empfindsame Mimose, dazwischen die üppige Granate und die anspruchsvolle kalte Camellie — alle diese Kinder schönerer Zonen gestalten sich an einzelnen Fenstern zu einem kleinen Urwald, während an andern antike Glasmalereien und Transparente von besonderem Werth diesen Fenstern etwas Kirchenartiges verleihen.

Jedenfalls trug das ganze Haus den Stempel des Vornehmen, zugleich aber auch jenes Gepräge, das uns auf den ersten Blick über seine Bewohner einen selten trügenden Aufschluß giebt — wir meinen jenen modernen Anstrich, der mehr auf die Unerforschlichkeit des Geldbeutels als den Adel der Familie deutet, jenes prätenziöse Etwas, das nach der Agiotage des Tages schmedt.

Neben diesem Hause, mit demselben einen rechten Winkel und dadurch den eigentlichen Saß der Straße bildend, erhoben

sich mehre kleinere Gebäude, die, wie schon der Anstrich zeigte, zu dem Hauptgebäude gehörten. Das zunächst an dieses stoßende besaß nur ein Stockwerk. Seine Fenster waren mit starken eisernen Gittern versehen, was heut zu Tage, wo man beim Bauen nicht an Vertheidigungsmaßregeln denkt, auf einen dahinter stehenden schweren Gelbkasten schließen läßt. Hinter den Eisengittern hingen dichte weiße Vorhänge von der Mitte des Fensters herab, so daß Niemanden von Außen ein Blick in die Zimmer vergönnt war. Auch die in dieses Häuschen führende Thür war stets verschlossen und öffnete sich nur, wenn die an derselben angebrachte Schelle ihren heiseren Ton von sich gab, was übrigens in den Vormittagsstunden sehr oft geschah; denn Bankboten und Cassendiener mit wichtigen Gesüßtern, noch viel wichtigeren schweren Beuteln im Arm und einem großen Portefeuille in der Brusttasche gingen und kamen durch diese Thür und nicht selten fuhr auch wohl die Equipage eines bei dem erwähnten Gelbkasten accreditirten Fremden vor das Haus.

Das hieran stoßende zweite kleine Gebäude mit demselben aschgrauen Anstrich hatte schon viel weniger Bedeutung, denn es schien eben nur die Wohnungen der zu dem großen Hause gehörenden Dienerschaft, die Wagen-Kemisen und Stallungen zu enthalten, auf welche namentlich die große Einfahrt deutete. Hier fehlten auch die eisernen Gitter und die geheimnißvollen Vorhänge; statt ihrer hatten die Fenster schlichte Gardinen, einfache Geranien und Balsaminen auf den Fensterbrüstungen zeugten von dem Blumen Sinn der Bedienten- und Kutscherfrauen oder Töchter, ein Fink und ein paar Kanarienvögel hüpfen in ihren Käfigen an diesen Fenstern und einige bescheidene Lithophanien an den Scheiben suchten mit den kostbaren Glasmalereien an denen des herrschaftlichen Gebäudes zu wetteifern.

Schaute man von der Straße durch die meist bis zum Abend geöffnete Einfahrt, so sah man auf einen sehr geräu-

migen, einen ganz ländlichen Charakter tragenden Hof, denn hier stolzirten Truthähne, sogar einige aufgeblasene Pfauen neben watschelnden Enten und Hühnern, Stallknechte liefen hin und her, man hörte Pferbegetrappel und wer zur rechten Zeit kam, der konnte sich auch von dem Reichthum des in diesem Hofe befindlichen Marstalls überzeugen.

Dieser Marstall enthielt neben einem halben Duzend prächtiger Wagenpferde, ausgefuchter Traber, noch ebenso viel kostbare Reitpferde der vorzüglichsten Rasse. Alles war in diesen Ställen aufs sauberste und schönste hergerichtet, die Pflege und Wartung der Pferde war zuverlässigen Dienern übergeben, die alle in den Hofgebäuden ihre Wohnung hatten, und wenn die Bewohner dieser kleinen Straße wenig von diesem hippologischen Luxus gewahrten, auch den Lärm nicht empfanden, welcher mit dem Besitz von Pferden verbunden ist, so hatte dies seinen Grund darin, daß die hintere Fagade dieser Gebäude an einem größern Platze lag, und daß die Herrschaft es liebte, von dort ihre Ausflüge zu machen.

Auch dieser Platz war nicht allzu belebt; er war mit schattigen Bäumen bepflanzt und mit einigen großen königlichen Gebäuden besetzt, in welchen mehre Intendanturen ihre Bureau aufgeschlagen hatten. Lebhafter als auf der andern Seite des Hauptgebäudes war das hintere Portal desselben, denn durch dieses schienen die Bewohner vorzugsweise aus und ein zu gehen, ebenso fuhren auch die Wagen aus dem Stallgebäude stets hier vor, da auch dieses eine Ein- und Ausfahrt nach jener Seite hatte.

Sowohl an der Thür des kleinen mit Eisengittern versehenen Hauses als an der nach dem Platz hinausführenden Thür des Hauptgebäudes befindet sich ein kleines, für jeden Unbefangenen nichtsagendes, in der Handelswelt aber sehr bedeutames Porzellanschild mit der Aufschrift „J. C. Kleinmeier u. Comp.“, einer Firma, vor der jeder Kaufmann den Hut zieht, die an

der Börse und in allen Comtoiren Europas und darüber hinaus einen vorzüglichen Klang hat und die so alt ist, daß sich die ältesten Leute ihrer Gründung nicht zu entsinnen vermögen.

Treten wir jetzt in das Innere des Hauses, und zwar von der frequenteren Pinterseite, vom Plaze aus, denn der vordere Eingang dient in der Hauptsache nur zu festlichen Gelegenheiten. Wir befinden uns zuvörderst in einer geräumigen Vorhalle, deren Wände mit pompejanischen Frescomalereien geschmückt sind. Durch eine Glasthür betreten wir das Treppenhäus und zwar einen über die von durchbrochenem Gusseisen getragenen Marmorkufen gelegten Teppich, der uns in die erste Etage und in einen weiten, mit Blumen geschmückten Corridor führt. Letzterer läuft in zwei Winkeln durch das ganze Haus und an einer Unzahl vom feinsten Lack glänzender Flügelthüren vorbei. Dasselbe wiederholt sich in der zweiten Etage, die zwar mit weniger äußerlichem Luxus hergerichtet ist, aber trotzdem von Reichthum und Geschmack zeugt. Dann und wann sieht man einen Lakaien geräuschlos über den Teppich des Corridor dahin schweben, im Uebrigen aber pflegt jene vornehme Stille zu herrschen, welche aus Rücksicht für die schwachen Nerven der Herrschaft den Lakaien das Räuspern und den Thürlflügeln das geringste Knarren untersagt

Der Sommer, welcher in den ersten Kapiteln unserer Geschichte sein Kommen durch Sonnenschein und lustige Blüthen verkündete, ist bereits verstrichen; der Winter ist mit eifriger Strenge frühzeitig herein gebrochen und schon der November, in welchem wir uns befinden, trat rücksichtslos mit seiner ganzen Trabantenschaar auf.

Der helle Frost des kurzen Tages hüllte sich in das ebenso kalte Nebeltuch der Dämmerung, die Gaslaternen der kleinen Straße wurden eben angezündet und schoben mühsam ihre Strahlen durch den Nebel, als auch das Zimmer im ersten Stock, an dessen Fenstern wir die üppige Drangerie sahen, sich

beleuchtete. Geheimnißvoll spielte das Licht zwischen den dunklen Blättern, auf den glatten Flächen der Magnolien und Camellien und zitterte zwischen den zierlichen Fächern der Palme und der Mimose. Plötzlich jedoch schlossen sich die Vorhänge der drei Fenster und die ganze Etage war wieder so dunkel wie sie gewesen.

Wir betreten dieses Zimmer, indem wir dem langen Corridor folgen, und sehen uns in einem geräumigen Gemach, dessen reiche, aber bescheidene Tapeten, dessen graziosen Deckgemälde, dessen weicher kostbarer Teppich und dessen ganze Einrichtung den zartesten Geschmack verräth. Die Tapeten von blassem Roth, mit Silberadern durchlaufen, der Teppich, die Laufsessel, Fauteuils und Tabourets, alle von entsprechender Farbe, die Wahl der die Wände zierenden Oelgemälde, unter denen verschiedene Meisterstücke, die Verzierung des Kamins, in welchem eine lustige Flamme prasselt, die Gruppierung der kleinen Drangerie, welche an der Fensterwand die heimlichsten Lauben bildet, Alles verräth den zartesten Sinn für Symmetrie und edle Einfachheit, und vielleicht sehen wir die Ordnerin des Ganzen in der weiblichen Gestalt vor uns, welche eben im Zimmer beschäftigt ist, die auf dem großen, von Fauteuils umringten Tische liegenden Album zu ordnen.

Wir würden der jungen blonden Dame schmeicheln, wollten wir sie schön nennen; wie sie da in einem schlichten blauseidenen Kleide, das eine zierliche Taille umschloß, im Zimmer wirkte, schien sie eine Art waltender und schaffender Hausgeist zu sein, und in der That war sie eine Waise, deren sich der Herr des Hauses schon angenommen, als sie noch ein Kind war, und die in diesem Hause eben nur die Stelle einer Gesellschafterin, einer Oberaufseherin genoß, ohne irgend welche Kindes- oder sonstige Rechte erreicht zu haben. Agnes war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, hübsch gewachsen, von hellem Verstande, hinreichender Bildung und mit einem Gesicht,

das etwas äußerst Sympathisches hatte, ohne wie gesagt irgend welchen Anspruch auf Schönheit machen zu können. Letzteres schien Agnes auch gar nicht einzufallen; sie war mit ihrer Stellung zufrieden, namentlich wenn sie sich der Dürftigkeit erinnerte, in welcher sie ihre ersten Kinderjahre verbracht; es mangelte ihr an nichts als etwa an dem Einen, worauf jedes Mädchen mit zwanzig Jahren sinnt — an einem Mann; indefs auch der mochte sich mit der Zeit ja finden. Dabei war Agnes im ganzen Hause beliebt; wohin sie mit ihren blauen Augen schaute, da eilte ihr Alles bereitwillig entgegen und namentlich der Herr des Hauses hielt daran, daß ihr all' die Achtung gezollt werde, welche den Angehörigen seiner Familie dargebracht wurde.

Nachdem Agnes Alles geordnet, öffnete sie eine Thür im Hintergrunde des Zimmers, welche zu einem kleinen, im Renaissance-Styl gehaltenen Salon führte, und trat, die Thür hinter sich offen lassend, in diesen ein. Es war heute Mittwoch und an diesem Abende pflegte die Familie sich pünktlich um sieben Uhr mit einigen der intimsten Freunde des Hauses zu versammeln, um sich durch Vorlesen, Unterhaltung und ein kleines Souper den Abend zu vertreiben.

„Väterchen, noch ganz allein?“ fragte Agnes, während sie auf den Ramin zu schritt, vor welchem, sich auf einen Krüdstod stützend und vorgebeugt, ein alter Mann mit langem, schneeweißem Haar saß und gedankenvoll in die knisternde Flamme schaute.

Der Alte nickte langsam mehrmals mit dem Kopfe, während das Mädchen die Hand leicht und schonend auf seine Schulter legte.

„Du weißt, mein Kind, das Alter ist immer allein und es ist auch am besten so, denn es fehlt ihm so wie so nicht an Gesellschaft. Das geht und kommt um Einen herum, mein Kind, so daß man gar nicht Zeit hat, mit Allen fertig zu

werden . . . Ja, mein Kind, wir Alten haben immer Gesellschaft, wenn wir auch allein sind!"

Der Greis nickte abermals mit dem Kopf, so daß eine weiße Locke sich über seine Stirn rollte, welche die Hand des Mädchens liebevoll zurück holte.

"Sie sind gerade heute so trübe gestimmt, Väterchen; wir werden Mühe haben, Sie heut Abend wieder aufzuheitern."

"Es ist der dreizehnte November, mein Kind!" antwortete der Greis mit matter Stimme und mit einer seltsamen Betonung. "Der dreizehnte November! Ich hab' ihn nicht gern, den Tag, mein Kind, obgleich die Zeit lange schon über ihn hinweg gegangen und über Alles, was sich an ihn knüpft; aber da siehst Du's, mein Kind, daß wir Alten keine Muße und keine Ruhe haben. Ich gäbe was drum, wenn mich heute die Gesellschaft von Gedanken und Erinnerungen, von Personen, die vielleicht längst im Grabe ruhen — wenn mich das Alles heute verschönt ließe, aber siehst Du, mein Kind, das ist so zudringlich, das nimmt nicht allein den ganzen Tag in Anspruch, das wird mir auch die Nacht und den Schlaf rauben, der ja doch für uns Alten nicht mehr da ist . . . Ja, der Dreizehnte! Schon wieder einmal dieser Dreizehnte!" murmelte er vor sich hin. "Er kommt nur einmal im Jahre, und doch ist mir, als käme er zwölfmal, und immer ist und bleibt er derselbe!"

Agnes war zu zartfühlend, als daß sie es gewagt hätte, durch Fragen in das Geheimniß des Greises zu bringen; wie lange sie sich auch schon im Hause befand, hatte sie doch noch nie von diesem bedeutungsvollen Dreizehnten gehört, der irgend eine besondere und zwar nicht angenehme Epoche in dem Leben des alten Mannes gespielt haben mußte; sie nahm sich daher vor, den letzteren durch Zerstreuung von seinen Gedanken abguziehen, was ihr durch heiteres Geplauder sonst stets zu gelingen pflegte. Heute indeß scheiterten alle ihre launigen Ein-

fälle, der Greis war nicht von seinen Grübeleien loszumachen und schweigend vor sich hinstarrend saß er da, ohne auf des Mädchens Plaudereien zu achten. Tiefe Falten bedeckten seine hohe, auffallend schmale Stirn, hinter der sich seinen eigenen Worte noch heute die unruhigsten Gedanken jagten, seine schwarzen Augen, die trotz seines Alters nichts von ihrer Schärfe eingebüßt hatten, lagen tief, unruhig hin und her rollend in ihren Höhlen, um seine längliche, fast adlersförmig gebogene Nase, und den tief eingefallenen, zahlosen Mund lag ein unverkennbarer Zug von Schmerz und oft fuhr seine magere, abgeehrte Hand um das Kinn, gruben sich die knöchernen Finger in die Umgebung desselben, während das Auge dann starr vor sich hinblickte, als verweilten seine Gedanken bei irgend einem besondern Gegenstande.

Dem Mädchen ward die eingetretene Stille, die schweigsame Urruhe des Alten, sein ihr nicht gewohntes zerfahrenes Wesen sehr bald unheimlich; sehnüchlich schaute sie zur andern Thür des Salons, als erwarte sie, durch einen Eintretenden erlöst zu werden, denn sie wagte es nicht, den Greis allein zu lassen, dessen Kopf unter der Last der ihn bestürmenden Gedanken immer zitternder wurde, und dessen Auge immer wilder blickte.

„Großer Gott, was kann ihm widerfahren sein!“ murmelte sie vor sich hin. „Väterchen, Sie sind so aufgereggt, darf ich Ihnen irgend eine Erfrischung holen?“ setzte sie laut hinzu, während sie aufsprang und den Arm liebevoll um den Nacken des Greises legte.

Dieser schien hierdurch aus seinen unruhigen Träumen zu erwachen, er schrak zusammen, fuhr mit dem Arm abwehrend in die Höhe und stieß einen Schreckenslaut aus.

„Ah, Du bist es, Agnes!“ sagte er, das Mädchen erkennend und ein erleichternder Seufzer stieg aus der Tiefe seiner Brust. „Du bist es, mein gutes Kind,“ setzte er mit einer Mischung von Angst und Zufriedenheit hinzu, während er die Hand des

Mädchens ergriff, sie in seinen zitternden Fingern festhielt und sich an das Mädchen schmiegte, als suche er Schutz bei ihr. Gleichzeitig zog er die Füße unter seinen Sessel, wandte mit einem unverkennbaren Schander das Auge von der Stelle, auf welcher es mit so wildem Ausdruck gehaftet, und Agnes fühlte, wie das Fieber den Körper des Greises schüttelte.

„Sie sind krank, Väterchen,“ sagte das Mädchen mit schmeichelndem, überredendem Ton, „gestatten Sie mir, daß ich den Arzt rufen lasse! Sie müssen die Ruhe suchen!“

„Nein, bleib bei mir, verlaß mich ja nicht, es ist so einsam hier!“ sprach der Greis mit bebender Stimme. „Wie soll ich die Ruhe finden, mein Kind; ich sagte Dir ja schon, daß der Schlummer das Auge des Greises flieht, und heute . . . Agnes,“ setzte er leiser und bittend hinzu, „Du könntest dennoch vielleicht Recht haben; es wäre möglich, daß mir in der Nacht etwas zustieße, daß ich krank würde. Sorge Du also dafür, daß der alte Joseph bei mir wache, hörst Du? Es ist nur wegen der Krankheit, sonst wäre es nicht nöthig. Aber versprich mir, Niemanden davon zu sagen, namentlich meinem Sohn nicht; er würde besorgt sein, und ich will, daß er heute Abend nichts Ungewöhnliches an mir bemerkt, hörst Du, nichts Ungewöhnliches, mein Kind!“

„Gewiß, Väterchen, ich werde Sorge tragen,“ antwortete das Mädchen kopfschüttelnd über das heute so seltsame Wesen des sonst so ruhigen Greises. „Aber ich fürchte, man wird Ihre Unruhe gewahren, man wird mir Vorwürfe machen, daß ich nicht rechtzeitig für Hülfe gesorgt, ja ich selbst befürchte eine Verschlimmerung Ihres Zustandes und werde mir dann selber noch Vorwürfe zu machen haben.“

„Nicht doch, Kind!“ sagte der Greis, dem es inzwischen gelungen, einen Schein von Ruhe zu gewinnen. „Du siehst, mir ist schon besser; es war nur ein Blutandrang, eine Wallung zum Gehirn, weiter nichts! . . . Wir Alten sind zuweilen ein

wenig nährlich; vergiß das dumme Zeug, was ich vorhin vielleicht gesprochen . . . nicht wahr, ich habe wohl dergleichen gesagt?"

Das Auge des Greises haftete bei dieser Frage mit so sichtbarer Besorgniß auf dem Antlitz des Mädchens, daß bei ihr jene erste Aeußerungen desselben dadurch nur um so größere Bedeutung erhielten.

„Ich erinnere mich nicht, Väterchen, daß Sie etwas Ungewöhnliches gesprochen!“ antwortete Agnes. „Wir plauderten mit einander und wie es mir schien, legten Sie nur ein besonderes Gewicht auf das Datum des heutigen Tages, auf den Dreizehnten.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und zwei Herren traten herein. Der Greis bemerkte den ersten derselben und legte den Finger auf den Mund, um dem Mädchen Schweigen zu empfehlen. Agnes verstand dies, sie verließ den Greis und schritt den Eintretenden mit möglichst unbefangener Miene entgegen.

Der erste derselben, ein Mann in den Fünfzigern von untersehter Gestalt, einigem Embonpoint und rundem behäbigem Gesicht, war kein Anderer als der Sohn des Greises, der Chef des Handlungshauses J. C. Kleinmeier u. Comp., Herr Georg von Wennberg, bisher Commerzienrath, seit Kurzem sogar Geheimer Commerzienrath, Ritter eines vaterländischen und zweier transatlantischen Orden, Director eines halben Duzend gemeinnütziger Actien-Unternehmungen und Inhaber einer ganzen Anzahl städtischer und privater Vertrauensposten — mit einem Worte: er war Herr von Wennberg, Chef des hochgeachteten Großhandlungshauses J. C. Kleinmeier u. Comp. Fügen wir noch hinzu, daß er eben im Zuge war, als Abgeordneter für die neue Kammeression gewählt zu werden und daß seine Wahl ziemlich gesichert war, so haben wir

Herrn von Wennberg dem Väter in seiner ganzen staatsbürgerlichen Bedeutung vorgestellt.

Das ganze Erscheinen dieses Mannes, sein gemüthliches Wesen, sein freundliches rothes Gesicht, das nur von Wohlwollen für die ganze Menschheit zu sprechen schien, sein lächelndes braunes Auge, die gewöhnliche Stirn, hinter der nichts Ungewöhnliches hausen zu können schien, das sanfte, runde Kinn, der wir möchten fast sagen: wohlwollende Badenbart, dessen sanft mit Silber gemischte Farbe und Fülle ein Vorwurf für die Vergänglichkeit seines Haupthaars war — alles Dies vereinte sich, um diesen Mann als das Urbild eines biedern und ehrenwerthen Charakters erscheinen zu lassen. Nur würde einem geübten Physiognomiker die Bemerkung nicht entgangen sein, daß sowohl seine stark aufgeworfenen Lippen, als namentlich auch ein gewisser Zug um seinen Mund auf eine in diesem Charakter hervorragende Sinnlichkeit deuteten. Indes ist es ein alter Erfahrungssatz, daß die Regeln der Physiognomik, streng genommen, oft zu den ungerechtesten Beurtheilungen und Verurtheilungen führen, wir wollen uns hiedurch also den von Herrn von Wennberg einmal gewonnenen Wiedermanns-Eindruck nicht beeinträchtigen lassen. Ebenso wenig soll es uns beirren, daß das kleine braune Auge des Herrn von Wennberg jederzeit zu gewissen hastigen und lauernden Seitenblicken bereit war, die nicht gerade zum Wiedermanns-Wesen nothwendig zu sein pflegen.

Herr von Wennberg schritt auf den Ramin zu, nahm die Hand des Vaters und küßte ihn auf die Stirn. Bei dieser Gelegenheit mochte er fühlen, wie die Hand des Greises zitterte; besorgt beugte er sich über ihn und schaute ihm zärtlich ins Antlitz.

„Sie befinden sich nicht wohl, mein Vater?“ fragte er theilnehmend.

„Doch, mein Sohn; ich befinde mich wohl; es ist nur die

Bluth des Ramins, die mir das Blut ein wenig wärmt! Mir ist ganz wohl!" setzte er mit dem Kopfe nickend hinzu.

Wennberg richtete sich wieder auf, warf vorübergehend einen fragenden Blick auf Agnes, und als er in deren Antlitz keinerlei Ausdruck von Besorgniß fand, schien sich auch die seinige zu legen. Trotzdem herrschte zwischen Vater und Sohn eine gewisse Zurückhaltung, eine Förmlichkeit, die wir vielleicht gerade der räthselhaften Bedeutung des Tages zuzuschreiben haben, denn wie der Verlauf des Abends zeigte, beobachteten sich Beide im Stillen und Jeder suchte so unbefangen wie möglich zu erscheinen. Beide spielten also einander gegenüber eine Rolle.

Einen wohlthuenenden Eindruck machte auf den Greis das Erscheinen des mit Wennberg zugleich Eingetretenen, eines jungen Mannes von einigen dreißig Jahren, der sich mit ungekünstelter Hochachtung vor dem Alten verbeugte und die Hand desselben mit einer Mischung von Respect und Vertraulichkeit schüttelte, als der Greis sie ihm reichte.

"Ich warte schon lange auf Sie, lieber Vorbed!" sagte der Greis. "Das halbe Stündchen, das Sie mir zu gönnen pflegen, ehe Sie sich mit den Uebrigen an den Kartentisch setzen, haben Sie mir heute wieder entzogen; das ist nicht hübsch von Ihnen, Vorbed; wir Alten wollen auch unser Recht haben."

Heinrich Vorbed, trotz seiner Jugend erster Procurist des Herrn von Wennberg, entschuldigte sein Ausbleiben durch einige dringende Arbeiten, welche die Ankunft wichtiger Depeschen verursacht, und setzte sich dem Alten gegenüber, um mit ihm zu plaudern. Vorbeds ganzes Erscheinen war in der That ein sehr bestechendes; sein großes, graublaues Auge blickte so offen und ehrlich in die Welt hinein, daß man auf dem Grunde seiner Seele zu lesen glaubte; dieses Auge aber war auch das einzige Bemerkenswerthe an seinem Gesicht, das im Uebrigen

den echten Kaufmannsstempel trug und so glatt und alltäglich war wie ein sauber geführtes Contobuch; auf die Pflege seines hellbraunen Haars und Badenkarts schien er namentlich viel zu geben und ebenso war sein schwarzer Anzug stets tadellos, wie es einem Gentleman gebührt.

Wie der Greis, so schien auch Agnes sich gern in seiner Nähe zu befinden, denn während Herr von Wennberg einige Freunde des Hauses empfing, hatte sie sich wieder dem Kamin genähert und horchte mit großem Interesse auf das, was er erzählte.

„Und wie befindet sich Ihr Schützling, Herr Vorbeck, wenn man fragen darf?“ fiel sie in die Unterhaltung ein, indem sie geschickt eine Pause benutzte.

„Mein Schützling?“ wiederholte Vorbeck, während eine leichte Röthe seine Wangen übersog und er sich stellte, als müsse er erst nachsinnen. „Doch ich verstehe, Fräulein Agnes; Sie machen mich zum Protector, wo mich eben nur rein menschliches Interesse, ein sehr natürliches Mitgefühl leitet. Da mich heute Mittag mein Spaziergang dort gerade vorbeiführte, stieg ich die vier steilen Treppen hinauf. Ich fand die Mutter etwas besser als vor einigen Tagen; ärztliche Hilfe und die liebebedürftige Sorgfalt einer unbekannten Wohlthäterin (bei diesen Worten fixirte er Agnes stark und jetzt war die Reihe an ihr, zu erröthen) haben den Leiden der unglücklichen Frau eine wesentliche Erleichterung verschafft. Ich traf den Arzt beim Fortgehen auf der Treppe; er sagte mir, der Zustand habe für den Moment nichts Beunruhigendes mehr.“

„Und die Tochter?“ fragte Agnes mit einer etwas eifersüchtigen Betonung.

„Wie mir die Frau im Hinterhause, die ich als Wärterin engagirt, sagte, war die Tochter ins Magazin gegangen, um eine fertige Stiderei abzuliefern und sich neue Arbeit zu holen. Ich hatte also keine Gelegenheit, sie zu sprechen.“

Wie Schade! schien Agnes' schadenfroher Blick zu sagen, indeß ließ sie es bei dem Blick.

„Von wem ist die Rede, lieber Vorbed?“ fragte der Greis, der wieder aus seinem Nachdenken zu erwachen schien. „Sprechen Sie nicht von einer armen kranken Frau, lieber Vorbed?“

„Allerdings, Herr von Wennberg,“ antwortete der Letztere, und war eben im Begriff, weitere Auskunft zu geben, als ihn Agnes durch einen Blick zum Schweigen aufforderte.

Vorbed erröthete abermals und zwar diesmal offenbar aus Unwillen. Nur ungern schien er dem Wunsche des Mädchens zu gehorchen. Zum Glück wurde er durch einige an den Ramin tretende Hausfreunde, welche dem Greise ihren guten Abend bringen wollten, aus der Verlegenheit gezogen, eine Nothlüge zu sagen. Er erhob sich, um den Herren Platz zu machen und trat mit Agnes zur Seite.

„Ich bitte Sie, Fräulein Agnes,“ sagte er hier leise und nicht ohne Aufregung; „was sollte dieser Wink? Welche Veranlassung kann es geben, dem alten Herrn das Elend dieser Familie zu verschweigen? Es ist gerade mein Wunsch, daß er es kennen lerne, und ich war Ihnen schon dankbar für die Gelegenheit, die Sie mir boten.“

„Ich war unbesonnen; das Gespräch führte weiter als ich voraus gesehen,“ antwortete das Mädchen mit halbblauter Stimme.

„Aber die Gründe! Sagen Sie mir die Gründe!“ rief Vorbed eifrig.

„Sie sollen sie erfahren!“

„Aber jetzt gleich!“

„Nicht heute; es ist hier nicht der Ort dazu. Ich verspreche aber, sie Ihnen nicht schuldig zu bleiben.“

Mit diesen Worten verließ das Mädchen den etwas indignirten Vorbed und eilte in den Hintergrund des Salon, wo von den Dienern eben die Spieltische arrangirt wurden, wäh-

rend zwei andere mit Erfrischungen unter den etwa zwölf Herren zirkulirten, die sich inzwischen eingefunden.

Vorbeck, der bei der Partie ein für allemal nicht fehlen durfte, der aber heute weniger als je zum Kartenspiel aufgelegt war, befand sich eben in der Nähe der Hauptthür, als diese sich mit Säbelgeklapper öffnete und zwei stattliche junge Männer, der erste in der Uniform der Dragoner, der andere im elegantesten Promenadenanzuge, hereintraten.

Natürlich verfehlte das Säbellappern nicht seine electrische Wirkung in der durchweg civilen Gesellschaft, Alles wandte das Auge zur Thür und Jeder schien mit Interesse die eleganten, jugendlichen Erscheinungen zu bemerken. Nur Vorbeck, der dem Dragonerlieutenant bei dessen Eintritt zunächst stand, und dessen Inneres sich noch nicht ganz wieder beruhigt zu haben schien, wandte dem Lieutenant mit sichtbarer Geringschätzung den Rücken, hingegen unterließ er nicht, den flüchtigen Gruß des jungen Civilisten mit Höflichkeit zu erwidern.

Der Chef des Hauses schien ihnen keine weitere Aufmerksamkeit zu widmen, denn der eine, der Civilist, war sein einziger Sohn, Ewald, der andere ein junger Verwandter, Gustav von Wennberg. Beide tauschten mit der Gesellschaft ziemlich unruhige Grüße, eilten dann zum Kamin, um dem Großpapa ihre Reverenz zu machen, der sie mit einem gutmüthigen Nicken empfing und ihnen mit dem Finger wegen ihres Ausbleibens drohte. Gustav von Wennberg war eben im Begriff, der geschäftigen Agnes ein paar lebenswürdige Worte zu sagen, während Ewald noch mit dem Greise plauderte, ohne den Hut aus der Hand oder die eleganten Handschuhe abzulegen, als er plötzlich die Stimme des Vaters hörte.

„Ewald,“ rief dieser, die Karten in der Hand, „Du wirst also der Partner des Herrn von Karow sein, während Gustav...“

„Verzeihung, lieber Vater,“ unterbrach ihn Ewald, zu ihm eilend, „wir kamen soeben, um uns noch für ein Stündchen

von der Gesellschaft zu beurlauben. Eine wichtige Angelegenheit, die eigentlich auf morgen festgesetzt war, nimmt uns schon heute, am dreizehnten, in Anspruch; wir sind nicht im Stande, uns ihr zu entziehen, werden jedoch sofort wieder hieher zurück eilen, sobald unsere Anwesenheit nicht mehr nöthig.“

Herr von Wennberg bemerkte auf dem Antlitz seines Sohnes eine gewisse Kengstlichkeit; er blickte ihm forschend ins Auge und führte ihn in eine Fensternische, während Gustav Weiden mit einiger Besorgniß nachschaute.

Auf den Greis, der seinen Platz am Ramin nicht verlassen, hatte Ewalds Aeußerung eine electrische Wirkung hervorgebracht; er schrak zusammen, verrieth große Unruhe und suchte nach Worten, ohne diese zu finden.

„Sie sollen Beide nicht fortgehen!“ rief er endlich mit Anstrengung, gerade als Ewald mit seinem Vater das Fenster wieder verließ. „Sie sollen nicht fort, ich gebe es nicht zu, gerade heute am Drei . . .“

„Väterchen, Sie verrathen sich selbst!“ flüsterte Agnes, die schnell herbei geeilt war, dem Greis ins Ohr. „Sie ließen sich von mir Schweigen versprechen und jetzt plaudern Sie selbst aus . . .“

Der Alte ließ den Kopf sinken, die Spannung seiner Gesichtszüge ließ nach, er stützte beide Hände auf die Kränke seines Stocks, blickte zu Boden und seine Lippen flüsterten Worte vor sich hin, die selbst Agnes nicht verstand, wie viel Mühe sich ihre weibliche Neugier auch gab, dem Greise sein Geheimniß abzulauschen.

„Sie sind fort?“ fragte er endlich nach einigen Minuten, das zitternde Haupt wieder erhebend, während ein tiefer, heimlicher Schmerz aus seinem Auge sprach.

„Sie sind soeben gegangen, Väterchen,“ antwortete Agnes. „Gewiß sind sie wieder von einem ihrer hohen Interessen beansprucht, sie haben eine Tänzerin, eine Kunstreiterin zu pro-

tagiren, eine thörichte Wette auszutragen oder sonst etwas derartiges Wichtiges vor."

"Ich sehe sie gern beisammen, die Weiden," sprach der Alte vor sich hin, "aber man sollte sie heute nicht aus den Augen lassen. Mir ahnt, das wird nicht gut thun!"

"Lassen wir sie gehen; Väterchen; sie sitzen in unserer Gesellschaft doch stets wie auf Nadeln. Ewald verdirbt jede Partie, weil seine Gedanken beim Spiel stets ganz anders sind, und der Herr Gustav macht immer ein Gesicht, als werde er zum Nichtplatz geführt, wenn er die Karten in die Hand nimmt. Am besten, man läßt sie laufen, diese Herren Wilden, denen der häusliche Kreis lange nicht pikant genug ist, und die jede Stunde, welche sie ihm widmen müssen, wie ein grausames Opfer betrachten."

Agnes hätte gern ihrer Entrüstung noch weiter Lust gemacht, denn sie war hier auf ein Lieblingssthema gekommen; sie betrachtete sich nämlich, da Frau von Wennberg längst gestorben, als den weiblichen Schutzgeist des Hauses, dem die jungen Herren lange nicht Aufmerksamkeit genug schenkten, überdies aber hatte sie durch die Dienerschaft von der ziemlich ungebundenen Lebensweise Ewalds genug gehört, um dann und wann in eine kleine sittliche Entrüstung zu gerathen, die sie leider ihrer Stellung wegen unterdrücken mußte.

Da sie sah, daß der Greis ihr wenig Aufmerksamkeit schenkte, wandte sie sich wieder zu ihrer Beschäftigung und überwachte das Herrichten der Soupers.

Der Abend verstrich. Herr von Wennberg hatte heute seinen Glückstag; er hatte am Nachmittage in einer Wahlversammlung als Candidat eine fulminante Rede gehalten, wegen derer ihm alle Bekannte gratulirend die Hand gedrückt, er hatte am Abend höchst erfreuliche Depeschen erhalten und jetzt am Spieltisch wich das Glück nicht von seiner Seite.

Das Spiel ward endlich aufgehoben, man gruppирte sich

im Salon und sprach namentlich von Politik und politischer Gesinnung, denn Herr von Wennberg gehörte natürlich zur conservativen Partei, wie es von einem so mit Decorationen bedeckten Mann nicht anders zu erwarten war, und da keiner von den Anwesenden das Glück gehabt hatte, der hentigen Wahlversammlung beizuwohnen, so benutzte er die Pause vor dem Souper, eine Anzahl von Floskeln aus seiner hentigen Rede hier anzubringen, was denn ebenfalls von größtem Erfolg begleitet war.

Von den beiden jungen Herren ließ sich keiner wieder sehen. Als man sich zum Souper begab, blieben ihre beiden Stühle leer. Der Greis, als er von Agnes zur Tafel geführt wurde, schien im höchsten Grade unruhig; Agnes sah, wie er auf jedes Geräusch lauschte und wie seine Hände allmählig immer zitternder wurden. Wirklich that der alte Mann sich die höchste Gewalt an, um seine innere Unruhe zu verheimlichen; bis zur Mitte des Soupers gelang ihm dies, dann aber sank er mit einem tiefen Wehlaut in seinen Sessel zurück und mußte in seine Wohnung getragen werden.

Die Gesellschaft war hiedurch gestört. Herr von Wennberg, dessen Antlitz sich bei diesem Vorfall mit Leichenblässe überzog, that alles Mögliche, um seine Gäste beim Souper zurück zu halten, indem er versicherte, daß das Unwohlsein des Vaters keine weitere Bedeutung habe. Das Souper schlich daher unter schleppender Conversation seinem Ende zu.

Agnes hatte dasselbe verlassen und war dem alten Mann gefolgt, um für ihn zu sorgen. Als Herr von Wennberg, nachdem sich seine Gäste bald verabschiedet, in das Schlafzimmer seines Vaters trat, fand er diesen im heftigsten Fieber. Zu seinem Schreck hörte er den Greis die seltsamsten Phantasien ausstoßen, ja diese wurden so bedenklich, daß Herr von Wennberg es nöthig fand, den Hausarzt rufen zu lassen, die anwesende, sehr besorgte Bedienung zu entfernen und nur den alten

Joseph, den Ältesten und vertrautesten Diener des Hauses im Zimmer zu behalten. Selbst Agnes mußte sich bequemen, den Wink des Hausherrn zu verstehen, und da es bereits eils Uhr war, sich mit bellommenem Herzen in ihr Zimmer zu begeben.

V.

Onkel und Nefte.

An demselben Abend, um dieselbe Zeit, wo sich der Salon des Herrn von Wennberg zu füllen begann, saß in dem Stallgebäude desselben, in demselben Parterre-Zimmer, an dessen Fenster wir den Finken und den Kanarienvogel sahen, der Kutscher des Herrn von Wennberg, Meister Ludwig Kilian, in der Ofenecke, neben sich auf der Kommode ein Licht, welches das Zimmer erhellte, die kurze Pfeife im Munde, ein Zeitungsblatt in der Hand, welches ihm sein langjähriger Freund, der alte Joseph, jeden Abend aus dem herrschaftlichen Hause zu überbringen oder zu schicken gewohnt war.

Vor ihm auf der andern Seite des Ofens saß ein noch ziemlich junger Mann in der Wennberg'schen Livrée, der das Blatt heute überbracht hatte und bei solcher Gelegenheit sich von Meister Kilian das Neueste aus der Politik erzählen ließ. Denn da Herr von Wennberg allgemein und namentlich in seinem Hause für einen großen Politiker galt, so ist es erklärlich, daß auch die Dienerschaft sich bemühte, wenigstens das Nothwendigste der Tagespolitik zu kennen, um hienach die Verdienste und Vorbeuren ihres Herrn gehörig würdigen zu können.

Neben dem Herrn selbst galt nun in den Augen der ganzen nicht wenig zahlreichen Dienerschaft Meister Kilian für

den in der Politik gewiegtesten Kopf und hörten die Diener über die Thaten und Reden ihres Herrn etwas läuten, was ihnen nicht ganz verständlich war, so mußte Kilian dies expliciren, und Kilian war allemal der Mann, der Auskunft geben konnte.

Kilian war nun aber ein eingefleischter Royalist oder Reactionär, was heute fast gleichbedeutend ist, und erklärte Alles von seinem persönlichen Gesichtspunkte aus, so daß alle Diener, ohne es selbst zu wissen, von ihm die conservativsten Gesinnungen einsogen und ihre politischen Ansichten noch um hundert Jahre hinter denen ihres Herrn zurück datirten.

Heute nun war Meister Kilian, ein Mann, dem man auf eine halbe Meile weit den herrschaftlichen Kutscher ansah und dessen stattliche Figur die Krone aller Wagenlenker bildete, wenn er auf seinem Boß saß, heute, sagen wir, war Meister Kilian in dem Zeitungsblatt, das ihm, da er täglich nur eine und dieselbe Zeitung las, so zu sagen unter den Händen immer freisinniger und auffässiger wurde, auf einen ganz verzweifelten Leitartikel gestoßen, der ihm den Vorstoß eingab, dieses Blatt abzuschaffen und mit Joseph über ein anderes zu verhandeln, denn im Herrschaftshause wurden mindestens ein Duzend aller politischen Farben gehalten.

„So zum Beispiel, lieber Lorenz,“ fuhr Meister Kilian in seinem Vortrage fort, nachdem er noch ein paar volle Flüge aus seiner Pfeife geholt, während dieser mit offenem Munde seine Weisheit einsog, „früher war all’ der Lärm, all’ das Geseß und all’ die Unzufriedenheit nicht; man laß die Zeitungen, ohne daß man sich zu ärgern brauchte, und Alles, was darin stand, war ganz wahrhaftig wahr, wo hingegen heute Alles aus der Luft gegriffen wird, nur um den Gegnern einen Knüttel zwischen die Beine zu werfen. Früher sagte man, wenn man etwas ganz Neues in der Zeitung gelesen hatte, höchstens: ist es die Möglichkeit! oder: ja wer hätte das denken können! denn

es war nie etwas gegen die Regierung oder den König darin. Heut ärgert man sich den ganzen Tag über die Niederträchtigkeit der Zeitungsschreiber, denen es noch kaum der Mühe werth scheint, Se. Majestät zu schreiben, wenn sie vom König sprechen. Das klingt Alles so, als wenn ich von Euch spräche, oder Ihr von mir."

"Freilich, Meister Kilian," antwortete Lorenz, "aber," setzte er hinzu, um doch auch was zu sagen, "sollte das nicht im Geiste der Zeit liegen?"

Der junge Herr Lorenz hatte nämlich wenn er servirte von den Gästen oft diesen Ausdruck gehört und da er ihm sehr wohlklingend erschien, sich denselben gemerkt, um ihn gelegentlich auch zu gebrauchen.

"Der Teufel hole so zum Beispiel den Geist der Zeit!" rief Kilian, während sein dickes rundes Gesicht eine noch dunklere Röthe annahm und er dicke Wolken vor sich hin blies. "Was ist denn Geist der Zeit? Gar nichts ist er! Geist der Zeit ist Unsinn, ist nichts als die Wichtigmacherei der Leute, die, weil ihre Eltern sie in die Schule geschickt und sie was haben lernen lassen, sich damit brüsten und sagen: wir sind ganz andere Leute als ihr Alten da! Und weil sie sich geschickter dünken, glauben sie sich in Alles mischen zu können, sogar in die Regierung."

"Freilich könntet Ihr Recht haben, Meister Kilian," sagte Lorenz, dessen Verständniß vom Geist der Zeit nicht weit her war.

"Ob ich Recht habe!" rief Kilian. "Seht nur, so zum Beispiel mir will es schon gar nicht gefallen, was unser Herr da für Reden hält, wie ich sie wieder hier in der Zeitung lese; indeß er ist mein Herr und das kümmert mich also nicht weiter. Da heißt es immer von Theilung der Gewalten, von Verfassung und verfassungsmäßigen Rechten, Verantwortlichkeit der Minister, Unantastbarkeit der Person und Souveränität des

Volls. Seht Ihr zum Beispiel: das ist Geist der Zeit; aber könnt Ihr damit einen Hund unterm Ofen hervorlocken? Denn warum? Kann eine Regierung sich herablassen, einem Jeden Rechenschaft zu geben, warum und weshalb sie dies und jenes thut? Seht nur so zum Beispiel, ich will Euch das erklären: der König soll regieren und das Volk soll mit regieren und dazu ernennet es eine Kammer. Denkt Euch nun, Lorenz, ich säße auf dem Thron und sollte mit einem Male meine Pferde nicht mehr allein regieren und man setzte noch einen Kutscher neben mich, meint Ihr nicht, daß wir Beide uns in den Haaren liegen würden, ehe wir um die erste Ecke biegen?"

"Freilich!" antwortete Lorenz, dem dies Gleichniß sehr einleuchtete.

"Oder so zum Beispiel, man ließe, wenn da drüben bei Euch ein Diner ist, jeden Gast durch zwei Leute bedienen. Würdet Ihr Beide nicht schon bei der Suppe mit den Schüsseln zusammen rennen und es nichts als Scherben davon geben?"

"Ohne Zweifel!" bestätigte Lorenz, immer mehr überzeugt.

"Na seht Ihr, so giebt's auch in der Politik nichts als Scherben seit sie über einer und derselben Sache mit den Köpfen zusammen rennen."

Lorenz erinnerte sich jetzt, daß seine Zeit um sei, erhob sich und bat, die Frau Kilian zu grüßen, die in der Küche beschäftigt war. Er ging, und Meister Kilian, stolz auf seine Argumente, vertiefte sich wieder in die Zeitung.

Wohl eine halbe Stunde hindurch beschäftigten ihn alle die wichtigen und unwichtigen Nachrichten, bis auf die Türkei, Asien und Afrika, denn Kilian las Alles, mußte Alles lesen, ja er war in der Regel mit dem, was in China oder Madagascar vorging, viel mehr zufrieden als mit den Ereignissen im Vaterlande.

Mit einem Seufzer, als falle ihm ein Stein von der Brust, seit er mit den politischen Nachrichten zu Ende war, die ihm

doch tagtäglich wieder einen neuen Centner auf's Herz wälzten, begann er die Intelligenz- und anderen Nachrichten. Er las die Verlobungs-, Hochzeits- und Todesanzeigen, dann die amtlichen Nachrichten, die Subhastationen, Concurseröffnungen, Sterbbriefe u. s. w.

Plötzlich hastete sein Auge starr auf einem Punkt, sein Antlitz färbte sich purpurroth, seine Augenbrauen zogen sich hoch hinauf, so daß sie ein ganzes Feld von Furchen auf der breiten Stirn bildeten und aus seinem Munde entlud sich eine so dicke Tabatswolke, daß er keine Zeile mehr zu unterscheiden vermochte.

Meister Kilian ließ das Papier sinken, er legte die kurze Tabatspfeife auf die Kommode, fuhr sich über die Augen und über die Stirn, schöpfte tief Athem, hob dann das Zeitungsblatt abermals und fuhr mit der Hand über dasselbe.

Noch einmal, nachdem er sich überzeugt, daß er vollständig seine Sinne beisammen habe, und mit einem abermaligen Seufzer senkten sich seine Blicke auf dieselbe Stelle der Zeitung. Und wiederum blieben sie starr an derselben hängen. Die Adern seiner Stirn schwellen, die beiden Hände, mit denen er die Zeitung gefaßt, begannen dermaßen zu zittern, daß das Zeitungsblatt auf und nieder flog.

Endlich war Kilian überzeugt, daß er richtig gelesen, daß er sich nicht im Traume befinde. Aber noch einmal suchte er sich zu überzeugen. Er schlug das Blatt zurück und las das Datum desselben. Es war wirklich von heute.

Einige Minuten starrte Meister Kilian vor sich hin, das Zeitungsblatt im Schooß, als überdenke er, was er gelesen, oder als überlege er, was zu thun sei. Dann fand seine Aufregung endlich Worte.

„Mutter! Rätthe!“ rief er mit bebender Stimme.

„Sogleich! Was giebt's? Ich muß nach dem Eiertuchen

sehen, damit er nicht anbrennt!“ antwortete von draußen eine fette Weiberstimme.

„Laß ihn anbrennen und komm! Der Teufel hat uns hier schon einen Eierkuchen angerührt!“ rief Kilian noch immer in großer Aufregung.

Alsofort erschien Frau Kilian, eine dicke, runde Frau mit ebenso rundem, gutmüthigem, vom Herdfeuer erhitzten Gesicht, die Hausröcke auf dem Kopf, die Bänder derselben über den Rücken geschlagen, mit der Küchenschürze angethan und eine große zischende Bratpfanne in der Hand, nicht wenig verwundert und neugierig durch die an ihrem Gatten so ungewohnte Erregung.

„Um Gotteswillen, Ludwig, was hast Du denn? Hat der Besuch wieder gespieen, wie Du mir gestern vorlasest, und sind wieder viel Menschen dabei umgekommen?“

„Nichts hat gespieen!“ antwortete Herr Kilian ärgerlich über diese Frage. „Bring erst die Bratpfanne in die Küche zurück und dann komm wieder, denn ich habe Dir was Wichtiges zu erzählen.“

„Aber der Eierkuchen, Ludwig! Was soll aus dem Eierkuchen werden?“

„Ist mir ganz gleichgültig; mir ist der Appetit auf Eierkuchen vergangen!“

Frau Kilian, gewohnt an Gehorsam gegen ihren Gemahl, der zu Hause ein ganz autokratisches Regiment führte, wie es zu seinen politischen Ansichten paßte, Frau Kilian kehrte mit der noch immer zischenden Bratpfanne, innerlich brummend zur Küche zurück, löste dort die Küchenschürze und erschien dann wieder, um einen Stuhl zu holen und sich ihrem Gatten gegenüber zu setzen.

„Also was giebt es, Ludwig? Du hast mich ganz ängstlich gemacht. Rede nur bald, damit ich in die Küche zurück kann, denn es wäre doch schade um die schöne Butter, die Eier und ...“

„Räthe,“ begann Meister Kilian mit feierlicher aber vor Unwillen etwas bebender Stimme, „Du erinnerst Dich, daß ich Dir früher von meinem mißrathenen Bruder erzählte, einem Taugenichts, der niemals und nirgendwo gut thun wollte. Wie viel wir, meine Schwester und ich, auch thaten, um ihn auf den rechten Weg zurück zu führen, es war Alles vergeblich, er ward ein Schandfleck unserer Familie und hat durch seine schlechten Streiche unsere arme, brave Mutter frühzeitig in die Grube gebracht. Endlich als er erwachsen war und seine Militärfahre abgedient hatte, schien es, als sei er in der Uniform des Königs ein vernünftiger Mensch geworden, wenigstens hörte ich nichts Schlimmes über ihn. Da er nichts Ordentliches gelernt hatte, verrichtete er allerlei Dienste und hatte dabei sein Brod. Endlich ging er von hier fort und ich hörte, er sei hier in der Nachbarschaft verheirathet und arbeite als Tagelöhner.“

Kilian machte hier eine Pause. Seine Gattin, die für den schlechten Bruder wenig Interesse empfand, theilte ihre Aufmerksamkeit noch immer zwischen dem Eierkuchen und der Erzählung ihres Gatten.

„Weiter hörte ich lange nichts von ihm, ich wußte nicht einmal, ob er todt oder noch am Leben sei. Da endlich — ich hab’ es Dir ja erzählt — trifft mich ein Donnerschlag; der Taugenichts war als der Theilnahme an einem Raubmorde verdächtig mit mehren andern Subjecten eingezogen worden. Man machte ihm den Prozeß und verurtheilte ihn zum Zuchthause... Aufrichtig gesagt, war ich froh, daß man ihn in Numro Sicher gebracht. Ich ließ mich nach seiner Frau erkundigen und hörte, daß sie als ein ganz rechtschaffenes Weib den Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdiene... Jetzt aber kommt erst die Bescheerung! Der Satan ist wieder los, denn soeben lese ich in dieser Zeitung die amtliche Bekanntmachung (Kilians Brust stieß einen tiefen Seufzer aus, als er die Zeitung wieder zum Auge erhob) daß der unten näher signalisirte Sträfling

Christian Wilhelm Kilian in der Nacht zum ersten November aus dem Zuchthaus entsprungen und trotz allen Nachforschungen bisher nicht wieder eingefangen werden konnte . . . Was sagst Du zu dieser Nachricht, Rätke?"

"Hui!" antwortete die Frau. "Was ist dabei zu thun?"

"Was dabei zu thun ist? Nichts!" rief Meister Kilian.

"Zu mir zu kommen wird sich der Taugenichts schon hüten, denn er weiß, daß er hier kein Obdach findet; aber ist es nicht eine Schande, daß man diesen Thunichtgut wieder laufen ließ? Wozu sind die Beamten in den Strafanstalten da, wenn sie nicht aufpassen? Ihrer Nachlässigkeit allein hab' ich es zu danken, daß jetzt wieder mein Name als der eines entsprungenen Sträflings durch alle Zeitungen läuft, wie dies schon damals geschah, als in allen Blättern von jenem Raubmorde die Rede war! Eine Sünde und eine Schande ist es mit solchen Beamten!"

Und Herr Kilian gerieth durch diesen Gedanken in eine solche Wuth, daß er das Zeitungsblatt immer mehr in seiner breiten Faust zusammenknitterte, bis von demselben nichts mehr zu sehen war.

"Da," rief er endlich, "nimm den verdamnten Wisch, steck ihn in der Küche ins Feuer, damit ihn Niemand liest und ich nicht etwa gar von naseweisen Leuten gefragt werde! . . . Uff! Wie ein altes Geschwulst bricht solch ein Familienunglück immer wieder auf und läßt Einem keine Ruhe!"

Kilian erhob sich, um sich zu seiner Abkühlung eine neue Pfeife zu stopfen, seine Frau nahm schweigend die Zeitung und eilte damit in die Küche, um wo möglich ihren Eierkuchen noch zu retten.

Indeß der Tag sollte heute einmal durch seltsame Vorfälle bezeichnet sein.

Kilian schritt zur Kommode auf welcher der große Tabakstasten unter einem altmodischen Spiegel mit goldenem Barock-

rahmen seine Stelle hatte. Wie er, den breiten Rücken zur Stube gelehrt, da stand, in seiner großen Kutscherweste, aus welcher die grauen Ärmel seiner Unterjacke hervorschauten, die schwarzen Sammethosen unter den Knien in großen blau wollenen Strümpfen steckend, ein paar riesige, massive Pantoffel an den Füßen — so war Kilian, wie wir schon sagten, das Prototyp eines achtbaren Kutschers.

Während er die Pfeife stopfte, warf er einige Blicke auf sein Porträt im Spiegel. Kilian war eine phlegmatische Natur und fand bei dieser Gelegenheit, daß er sich gewaltig echauffirt habe und daß es für seine Gesundheit besser sei, die Sache leicht zu nehmen. Hatte er doch diesen mißrathenen Bruder längst vergessen, und weßhalb sollte er sich seinethalb jetzt so ärgern! Kilian beschloß, sich die Sache aus dem Sinn zu schlagen und trat mit einem breiten Flibbus ans Licht, um seine Pfeife anzuzünden.

Da plötzlich zog man an der Klingel der Hausthür, was sehr selten vorkam, da Tags die große Einfahrt offen stand, Abends aber Niemand durch diese Pforte etwas zu suchen kam.

Kilian lauschte und setzte seine Pfeife in Brand. Nach einer Pause wiederholte sich das Klingeln, es blieb ihm also nichts übrig, als hinaus zu treten und die Hausthür zu öffnen.

Der Hausflur war dunkel, die Straße nicht minder; erst als Kilians Auge sich ein wenig an das Dunkel gewöhnt hatte, bemerkte er draußen vor der Thür einen Knaben, der schweigend da stand und ihn angaffte.

„Junge, was suchst Du hier?“ herrschte ihn der brave Kutscher an.

„Wohnt Herr Kilian hier?“ hörte er die Stimme des Knaben.

„Allerdings wohnt er hier. Was willst Du von ihm?“

„Ich wollte Herrn Kilian gern sprechen.“

„Was hast Du mit ihm zu sprechen?“

„Ich habe ihm was zu sagen!“

„Zum Schwerebrett, Junge, mach' keine lange Faren bei der Kälte!“ rief Kilian ärgerlich und nach dem warmen Zimmer verlangend. „Komm herein, wenn Du was von mir willst!“

Der Knabe ließ sich dies nicht zweimal sagen, er trat ein; Kilian warf die Thür hinter ihm wieder ins Schloß und schritt, von dem Knaben gefolgt, ins Zimmer zurück.

„Da sind wir; was soll's jetzt?“ fragte er, die Hand in die Seite stemmend und auf den für die Winterzeit sehr dürrig gekleideten Jungen herabblidend, der ihm Mitleid eingeflößt haben würde, wenn nicht die Physiognomie des Knaben ihm entschieden mißfallen hätte.

Der Knabe, kaum im Zimmer, warf zuerst einen prüfenden Blick in denselben umher, rollte seine halb zerlumppte Mütze in den Händen und schaute dann vor sich nieder.

„Sind Sie Herr Kilian? fragte er ziemlich unbefangen.

„Nun freilich; wer sonst?“

„Ich heiße auch Kilian und Sie sind also mein Onkel.“

Der brave Kutscher erschrak sichtbar, sein Gesicht verlängerte sich; zum zweiten Male sollte ihm heute sein eigener Name eine Gemüthsbewegung verursachen.

„Dein On . . .“

Weiter kam er nicht; das Wort erstarb ihm im Munde. Er gewann indeß bald so viel Fassung, sich den Jungen genauer anzusehen, und diese Musterung fiel keineswegs zu Gunsten des Letzteren aus. Von einer solchen Verwandtschaft hatte er nicht geträumt.

Der Knabe schien indeß von der draußen herrschenden Kälte sehr bald aufzuthauen; er benutzte des braven Kutschers Erstaunen, um abermals einen Blick in dem ihm sehr behagenden warmen Zimmer umher zu werfen.

Inzwischen war auch Frau Kilian, neugierig zu erfahren, wer geklingelt habe, wieder in der Thür erschienen; sie hatte das Gespräch der Beiden mit angehört und war natürlich

nicht minder erstaunt als ihr Gemahl über diesen unerwarteten Besuch.

„Ich komme von ***“, fuhr der Knabe sehr gesprächig werdend fort. „Mein Vater ist . . . nun Sie wissen ja,“ setzte er nach kurzem Stocken mit unbefangenen Lächeln hinzu, „und meine Mutter ist schon lange todt . . .“

Wenn Meister Kilian noch einigen Zweifel gehegt hatte, so war er jetzt über die Verwandtschaft vollständig aufgeklärt.

„Und da bist Du also hieher gekommen?“ fiel Kilian ein und zwar in einem Tone, der den Knaben, wenn er irgendwie blöde gewesen wäre, hätte einschüchtern müssen.

„Ja, da bin ich nun hieher gekommen!“ bestätigte er mit naiver Miene, als sei dies durchaus in der Ordnung.

Kilian hörte ein kleines Geräusch an der Thür, er wandte sich zurück, gewahrte seine Ehehälfte, stemmte die beiden Hände in die Seite und warf ihr einen Blick zu, als frage er: was sagst Du dazu?

„Ich wollte schon lange hieher kommen,“ fuhr der Knabe fort, immer seine Mütze in den Händen drehend, „aber ich hatte das Reisegeld nicht; jetzt bin ich aber endlich doch da!“

Kilian blickte auf ihn herab, als wolle er sagen: mir wär's lieber, Du wärst ganz anderswo! Sein gutes, wohlwollendes Herz würde indeß gewiß sich gleich zu Gunsten seines Herrn Neffen entschieden haben, wenn das Aeußere desselben ihm nicht entschieden mißfallen hätte. So kämpfte er also mit sich selbst; er fühlte sich außer Stande, den Jungen auf die Straße zurück zu schicken, eben so unangenehm aber war ihm auch der Gedanke, ihn in sein Haus aufzunehmen. Glücklicherweise fiel ihm bei Zeiten ein, daß es ja noch einen Mittelweg gebe.

Wir müssen hier zu Gunsten des Herrn Kilian erwähnen, daß dieser ihm so aus den Wolken herabgefallene Nefte kein Andern war, als unser rothhaariger Samuel, dem es endlich nach vielem Fleiß und eiserner Ausdauer gelungen war, nach

dem ersten mißlungenen Versuch und nachdem er sich mit der Polizei seines Ortes abgefunden, wieder so viel Geld zusammen zu sparen, um sich ein Eisenbahnbillet zu kaufen. Von seiner Mutter hatte er oft von dem Onkel Kilian sprechen gehört, der in der großen Stadt Rutscher eines sehr reichen Herrn sei; in seine Zukunftspläne paßte dieser Onkel nun ganz vortrefflich, derselbe gab ihm sogar einen sichern Anhaltspunkt für seine demnächstige Carrière, und nachdem er sich noch an Kleidungsstücken so viel zusammen gebettelt, um anständig vor diesem Onkel zu erscheinen, trat er mit den schönsten Hoffnungen die nur einige Stunden lange Reise an; in seiner Tasche nur wenige Groschen und das bewußte Papier mit dem Siegel, das er gern für noch einige Groschen verkauft haben würde, wenn er einen Käufer dafür gewußt hätte.

Daß Samuel die Adresse seines Oheims nicht kannte und daß es ihm schwer werden könne, einen Rutscher Kilian unter einer halben Million von Menschen herauszufinden, das spielte bei Samuel keine Rolle; er wußte sich zu helfen, wie groß und erdrückend ihm die riesige Stadt auch im ersten Momente vorkam. Samuel besaß Herz und Kopf auf der rechten Stelle; die Häuser und Straßen waren allerdings größer als daheim, und namentlich die ersteren viel höher, aber es waren im Grunde doch auch nur Häuser; die Menschen waren Menschen wie bei ihm zu Hause und waren ihrer auch unendlich mehr in Bewegung, so mußte man sich daran gewöhnen.

Samuel betrat guten Muthes die Stadt und ließ sich vom Glück führen. Dieses Glück, das allen jungen Taugenichtsen gern die Hand reicht, nahm auch ihn bei der seinigen und führte ihn in das Centrum der Stadt. Da es indeß noch Vormittag war, so beschloß er, sich erst ein wenig zu orientiren und dann erst an seinen Oheim zu denken.

Stundenlang trieb er sich umher; das Herz schwellte ihm, wenn er sich sagte, daß diese Stadt jetzt der Schauplatz seiner

Fortschritte werden solle; er selbst gestand sich, daß sein Heimathsort viel zu klein für ihn gewesen; wie schön, wie frei, wie unbelästigt konnte man sich hier in dieser Riesenstadt bewegen; Samuel war also, wie man sieht, kein kleiner, beschränkter Geist, dem ungeheure und ungewohnte Proportionen hätten imponiren können; im Gegentheil, sein Geist, seine Anschauungen waren dehnbar genug, um sich dieselben sofort anzupassen.

Endlich als der Nachmittag kam und Samuel, der seit gestern Mittag nichts gegessen hatte, einige Regungen von Appetit verspürte, gedachte er seines nächsten Zweckes wieder. Er befand sich auf einem großen Platz, vor dessen einem Hause eine Reihe vornehmer Equipagen hielt.

Samuel begriff sogleich, welchen Vortheil er aus diesem Umstande zu ziehen habe. Die Kutscher dieser vornehmen Equipagen mußten jedenfalls ihren Collegen Kilian kennen und von ihnen also mußte er dessen Adresse erfahren.

Mit der größten Dreistigkeit trat er an einen der Wagen und redete den in einem hohen und breiten Pelztragen versteckten Kosselenker an. Meister Kilian war unter seinen Collegen eine sehr bekannte und geachtete Person und Samuel erfuhr also auf der Stelle, was er wissen wollte. Da er sich aber gerade in einem sehr entfernten Quartier befand, so bedurfte er einiger Stunden, ehe er sich zurecht gefragt, und die Dunkelheit brach herein, ehe er sein Ziel erreichte.

Wir sagten, dem würdigen Kilian sei ein Mittelweg eingefallen, wie er gegen den ihm vom Himmel herabgeschneiten Neffen seine Pflicht als Oheim erfüllen konnte, ohne daß ihm dieser zur Last fiel; indeß wollte er erst mit seiner Frau Rücksprache nehmen.

„Und was willst Du nun also hier, mein Sohn?“ fragte er nach einer Pause sanfter.

„Nun, ich . . . ich wollte mal sehen, ob ich hier nicht vorwärts kommen könnte!“ antwortete Samuel.

„Hast Du denn schon was gelernt?“

„Nein, gelernt habe ich nichts!“ antwortete Samuel unbefangen.

„Kannst Du lesen und schreiben?“

Samuel schüttelte den Kopf.

„Eine schöne Erziehung, die der Bursche genossen haben muß!“ brummte Kilian. „Aber was soll ich denn dann mit Dir hier anfangen?“

„Das weiß ich auch nicht!“ antwortete Samuel, ohne sich beirren zu lassen.

Kilian ward etwas ärgerlich durch diese Antwort, zudem schien es ihm, als sei der Junge für sein Alter ein wenig unverschämt.

„Hast Du Hunger?“ fragte er.

„O ja, sehr!“

„Räthe,“ wandte er sich zu seiner Frau. „Gieb dem Jungen ein Stück von Deinem Eiertuchen; er kann drüben essen, ich habe inzwischen mit Dir zu sprechen.“

Samuels Augen leuchteten, ihm schien es, als gehe Alles nach Wunsch. Frau Kilian, gewohnt, ihrem Gatten nie zu widersprechen, winkte dem Knaben und zog ihn in das Schlafzimmer, durch welches der Weg in die Küche führte. Dort angelangt, warf sie einen prüfenden Blick auf den Knaben, schüttelte bedenklich den Kopf, ging in die Küche und lehrte mit einem großen Stück Eiertuchen auf dem Teller zurück. Hienach setzte sie einen Stuhl an den Tisch, legte Messer und Gabel und ein Stück Brod hin und eilte schweigend zu ihrem Manne, der inzwischen seinen Platz am Ofen wieder eingenommen hatte.

Beide hielten jetzt eine Conferenz; man beschloß, da man den Knaben nicht auf die Straße schicken könne, so wolle man ihm für die nächsten Tage ein Obdach in der Kammer auf dem Fenboden geben. Inzwischen wolle Kilian sich bemühen, den Jungen irgendwo unterzubringen und so viel an ihm liege da-

für sorgen, daß er nicht in die Fußtapfen seines Vaters trete, damit der Familienname nicht abermals beschimpft werde.

Frau Kilian seufzte, denn mit dem scharfen Blick des Weibes hatte sie ihren würdigen Neffen viel besser durchschaut als ihr Gatte, indeß bestimmte sie dies um so mehr, dem Wunsche des Letzteren beizupflichten, ja noch mehr, sie sah in dem seltsamen Zusammentreffen jener Zeitungsnachricht mit dem Auftreten des Knaben einen Fingerzeig des Himmels, gegen den man nicht freveln dürfe.

Inzwischen befand sich Herr Samuel außerordentlich wohl und verschlang seinen Eierkuchen. Ihm war es so behaglich in dem kleinen Schlafzimmer, die Betten waren so weich, so einladend, es sah hier Alles so gemüthlich aus. Ganz besonderen Beifall spendete er der über dem einen Bette hängenden goldenen Taschenuhr; auf der Kommode standen allerlei Kleinigkeiten, namentlich zwei kleine Becher, die jedenfalls von Silber sein mußten, und was dergleichen mehr war, das Samuels Aufmerksamkeit erregte, als er mit dem Essen fertig war.

Da das würdige Ehepaar noch immer drüben hinter der geschlossenen Thür plauderte, so war es wünschenswerth, zu hören, was sie eigentlich sprachen. Er sprang leise auf, schlich zur Thür und legte das Ohr an das Schlüßelloch; aber er hörte nur ein unverständliches Gemurmel von Stimmen. Die Küchenthür stand nur angelehnt, Samuel mit seinem ganz besonderen Localsinne mußte sich orientiren und warf einen flüchtigen Blick in die Küche. Zu seinem Schreck aber hörte er aus dem Halbdunkel derselben den lauten Schrei der durch seinen rothen Kopf erschreckten Küchenmagd. Samuel schlich eilig wieder an seinen Platz, that als habe er sich nicht von der Stelle gerührt und baumelte zufrieden mit den Beinen unter dem Stuhle, als Frau Kilian, durch den Schrei herbei gerufen, im Schlafzimmer erschien.

Der wichtige Tag endete damit, daß Frau Kilian, nachdem sie Samuel gefragt, ob er noch Hunger habe und sie ihm noch

ein dickes Butterbrod in die Hand gesteckt, denselben Küchenmagd den Auftrag gab, Samuel in die Bodenkammer zu führen und ihm dort ein Lager zurecht zu machen.

Mit einem ärgerlichen Blick auf den Jungen nahm die Magd die Laterne, zündete das Licht darin an und schritt ihm voraus über den Hausflur und den Hof, wo Beide auf einer steilen und schmalen Treppe verschwanden.

VI.

Der erste Schritt.

Wir betreten jetzt, und zwar an demselben Tage, an welchem unser voriges Kapitel spielt, ein anderes, in der Nähe eines der Vorstadt-Theater belegenes Haus.

Die erste Etage desselben gehört einem reichen Juden, der diese mit der größten Geschmacklosigkeit eingerichtet und der im Winter schon früh bei unverschlossenen Fenstern alle seine Gastronen anzündet, um der staunenden Welt einen Beweis von seinem Reichthum zu geben.

In der zweiten Etage wohnt der Theater-Agent Fleischmann — oder Doctor Fleischmann, wie er sich gern nennen läßt —, ein Mann, der große Geschäfte macht, eine ausgetriebene Correspondenz durch zwei Schreiber führen läßt, der täglich zahllose Besuche empfängt, der gegen 10 Prozent von der Gage Alles, was gerade Glieder hat, unter das heilige Banner der Kunst enrollirt und dem, wie er behauptet, schon unzählige bedeutende Künstler ihre Laufbahn und ihre Erfolge zu verdanken haben.

In der dritten Etage wohnt der Doctor Otto Winkler,

Schriftsteller, Mitarbeiter der einflußreichsten Zeitungen und Berichterstatler derselben über alle nur denkbaren bemerkenswerthen Ereignisse im öffentlichen Leben, in der Kunst und der Literatur — woraus für uns hervorgeht, daß der Mann ungeheuer viel zu thun haben muß.

Noch eine steile Treppe höher klettern wir hinauf und stehen vor einer niederen zu einer halben Dachwohnung führenden Thür, an deren einer Seite eine Schnur mit einem daran befestigten Messingring hängt.

In dieser, für den Sommer vielleicht ganz zweckmäßigen, aber im Winter entsetzlich kalten Wohnung finden wir alte Bekannte wieder. Die ganze Wohnung besteht nur aus einer Küche, einem Wohn- und einem Schlafzimmer, doch scheint der niedrige eiserne Ofen die Stelle der ersteren ganz zu ersetzen. Das Wohnzimmer ist selbst am Tage halbdunkel, da das Licht durch den Ausbau des Dachfensters hereinfällt und die Abdachung der einen Wand zwei dunkle Ecken schafft; dennoch ist's recht gemüthlich im Zimmerchen, Alles verräth, daß Sauberkeit und Ordnungsfinn hier vorherrschend, ja man konnte sogar sagen, es herrsche eine gewisse pauvre Eleganz in dieser Wohnung, die jedenfalls davon zeugte, daß ihre Bewohner einst bessere Tage gesehen.

Es ist Nachmittag. An einem kleinen Nähtisch unterhalb des Dachfensters sitzt, mit einer Stiderei beschäftigt, ein schönes junges Mädchen, dessen Züge uns bekannt. Emsig sticht sie darauf los, wirft zuweilen einen Blick auf ein vor ihr liegendes dünnes Heft, das eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer Theaterrolle hat, lispelt vor sich hin, als suche sie den Inhalt des Papiers sich ins Gedächtniß einzuprägen und wirft dabei häufige und unruhige Blicke zur Stubenthür.

Endlich scheint die Handarbeit fertig zu sein. Sie rollt die Stiderei auf, wirft einen hastigen Blick auf das Ganze, rollt

sie wieder zusammen und erhebt sich, indem sie sich laufend zum Nebenzimmer wendet.

„Sollte die Mutter wirklich eingeschlafen sein?“ murmelt sie vor sich hin. „Die Müdigkeit wird die Arme überwältigt haben, denn sie leistete mir die ganze Nacht hindurch Gesellschaft, wie oft ich sie auch bat, sich zu Bette zu begeben . . .“

Sie schlich zu der nur angelehnten Thür und legte das Ohr an die Oeffnung.

„Mütterchen?“ rief sie halblaut und vorsichtig.

Eine franke und matte Stimme antwortete.

„Ich fürchtete schon, Du seist eingeschlummert, was übrigens kein Wunder wäre . . . Die Stiderei ist fertig; Frau Werner kann sie noch heut Abend hinbringen, damit wir das Geld dafür bekommen. Willst Du so gut sein, daran zu denken? . . Ich muß meine Garderobe jetzt in Ordnung bringen und das Herz ist mir dabei so voll und so bekommen, daß es zu springen droht!“ setzte sie leise hinzu.

Während Amine — denn keine Andere als sie ist es — in das halbdunkle Zimmer zurückkehrte, erschien ihre Mutter in der Thür. Nur ein Schatten war von der armen Majorin noch übrig; Sorgen, Gram und Krankheit hatten während der nur wenigen Monate eine starke Verheerung auf dem damals noch schönen Antlitz dieser Frau angerichtet. Als ihr Gatte so plötzlich vom Tode hinweggerafft wurde, fand sich für seine armen Hinterlassenen nicht nur nicht das geringste Vermögen mehr vor, im Gegentheil, die kostspielige Passion des Majors, die ihm zum Verderben werden sollte, hatte seine Vermögensverhältnisse zerrüttet. Seine Gattin mußte Alles verkaufen, was entbehrlich und unentbehrlich war, um den Gläubigern gerecht zu werden und als endlich Alles geordnet war, sah sie sich auf ein Jahresgehalt von zweihundert Thalern, das ihr aus der Militär-Wittwenklasse zahlbar, beschränkt — eine Summe,

die für sie und ihre beiden Töchter zu groß, um zu verhungern, aber zu gering zur Existenz war.

Die Majorin beschloß daher, die Stadt zu verlassen, nach der Residenz zu ziehen und dort ihren Töchtern eine anständige Unterkunft zu verschaffen. Für sie allein genügte ja der geringe Jahresgehalt.

In der That fand Lischen schon während der ersten Monate eine Stelle als Gesellschafterin; auch Amine erhielt eine Stelle als Gouvernante, verließ dieselbe aber schon in der ersten Woche und da sie sich allmählig immer bestimmter weigerte, ein anderes ähnliches Unterkommen zu suchen, so verdiente sie einstweilen ihren Unterhalt durch Stidereien, die zwar sehr schlecht bezahlt wurden, aber doch wenigstens etwas abwarfen.

In Aminens ganzem Wesen war nämlich während der letzten Sommermonate und des Herbstes eine seltsame Veränderung vorgegangen und in Folge derselben war Amine heute zwar das originelle und launenvolle, aber doch immer herzliche und fromme Mädchen nicht mehr, als welches wir sie gekannt.

Große Städte sind in der Regel der Ruin jedes jungen Mädchens, das nicht unter dem Schutze wohlhabender oder gut situirter Eltern eine sorglose Existenz führt, sondern mehr oder minder auf sich selbst angewiesen ist. Sobald die bedrängte Lage des jungen Wesens demselben die Speculation zur Nothwendigkeit macht, ist nie zu berechnen, welche Richtung und zu welchen Hülfsmitteln dieselbe ihre Zuflucht nehmen wird. Der Schönheit bieten sich dieser Hülfsmittel so unzählige und so bereitwillige, ja scheinbare harmlose und unverfängliche, daß es fast unmöglich ist, sie von sich zu weisen, ohne alle die guten, edlen Menschenfreunde zu verletzen, die sich so uneigennützig herbei drängen, um ihr Rosen auf den Weg zu streuen. Langsam und schleichend, aber desto sicherer wirkend, tränfelt

die Aufmerksamkeit, die Anerkennung oder Bewunderung der Andern das Gift der Eitelkeit in das sonst so bescheidene Herz, das sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, anfangs leise und schüchtern, dann aber immer zuversichtlicher die Frage aufwirft: wozu gab Dir der Himmel dieses Aeußere, und wäre die Schönheit nicht eine Last, wenn man der Welt gegenüber stets die Miene annehmen soll, als wisse man nichts von ihr?

Ein junges Herz ist leicht durch solche Fragen zu ruiniren und selbst das beste Herz kann in die Lage kommen, sich diese Frage zu stellen. Dennoch passirte Amine dergleichen nicht. Es ist wahr, daß ihre Schönheit, die während des letzten Sommers sich zur herrlichsten Blüthe gestaltete, in der großen Stadt überall Aufsehen erregte; es ist wahr, daß Aminens mädchenhafter Eitelkeit dies nicht entging, aber auf die Bescheidenheit und Einfachheit ihres Charakters übte dies keinerlei Einfluß. Es bedurfte schon anderer und wirksamere Motive, um Aminens so lebhaftem und empfänglichem Geiste eine andere Richtung zu geben.

Amine sah die Nothwendigkeit ein, ihrer Mutter nicht zur Last zu fallen und auf irgend eine Weise selbst ihr Brod zu verdienen; der eine Versuch aber, welchen sie gemacht, war ohne ihr eignes Verschulden so unglücklich ausgefallen, daß sie nur mit Schrecken an den zweiten dachte. Ihrer Schönheit hatte sie das Mißlingen jenes Versuchs zu danken; wie, wenn auch der zweite Versuch ein gleiches Schicksal hatte? Amine war gern bereit, fremden Leuten zu dienen, das Unglück hatte ihren Stolz längst gebändigt, und gern fügte sich dieser den Befehlen Anderer; eine um so unbeschränktere Herrin glaubte sie aber dafür über ihre Person, über ihre Ehre zu sein und mit um so gerechterer Entrüstung wandte sie einem Dienstverhältniß den Rücken, das ihr als ein schwachvolles erschien.

Doch was jetzt? Bei der Mutter konnte sie nicht bleiben,

denn was sie durch Stiderei verdiente, reichte keineswegs aus, um der Mutter eine Stütze zu bilden. — Amine that verschiedene Gänge, um ein neues Unterkommen in irgend einem anständigen Hause zu finden; sie durchstöberte alle Zeitungen, las alle Annoncen, schrieb auf alle bezüglichen Anzeigen, aber bis jetzt hatte sich durchaus nichts finden wollen.

Inzwischen war sie mit dem Dr. Winkler bekannt geworden. Dieser hatte bemerkt, wie sie jeden Abend sich aus dem Victualienkeller des Hauses die Anzeigebblätter heraufholte; er, der schon lange das schöne Mädchen bewunderte und vergeblich nach einer Gelegenheit gesucht hatte, erbot sich eines Abends, als er Amine auf der Treppe begegnete, ihr sämtliche Zeitungen der Stadt zur Disposition zu stellen, da er sehe, daß sie sich so mühselig die Intelligenzblätter zusammen trage. Amine, schnell berechnend, welchen Vortheil sie hieraus ziehen könne, nahm dies Anerbieten dankbar an und schon am nächsten Morgen erschien der Diener des Dr. Winkler mit einem ganzen Arm voll frisch gedruckter Zeitungen in der ärmlichen Dachwohnung.

Schon am Mittage erschien aber auch der Dr. Winkler selbst, ein noch junger, lebenslustiger und geachteter Mann, um sich zu erkundigen, ob die gesandten Zeitungen nach Wunsch seien. Winkler, sehr gesprächig und lebhaft, überhaupt ein Mann von angenehmem Aeußern und gefälligen Manieren, der auf der Straße den Dandy, im Theater und in den Concerten den Kritiker, in Gesellschaften den interessanten Erzähler spielte und in allen diesen Rollen eine gewisse Virtuosität zeigte, Winkler kannte die Verhältnisse dieser kleinen Familie längst sehr genau, er wußte, von wo sie gekommen, er hatte von dem unglücklichen Versuch Aminens gehört, und dadurch einen hohen Respect von ihren Grundsätzen gewonnen. Sein Benehmen während dieses ersten Besuches war so bescheiden, so vertrauenerweckend, daß die Majorin bedauerte, den jungen

Doctor nicht früher schon kennen gelernt zu haben. Als er sich entfernt hatte, sprach sie gegen Amine die Ueberzeugung aus, daß Winkler sicher durch seine zahlreichen Bekanntschaften etwas für sie werde thun können, sie wolle also, wenn er wieder komme, mit ihm ganz offen sprechen. Aminens Stolz lehnte sich zwar anfangs dagegen auf, indeß sie war gewohnt, der Mutter nie entgegen zu sprechen.

Winkler ließ nicht lange auf seinen zweiten Besuch warten. Die Majorin nahm Gelegenheit, den jungen Mann mit ihrer ganzen Lage vertraut zu machen, und ihn um seine Verwendung zu bitten, wenn er zufällig von einer für Amine passenden Stellung hören sollte.

Dr. Winkler erklärte sich mit Vergnügen bereit, sein Auge lenktete und sein Blick schien etwas ganz Besonderes sagen zu wollen, als er diesen lange und so fragend auf Aminens Antlitz ruhen ließ, daß diese vor Unwillen erröthete und innerlich der Mutter Vorwürfe machte, welche den ersten Besten zum Vertrauten ihrer kümmerlichen Lage gemacht. Indesß Winklers Benehmen blieb bescheiden und anspruchslos wie früher und Amine vergaß jenen seltsamen Blick. Nur als er sich entfernte, und halb laut, so daß die Mutter es nicht hören konnte, äußerte er einige Worte gegen Amine, welche dieser das Blut in die Wangen und dann wieder so schnell zurück jagten, daß Amine leichenblaß ward. Sie gab keine Antwort, sie schüttelte nur den Kopf, blickte vor sich nieder und wagte es auch nicht, das Auge zu erheben, als er Adieu sagte.

Vergebens fragte die Mutter, was ihr geschehen sei, da sie Amine den ganzen übrigen Tag hindurch schweigsam, bald glühend roth, bald todtensbleich, überhaupt in einer ganz fieberhaften Erregung sah.

„Mir ist nichts, liebe Mutter!“ antwortete Amine, nachdem sie sich ein wenig gesammelt. Zur Beruhigung der Mutter affectirte sie sogar ein Lächeln, das aber sehr mißlang.

Aminens Handarbeit ging an diesem Tage langsamer als je, ihre Gedanken schienen weit fort zu sein, ihre Brust hob sich oft schnell und heftig und wenn gewisse Gedanken sie so recht in Anspruch nahmen, zitterten sogar ihre Hände. Als die Nacht gekommen war, lag Amine schlaflos in ihrem Bette und selbst als der Morgen kam, hatte sie noch kein Auge geschlossen.

Kein Zweifel, der unselige Doctor hatte einen Brand in dieses arme Herz geworfen. Hatte er ihr eine Liebeserklärung gemacht? Nein. Hatte er sie beleidigt? Nein, denn dafür war er ein zu liebenswürdiger Mann.

Am besten ist es, wir treten acht Tage später in die Wohnung des Theateragenten Herrn Fleischmann ein, wo wir den Doctor mit dem letzteren in dem kleinen neben dem Bureau belegenen Cabinet in angelegentlicher Unterhaltung finden. Das Bureau des Agenten war, wie dies fast zu allen Tageszeiten der Fall, mit jungen und älteren Künstlern und Künstlerinnen gefüllt, die ein Engagement suchten, oder ein solches schon durch Fleischmanns Vermittelung gefunden hatten und eben den kleinen Reisevorschuß in Empfang nehmen wollten, oder die mit dem Agenten tausenderlei andere Dinge zu besprechen hatten.

Fleischmann, stolz wie der Supercargo einer Ladung von Schwarzen, behandelte die Hunderte von Klienten, die täglich zu ihm kamen, mit Herablassung oder Cordialität; er duzte sie Alle von der berühmtesten Primadonna bis zur letzten, kniff die Damen in die Wangen oder sagte sie um die Taille, hante die armen Individuen, die er von einer „Schmiere“ zur andern schickte, auf's gröbste, wenn sie irgendwo aus einem Engagement, wo sie keine Gage erhielten, davon gelaufen waren, und machte sich endlich auch kein Gewissen daraus, die gefeiertsten Gäste, Herren oder Damen, im Schlafrock zu empfangen.

Fleischmann also saß heute mit Dr. Winkler in seinem ge-

heimsten Cabinet, dessen Wände viel zu erzählen hätten, wenn sie könnten. Fleischmanns Gewohnheit war es, sich mit der ausgebreiteten Hand von der Stirn bis zum Kinn über's Gesicht zu fahren, wenn er über etwas nachdachte, und dies etwa zehnmal zu wiederholen.

„Die Idee ist so schlecht nicht, lieber Doctor,“ antwortete Fleischmann, als er diese Manipulation zum fünften Male gemacht. „Weiß Gott, keine üble Idee! Eine prächtige Idee, sollte man sagen, wenn das Mädchen nur das allernothwendigste Talent hat! Ich habe mir das Kind schon so oft angesehen und mir stets gedacht: wie Schade! Fürs Theater wäre das eine glänzende Acquisition! Aber wer konnte denn denken, daß sich das würde machen lassen . . . Für dreißig bis vierzig Thaler Gage garantire ich ihr sofort . . . Warten Sie nur, da ist in Nürnberg, in Mannheim . . .“

„Auslos, lieber Fleischmann!“ rief Winkler. - „Entweder hier am Orte oder gar nicht!“

„Aber Doctor, das würde ja die Sache ändern! Hier! Sie wissen, am Königlichen ist ohne Protection nicht anzukommen und mit dem Intendanten stehe ich wie Hund und Kaze, und an den Privattheatern . . . Du lieber Gott, sehen Sie, der eine Director hat erst kürzlich die Pelikan engagirt, die auf der Bühne weder stehen noch gehen kann, aber sie hat einen Protecteur, der dem Director jährlich fünfhundert Thaler zahlt. Der andere Director hat ein halbes Duzend junger und hübscher Dinger an seinem Theater, die Alle von ihm kaum so viel erhalten, daß sie sich ihr Schußzeug dafür kaufen können; der Director macht aber gute Geschäfte mit ihnen; denn können sie auch nicht spielen, so ziehen sie doch allabendlich ein Duzend junger Flaneure in die Fremdenlogen, so daß seine Casse durchschnittlich jeden Abend von ihnen so viel vereinnahmt, als er Einer dieser jungen Künstlerinnen den

ganzen Monat hindurch an Gage zahlt . . . Sie verstehen mich doch?"

„O, allerdings!“ antwortete der Doctor mit einem satyrischen Lächeln. „Ich verstehe vollkommen! Wenn man fast jeden Abend hinter die Coullissen schaut, wird Einem so Manches klar, was man lieber nicht durchschaute!“

„Nun ja, so wissen Sie also, wie die Gloden läuten!“ fuhr Herr Fleischmann fort. „Mir erscheint dieses Mädchen von einer ganz besondern Trampe und ich möchte sie nicht mit den eben genannten verwechseln; wenn sie aber durchaus hier bleiben will, so weiß ich in der That nicht“

„Es kommt vor Allem darauf an, lieber Fleischmann, dem Mädchen an irgend einem Theater ein kleines Debut zu verschaffen. Ich habe mich bereits überzeugt, daß sie Talent hat, denn sie hat schon früher in Liebhaber-Theatern große Triumphe gefeiert, ehe sie noch ahnte, daß sie derselben zu ihrem Unterhalte bedürfen werde. Also bei genügendem Talent und einer solchen Erscheinung . . . Fleischmann, sehen Sie nicht schon ein ganzes Californien von Prozenten vor sich?“

„Gut, ich werd's machen!“ antwortete Fleischmann, halbwegs überzeugt, denn Winklers Urtheil galt etwas in der Stadt.

„Sie soll debutiren, und dann erst wird sich herausstellen, was hinsichtlich der Gage heraus zu drücken ist. Sie wissen, unsere Directoren sind alle krumm, wenn sie sich bücken. Schicken Sie das Mädchen morgen zu mir!“

„Fleischmann,“ sagte Winkler mit einem Lächeln und ihm den Bart streichelnd, „großer, einflußreicher Agitator, thun Sie diesmal ein Uebriges und gehen Sie zu ihr: Sie haben ja nur ein paar Stufen zu klettern. Die Mutter des Mädchens will noch immer nicht ihre Zustimmung geben, und da wird es von Wichtigkeit sein, wenn Sie Ihr Gewicht in die Waagschale werfen!“

Winkler entfernte sich in bester Laune.

„Da hab' ich wieder entweder eine sehr Glückliche oder eine entsetzlich Unglückliche gemacht,“ murmelte er vor sich hin; „indef ich handelte nach bester Ueberzeugung. Die bitterste Noth herrscht einmal in dieser Familie, die Mutter wird unmöglich lange leben und das Mädchen also doch allein stehen. Für gewöhnliche Arbeit ist sie nicht geschaffen, ihr ganzes Wesen weist sie auf die Bühne an und ich wette darauf, sie macht dort Fortune. Also Glück auf, schönes Kind!“

Wir haben hienit verrathen, was es war, das Amine damals in solche Aufregung versetzte. Winkler hatte ein Wort vom Theater fallen lassen, in Aminens, die schon früher viel Sinn für theatralische Vorstellungen besaß, zündeten diese Worte und ehe der andere Morgen gekommen, hatten sie in dem Herzen des Mädchens eine ganze Explosion angerichtet. Wie oft hatte Amine schon in der kleinen Stadt die Complimente der Gesellschaft hingenommen, wenn sie als die Perle und Krone des kleinen Liebhaber-Theaters geglänzt; wie oft hatte man ihr versichert, in ihr gehe der Bühne eine Rachel, eine Ristori verloren... jetzt war der Augenblick da, wo sie eine ernste Probe machen durfte. Niemand kannte sie nach ihrer Meinung in der großen Stadt, zumal wenn sie unter einem fremden Namen die Bühne betrat, mißlang ihr also der Versuch, nun, was war dadurch verloren? Dahingegen gelang er, welch' glänzende Perspective bot sich ihr dar! War sie dann nicht der drückenden Nothwendigkeit überhoben, fremden Menschen dienen zu müssen, bei denen sie vor Kurzem noch eine so schwere Demüthigung erlitten; war sie dann nicht ihre eigene Herrin? Sah sie nicht bei einigermaßen günstigen Erfolgen eine ganze Welt von Eitelkeit und Thorheit zu ihren Füßen, welche sie, ein Mädchen von so viel natürlichen Anlagen, Geist und Bildung zu beherrschen verstand?

Gewiß, Amine machte sich keine Illusionen; sie sah die

Möglichkeit voraus, daß sie entschieden mißfalle, daß dieser Versuch gänzlich fehlschlage; sie sagte sich ferner selbst, daß, wenn sie wirklich reussire, dieses Theater mit seinem Goldschäum, Lampenlicht, Flitter und Firtlesanz keineswegs ein Himmel, vielmehr ein Wespennest voll Intriguen sei; sie verschwieg sich endlich auch nicht, wie viel Gift und Galle der Neid und die Mißgunst innerhalb des Theaters tagtäglich verarbeite. Aber eben weil sie sich vollständig bewußt war, welchen Schritt sie that, eben deshalb konnte sie ihn mit desto größerer Ruhe thun.

Nachdem Amine sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt, welche ihr Winkler durch diesen Fingerzeig bereitet, war ihr Entschluß sehr schnell gefaßt. Sie theilte denselben der Mutter mit; diese erschrad und glaubte, Amine spreche im Fieber. Sie bot alles Mögliche auf, um Amine von diesem tollen Gedanken abzubringen; sie schrieb an Rischen, die eigens kommen mußte, um Amine den Kopf zu waschen, aber Alles war vergebens. Amine blieb bei ihrem Vorsatz.

Endlich nahm die Mutter ihre Zuflucht zu einem andern Bundesgenossen. Vorbed nämlich, der erste Procurist des Hauses J. E. Kleinmeier u. Comp., ein Freund des Dr. Winkler, hatte sich, als er den Namen von Wennberg hörte, durch diesen bei der Majorin einführen lassen und war bald mit der Mutter auf sehr vertrauten Fuß gerathen.

Vorbed schien auch bei Amine gern gesehen zu sein; denn wenn er seinen fast täglichen Besuch machte, war er stets gewohnt, von Amine einen lächelnden Blick zu empfangen. An ihn also wandte sich die Mutter. Auch Vorbed war enttäuscht durch diesen Vorsatz Aminens; mit glühend rother Stirn stellte er ihr vor, was sie zu thun im Begriff, wie sie gewissermaßen damit aus dem Bereich der Gesellschaft trete, wie sie sich zum Gegenstand der Neugier, der Herzlosigkeit von Jedermann mache. Seine Vorstellungen waren enblos, aber auch zwecklos. Amine berief sich auf den einen triftigen Grund: sie sei gezwungen,

in der Welt ihr Fortkommen zu suchen und wenn es ihr am Theater gelinge, so werde sie auch dort ehrlich ihr Brod finden können.

Enttäuscht, enttäuscht ging Vorbed, noch immer hoffend. Er kam wieder und fand Amine nur noch entschlossener, ja endlich an dem Nachmittage, von welchem wir sprechen, sah er Amine bereit, am Abend schon das Theater zu betreten. Da er sie ziemlich ruhig fand, glaubte er nicht daran; sie aber zeigte ihm einen Theaterzettel, laut welchem sie als Fräulein Amine Münter in der Rolle der Denise als „erstes Debut“ auftrate.

Vorbeds Stirn verfinsterte sich; er warf einen Blick umher und sah die Garderobe bereits fertig umher liegen; er heftete seinen Blick auf Aminens schönes Antlitz und sah in demselben die natürliche Spannung, welche einem solchen Momente vorangeht, denn in zwei Stunden mußte sie schon im Theater sein.

„Und die Mutter?“ fragte Vorbed, der seit einigen Tagen sich nicht hatte sehen lassen, jetzt aber von ihrer Erkrankung gehört hatte.

„O, halten Sie mich nicht für herzlos, Herr Vorbed,“ antwortete Amine; „ich habe die Mutter nicht vernachlässigt. Die Aufwärterin wird sich ihrer während der zwei Stunden, die ich im Theater zubringe, annehmen; es geht besser mit ihr; sie darf gar nicht wissen, daß ich schon heute auftrete, aber wenn ich reussire, so überrasche ich sie mit meiner Freundennachricht. . . Nicht wahr, Herr Vorbed, auch Sie werden doch heute Abend im Theater sein?“ setzte sie bittend hinzu.

„Ich? . . . Nein! . . . Meine Zeit erlaubt es nicht!“ antwortete Vorbed kalt.

Amine fühlte den Stich; sie biß sich auf die Lippen, während Vorbed innerlich erstaunte über die seltsame Entschlossenheit, die aus dem Wesen des Mädchens sprach.

„Fast zwingt sie mich, an ihren falschen Beruf zu glauben,“

murmelte er zwischen den Zähnen, „aber dennoch will ich ihr den Beweis liefern, daß sie auf falschem Wege ist.“

„Und wenn nun Ihr Versuch mißlingt?“ fragte Vorbed mit eifriger Ruhe.

Amine erschrad vor diesem Ton.

„Vorbed,“ sagte sie, „Sind Sie mein Feind?“

„Nicht der Ihrige, aber der Ihrer falschen Pläne.“

„Und wer sagt Ihnen, daß dieselben falsch seien?“

„Meine Ueberzeugung, . . . mein . . . Herz,“ wollte Vorbed hinzufügen; er verschluckte dies bedeutsame Wort, suchte schweigend seinen Güt und verschwand.

„Fast ist es mir, als verlasse mich heut Alles! murmelte Amine, während sie ihre Hände ängstlich auf die pochende Brust legte . . . „Vorbeds Benehmen war so sonderbar, er ist der einzige, auf dessen Wort ich Gewicht lege . . . Ja, ja, wenn ich jetzt noch zurück könnte, ich thäte es, nur um Vorbed seinen Willen zu thun . . .“ (Eine Thräne rollte über ihre Wange) „denn er verließ mich zu schroff, ich will nicht, daß er mir jähne . . . Aber kann ich denn jetzt noch zurück? Es ist unmöglich . . . unmöglich! . . . Wohlan denn, Muth, Amine! Vorbed wird wieder zu versöhnen sein, er ist zu edel, um mir lange zu grollen. Winkler wird mir heute Abend beistehen, er wird Alles thun, um mir zu einem Erfolg zu helfen. Die Mutter darf nichts ahnen, ich will daher zu ihr ins Schlafzimmer, will meine innere Aufregung verbergen, bis die Aufwärterin kommt. Dann entferne ich mich unter irgend einem Vorwande, und . . . wenn ich zurückkehre . . . ja wenn ich zurückkehre! O gewiß, es wird Alles gut gehen, es muß gut gehen! Mütterchen, auch Du sollst es besser haben, wenn wir nicht mehr hungern und darben und dabei der Welt ein Gesicht machen müssen, als hätten wir alle Tage vollauf . . .“

Amine warf noch einen Blick auf ihre Garderobe und fand sie in der Ordnung. Dann legte sie Alles in einen großen

Korb, legte die Rolle dazu und eilte in das Schlafzimmer, aus welchem sie die matte Stimme vernahm.

* * *

Eine Stunde später erschien unten in der dunklen Hausthür einer jener bekannten Theaterkörbe, in welchen die Garderobe der Künstlerinnen nach und von dem Kunsttempel geschafft zu werden pflegt.

Hinter dem Korb, der von zwei kleinen Mädchen schnell nach dem nicht entfernt gelegenen Theater getragen wurde, erschien ferner eine weibliche Gestalt in dunklem Mantel, die Kapuze über den Kopf gezogen, wie wir sie schon einmal bei Susanna gesehen.

„Es ist die höchste Zeit,“ murmelte ein paar frische, aus der Kapuze heraussehende Lippen, während zwei blinkende, dunkle Augen nach den Gaslaternen hinüber schauten, die auf dem Vorplatz des Theaters bereits einige dunkle Gruppen beleuchteten.

Und flüchtig wie ein Reh huschte die Gestalt die beiden Stufen zur Straße hinab und eilte dem Korb nach. Ein Mann in einem Mantel gehüllt, schaute ihr, auf dem Trottoir innehaltend, nach. „Sie ist's“ murmelte er. „Also verloren!“

Au der Nebenseite des Theaters, welche zur Bühne führte und deshalb eigentlich nur von den Künstlern betreten werden durfte, hatten sich drei junge Männer aufgestellt, unter ihnen ein Offizier, welche mit großer Neugier die durch diese Pforte aus und ein Passirenden musterten und wohl auch mit einigen überflüssigen Bemerkungen begleiteten.

Die Zeit schien ihnen bereits lang zu werden, denn die Kälte nahm zu und der Paletot wollte auf die Dauer nicht vor derselben schützen.

Plötzlich erschien unser Theaterkorb und hinter ihm das junge Mädchen.

Neugierig beugten sich die drei jungen Männer vor, um einen

Blid' unter die neidische Kapuze zu werfen, was indeß nur dem Einen zu gelingen schien, denn wie ein Gedanke war das Mädchen in die Pforte verschwunden.

„Sie ist's!“ rief einer der Herren triumphirend. „Also gewonnen!“

Mit diesen Worten drehte sich der junge Mann übermüthig auf dem Absatz herum; die Andern folgten ihm, alle Drei verließen den Theaterplatz und bogen in die Straße ein. Die Ueberraschung schien sie für einige Augenblicke stumm gemacht zu haben.

An der nächsten Ecke schritt aus dem Dunkel derselben ein Mann hervor, in welchem wir bei dem ersten Strahl der Laterne, welcher auf sein breites, gewöhnliches Antlitz fällt, den geheimnißvollen Fremden, den Amerikaner erkennen. Er trug dieselbe Wachstuchmütze wie in jener Nacht seiner plötzlichen Abreise. Trotz seiner schwarzen Kleidung verrieth der Respekt, mit welchem er die Mütze zog und dem jungen Mann ein Billet überreichte, ein dienftliches Verhältniß zu dem letzteren.

Dieser nahm das Billet, trat näher an die Laterne und durchslog die von einer Frauenhand geschriebenen Zeilen.

„Es ist gut, Walter! . . . Im Uebrigen bleibt es dabei: um zehn Uhr das Souper! . . . Es ist Euch doch recht so?“ setzte er zu seinen Freunden gewandt hinzu.

Diese nickten schweigend und auf eine Handbewegung seines jungen Herrn entfernte sich der Diener, während auch die Uebrigen ihren Weg fortsetzten.

„Nun sag' mir um Gotteswillen, Robert,“ fragte Ewald von Wennberg, wo hast Du eigentlich dieses reizende Mädchen kennen gelernt!“

„Ein Paradiesvogel, der für dieses Theater viel zu schade!“ bestätigte Gustav in jener nachlässigen, aristokratischen Sprechweise, welche sich nicht die Mühe nimmt, dem Buchstaben R

im Alphabet sein Recht zu gewähren, sobald dieser dasselbe nicht absolut verlangt.

„Du bist verliebt bis über die Ohren,“ fuhr Ewald fort, „und dennoch scheinst Du bei ihr noch keinerlei Fortschritte gemacht zu haben; ja ich behaupte sogar, Du wirst hier vergebens schmachten!“

„Soll außerordentlich spröde und tugendhaft sein, die Kleine!“ setzte Gustav hinzu. „Man sah sie bisher überhaupt nur, wenn sie in eins der Stiderei-Magazine trat. Man behauptet, sie stude für Geld. Wie heißt sie?“

„Amine Münter steht auf dem Zettel,“ sagte Ewald. „Ich bin gespannt auf ihren Erfolg!“

„Wenn sie durchfällt, ist unser Robert um seinen schönen Beruf als Protector betrogen!“ lachte Gustav. „Vielleicht erspart ihm das eine unnüthige Mühe.“

Robert hatte bisher schweigend vor sich hingeschaut.

„Gustav,“ sagte er, „meine Wette gegen Ewald habe ich soeben gewonnen. Ich behauptete, die heutige Debutantin sei dasselbe junge Mädchen, das ich schon seit mehreren Wochen auf der Promenade verfolgte, und Ihr seht, daß ich Recht habe. Jetzt schlage ich Dir, Gustav, eine zweite Wette vor; ich setze hundert Louisdor gegen zehn, daß ehe drei Monate vergehen, dieses spröde junge Mädchen mir gehört!“

„Du bist Deiner Sache sehr gewiß, Robert!“ sagte Gustav mißtrauisch. „Sie ist vielleicht schon im Reinen!“

„Du beleidigst, Gustav! Ich sage Dir, ich habe bis jetzt noch kein Wort mit dem Mädchen gewechselt; aber ich liebe sie, ich liebe sie mit der ganzen Gluth meiner Seele, und darum muß sie mir gehören!“

„Eine Gluth, die der erste ungünstige Wind ausbläht!“ lachte Ewald.

„Gleichviel,“ rief Gustav. „Ich halte die Wette!“

„Und Victorine?“ fragte Ewald langsam und mit Betonung, während er Robert bedeutungsvoll ins Antlitz schaute.

Robert summte ein Melodie vor sich hin als Zeichen, daß er keine Antwort geben wolle.

„Robert, jene reizende junge Frau hatte kürzlich Recht, als sie Dich ein Ungeheuer nannte, dem man nicht gram sein könne!“ fuhr Ewald fort.

„Womit sie nur andeuten wollte, daß ihr Gemahl ein Dummkopf sei,“ antwortete Robert mit bewußter Ueberlegenheit, während er an der Ecke stehen blieb, die man soben zu passiren im Begriff war. „Apropos,“ setzte er hinzu, „da ich auch diese Wette zu gewinnen beabsichtige, so werde ich schon heute meine Laufgräben gegen die schöne Festung eröffnen müssen, denn ich gestehe selber, die Belagerung wird Mühe kosten, aber,“ fügte er lachend hinzu, „desto schöner wird der Sieg sein . . . Kehrt auch ihr ins Theater zurück?“

„Vielleicht; wenn es uns gelingt, eine Unwahrheit zu erfinden, um uns von der Familien-Soirée meines Vaters loszumachen.“

„Auf alle Fälle zum Souper!“ rief Robert und eilte in die dunkle Straße.

„Ein Glücksmensch!“ sagte Ewald, während er mit seinem Better den Weg fortsetzte. „Ich zweifle keinen Augenblick, daß er auch diese Wette gewinnen wird. Und doch sollt' es mir leid thun um das reizende junge Mädchen, das in seines Herzens Unschuld gewiß noch gar nicht ahnt, welch ein gefährlicher Feind gegen ihre Ruhe heranzieht. Eigentlich ist es unrecht, Gustav, auf das Verderben eines so harmlosen Kindes zu wetten!“

„Bah, die Wette ist so gut wie jede andere!“

„Robert hat ein unbegreifliches Glück bei den Weibern,“ fuhr Ewald fort. „Jene unbedachtsame junge Gräfin sagte mir noch neulich, es liege ein Zauber in seinem Wesen, dem kein Weib zu widerstehen vermöge.“

„Zumal wenn man den Widerstand überhaupt nicht liebt wie die Gräfin,“ lachte Gustav. „Uebrigens beneide ich den Menschen um dieses Glück.“

„Und die arme Victorine!“ fuhr Ewald in theilnehmendem Tone fort. „Sie hängt an Robert wie an ihrem Leben. Noch ahnt sie sicher nichts, aber das nimmt kein gutes Ende mit ihr.“

„Hahaha, ein Weib!“ rief Gustav verächtlich.

„Freilich ein Weib, das aber das treueste, edelste Herz besitzt, das . . .“

„Lieber Vetter,“ unterbrach ihn Gustav, das Kinn in dem Mantelkragen versteckend, „ich gestehe Dir, daß Deine sentimentalen Phrasen bei dieser Kälte durchaus nichts Erwärmendes haben. Wenn es Dir recht ist, eilen wir lieber unter Dach und Fach zu kommen!“

Wenige Minuten später sahen wir Beide in den Salon des Bankiers eintreten.

VII.

Die Baronin Reineval.

Inzwischen hatte Robert am Ende der kurzen Querstraße, in welche er eingebogen, das eiserne Gitter eines Gartens erreicht, aus dessen Hintergrunde das Dach eines villenartigen Hauses über das Dunkel des Gebüsches hervorragte. Die Thür des Gitters war unverschlossen; schon bekannt mit dem Mechanismus derselben, drückte er an einer Feder und schritt durch den von niedrigem Tarnus gebildeten Steig, der zu der marmornen Freitreppe des Hauses führte.

Durch die blinden Glascheiben der Thür drang ein mattes Licht. Robert zog an dem Knopf der Klingel; ein Diener in dunkler Livré empfing ihn mit tiefer Verbengung.

Robert schien hier zu Hause. Ohne des Dieners zu achten, eilte er durch die von einer Ampel erhellte Vorhalle, aus deren Nischen ihm allerlei heidnische Gottheiten entgegen schauten, stieg eine zierliche eiserne Wendeltreppe hinan, betrat einen von Gewächsen besetzten und mit kostbaren Gerüchen angefüllten Corridor und trat endlich in einen Salon, dessen ganze, übrigens luxuriöse Einrichtung etwas Fremdartiges hatte und eher an Südamerika als an den Norden Europas erinnerte.

Ein weibliches Wesen in heller Kleidung und mit auffallendem Creolen-Teint, ein Kind von höchstens funfzehn Jahren, das aber unter südlicher Sonne zeitig gereift schien, trat ihm entgegen und beantwortete seinen flüchtigen und zerstreuten Gruß lächelnd mit einer zierlichen Verneigung.

„Meine Mutter?“ fragte Robert in spanischer Sprache, während er den Hut sehr zerstreut auf die zunächst stehende Tausenke warf.

„Die Frau Baronin erwartet Sie bereits mit Ungeduld,“ antwortete das Mädchen und zeigte auf die in das anstoßende Boudoir führende, geöffnete Thür.

Robert fuhr sich mit der Hand durch das kurz gelockte schwarze Haar, das mit seinen blauen Augen einen so seltsam fesselnden Contrast bildete und seinem Antlitz etwas Mädchenhaftes gab. Ein Seufzer stieg dabei aus seiner Brust, ein undankbarer Seufzer, der etwa sagen wollte: Gott, diese mütterliche Zärtlichkeit kann zu einem wahrhaften Gefängniß werden! — Indes trat er in das Boudoir, ein im Achteck erbautes reizendes Asyl, dessen zierliche und lustige Eleganz an ein Feenmädchen erinnerte und dessen sonderbare magische Beleuchtung das Ganze mit einer Art von Zauberglanz überstrahlte.

Das Boudoir war zeltartig drapirt, jedoch mit den kost-

barsten indischen Stoffen, deren Gold- und Silberstickereien die wunderlichsten und unbegreiflichsten Chiffren und Charaktere zeigten; seltene Blumen rankten sich an diesen Wänden, Orchideen kammerten sich hier und dort an ein fast unsichtbares Etwas und bildeten schwebende kleine Blumen-Inseln in der Luft; eine Ampel, ebenfalls von indischer Form, warf ihre Strahlen so phantastisch auf die Draperien, daß sie mit den Gold- und Silberwindungen derselben ein das Auge verwirrendes Spiel trieben, während sie zugleich ein in der Ecke stehendes kleines Betpult mit einem Licht umflossen, das die Seele doppelt zur Andacht stimmen mußte.

Auf der entgegengesetzten Seite repräsentirte ein zierliches Damenbureau die weltlichen Interessen der Bewohnerin dieses kleinen Tempels. Briefe und geöffnete Couverts mit zahlreichen Poststempeln lagen auf dem Bureau umher; das Auge starr und stunend auf dieselben gerichtet, saß eine weibliche Gestalt in den Sessel zurückgelehnt vor dem Bureau. Wichtiges mußten diese Papiere enthalten, es waren offenbar Geschäftsbriefe, die Schriftzüge sowohl wie die Form der Papiere verriethen, daß es sich in denselben um die schönsten materiellen Angelegenheiten handeln mußte.

Roberts Eintritt, sein auf die gegenüber befindliche Wand dicht neben das Bureau fallender Schatten weckten die Dame aus ihrem Nachdenken. Langsam erhob sie den Kopf und wandte die hohe, nicht mehr jugendliche Stirn dem Eintretenden zu. Ein Rächeln verklärte plötzlich die bleichen, leidenden Züge, auf welchen ersichtlich trübe Nachrichten noch ihre Spannung zurückgelassen hatten, und mit innigem Wohlgefallen ruhte das schwarze Auge der Dame auf dem Jüngling.

Wir kennen dieses bleiche Antlitz, diese in krankhafter Spannung befindlichen Züge, dieses dunkle, durchdringende Auge; es ist Susanna, keine Andere als Susanna, die wir in jener armliehen Hütte die Rolle der Zauberin spielen sahen und die wir

hier als Fee wieder finden. Wie grell auch der Contrast ihrer augenblicklichen glänzenden Umgebung mit der Armuth und Dürftigkeit, in der wir sie früher sahen, an Susanna selbst ist Alles unverändert geblieben; ihr Antlitz trägt noch dasselbe Gepräge körperlichen Leidens wie damals, ihre Kleidung ist ebenso dunkel, so feierlich und zugleich so anspruchslos einfach wie damals und an ihrer Brust hängt dasselbe kleine goldene Crucifix. Nur ihre Umgebung ist eine andere; Susannas Gestalt und Wesen sind aber ebenso imponirend in diesem Glanz wie sie damals aus der sie umgebenden Dürftigkeit hervorragten, doch schien sie hier mehr heimisch zu sein und was sie dort durch den Zauber des Geheimnisses wirkte, das zeigte sich hier als das Relief einer angeborenen Hoheit. Dort hatte Susanna offenbar nur eine angenommene Rolle gespielt; hier aber erschien sie als sie selbst, als die Baronin von Reineval, wie auch die Adresse der vor uns liegenden Brief-converte lautete.

Wir reden deshalb auch nicht mehr von Susanna, sondern von der Baronin, oder auch wohl von der „amerikanischen Baronin,“ wie sie von ihrer Nachbarschaft genannt wurde, in deren Augen sie der Inbegriff alles Reichthums, aller Noblesse, alles irdischen Glücks, mit einem Worte: so von Gottes Segen überschüttet war, wie es kaum einem zweiten Menschenkinde je zu Theil geworden.

Ob sie wirklich so reich war, wir werden es erfahren; ob sie so glücklich war, wir bezweifeln es im Allgemeinen, in diesem Augenblick aber ist sie es wirklich, da sie in das Antlitz ihres einzigen Sohnes, ihres Stolzes und ihrer Wonne, schaut.

„Robert,“ begann sie, indem sie dem Jüngling die Hand hin reichte, welche dieser an seine Lippen führte. „Ich erwarte Dich seit einer Stunde mit Ungeduld, und dennoch erschrecke ich vor Dem, was ich Dir zu sagen habe.“

Robert schaute bald die Mutter, bald die vor ihr liegenden

Papiere fragend an. Es war ihm sichtbar sehr unwillkommen, gerade jetzt, wo er ohnehin so zerstreut, mit Geschäftsangelegenheiten belästigt zu werden, und dennoch begriff er, daß diese sehr wichtig sein mußten, da die Mutter ihn sonst nie mit denselben behelligte.

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Mutter,“ sagte er mit einem erzwungenen Lächeln.

„Leider wirst Du mich verstehen, Robert! . . . Setz' Dich und höre, was ich Dir mitzutheilen habe.“

Robert zauderte; es lag nicht in seiner Absicht, lange zu verweilen. Die Mutter deutete abermals auf das in seiner Nähe stehende Tabouret, während sie einen forschenden Blick auf seine zerstreute Miene heftete. Robert zog das Tabouret herbei und setzte sich der Mutter gegenüber.

„Ich sehe, Du bist zerstreut, Robert,“ fuhr die Baronin fort; „es war meine Absicht, mir Deinen heutigen Abend widmen zu lassen, doch fürchte ich, Du hast über denselben schon anderweitig verfügt, ich will also kurz sein.“

Robert warf einen bittenden Blick auf die Mutter, der zugleich seinen Dank für ihre Rücksicht einschloß.

„Nach dem Inhalt dieser Briefe, lieber Robert, ist meine letzte Hoffnung dahin. Wir reisen in spätestens acht Tagen.“

Robert fuhr zusammen, sein Antlitz bedeckte sich mit glühender Röthe, die dann wieder einer Tobesblässe wich. Die Baronin that, als bemerke sie seine Aufregung nicht.

„Besser wäre es gewesen, hätten wir schon im Frühjahr, wie es meine Absicht war, unsere Rückreise angetreten,“ fuhr die Baronin fort; „unsere ganze Existenz wäre nicht aufs Spiel gestellt, wie es jetzt der Fall ist, die Stürme, welche uns jetzt danieder zu werfen drohen, wären spurlos an uns vorüber gezogen. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als dem Verderben kühn die Stirn zu bieten und hiezu ist es dringend nöthig, daß wir so schnell als möglich aufbrechen . . . In acht Tagen wird

es mir gelingen, dieses Haus zu verkaufen, und auch Dir, Robert, wird Zeit genug bleiben, um von Deinen Freunden Abschied zu nehmen.“

Robert schien sich schwer von seinem Schreck zu erholen. Sein Auge hastete starr und unverwandt am Boden, während sein Antlitz noch immer die Farbe wechselte.

„In acht Tagen,“ murmelte er endlich vor sich hin.

„Nur um Deinetwillen, Robert, schiebe ich die Abreise so lange hinaus.“

„Unmöglich, Mutter! Sie verlangen das Unmögliche von mir!“—

„Ich verlange nur was meine Pflicht gegen mich und Dich gebietet. Was nützt es, Dir die Gefahr auseinander zu setzen, welche uns bedroht; Du kennst den Werth irdischer Güter nicht, weil Du dieselben weder zu erwerben noch zu verteidigen brauchtest; ich aber, die ich jetzt in dem letzteren Falle bin, darf nicht vor dem Aeußersten zurückschrecken. Nach diesen Briefen hier steht uns der Bettelstab bevor, wenn wir hier zaudern.“

Auf Robert machte dieses Wort einen nur vorübergehenden Eindruck, seine Gedanken schweiften weit ab von Dem, was die Mutter ihm erzählte, und wenn sie zurückkehrten, so war's nur zu der Ueberzeugung, daß die Abreise nimmermehr geschehen dürfte, mochte auf dem Spiele stehen, was da wolle.

Die Baronin, deren Herz von schwerem Kummer bedrückt war, schien eine Antwort von ihm zu erwarten; sein Schweigen beunruhigte sie.

„Nicht wahr, Robert, wir reisen?“ sagte sie mit liebevollem, überredendem Ton, indem sie ihm die Hand reichte.

Robert ergriff hastig diese Hand und preßte sie mit merkbarer Angst in die seinige.

„Mutter,“ rief er, „bei Allem was heilig ist, bei Deiner Liebe beschwöre ich Dich, gieb diesen entsetzlichen Gedanken auf! Ich kann nicht reisen, es ist unmöglich!“

„Und welche Unmöglichkeit könnte noch existiren, wo es sich um unser, um Dein ganzes Lebensglück handelt?“ fragte die Mutter betroffen durch seine Aufregung.

„Um mein Lebensglück?“ rief Robert mit bitterm Lächeln. „Mutter, mein Lebensglück ist nicht drüben unter jenentalten, selbstsüchtigen Menschen; hier, hier ist es, hier, wo ich das Leben erst kennen lernte, da ich hier erst das Alter erreichte, wo man des Lebens Inhalt schätzen lernt. Noch einmal, Mutter, bei Deiner Liebe zu mir, beschwöre ich Dich, gieb diesen entsetzlichen Vorsatz auf!“

„Und wenn nun Alles verloren geht?“

„Das kann nicht sein, Mutter! Bevollmächtige den Oheim! Er wird ja Alles für uns thun!“

„Für uns, Robert?“ wiederholte die Baronin mit bittrem Lächeln. „Ich habe meine Gründe, ihm zu mißtrauen, ja ich fürchte fast, daß er der Urheber dieser ganzen Calamität ist.“

„So giebt es andere Bevollmächtigte. Mutter! Thun Sie was Ihre Klugheit, Ihre Erfahrung Ihnen eingiebt, ich bin ja zu jung, so uneingeweiht — —“

„Eben deshalb solltest Du den Rath der Mutter zu schätzen wissen! Du bist leichtsinnig, Robert, soll ich Deinen thörichten Wünschen jetzt nachgeben, um mich später von Dir mit Vorwürfen überhäufen, mich von Dir anklagen zu lassen, daß ich Dein Lebensglück vernichtet?“

„O, nimmer, nimmer werde ich das, Mutter!“

„Und wenn ich nun eines Tages, vielleicht sogar bald zu Dir sage: Robert, wir sind verarmt, uns bleibt nichts als der Bettelstab, denn im Uebermuth des Glückes versäumttest Du irgend etwas zu lernen, was Dir Brod geben könnte, und Deine Mutter, deren ganzer Lebensinhalt eben nur die Freude, der Stolz auf ihren Sohn war, Deine Mutter hätte Dich retten können, wenn sie nicht schwach genug gewesen wäre. . . .!“

„Mutter, nicht diese Sprache, ich flehe Sie an!“ rief Robert, indem er vor ihr niederkniete, ihre beiden Hände ergriff und sie mit Küssen bedeckte. „Nicht wahr, es ist entschieden wir bleiben? . . . Mutter, könnten Sie die Grausamkeit begehen, mich aus diesem Boden hier loszureißen, in welchem ich festgewurzelt, in welchem ich meine eigentliche Heimath gefunden? Wollten Sie mich von hier reißen, wo ich mich glücklich fühle, um mich wieder unter jene kalten, egoistischen Menschen zurückzuführen, bei deren Andenken mich heute noch fröstelt? . . . Mutter, sein Sie barmherzig! Ordnen Sie Alles von hier aus, wie Sie es bisher gethan, nur lassen Sie uns bleiben!“

„Ich wußte wohl, Robert, was ich von Dir begehrte, als ich diese Trennung verlangte,“ sagte die Baronin nach einem kurzen inneren Kampf mit Anstrengung. „Du wirst verzärtelt von Deiner Mutter, verzogen von der Welt, Beide haben mit Deinen Thorheiten mehr Nachsicht als sie verantworten können. Du stürztest Dich in ein Meer von Genüssen, ich sah es, ohne es zu hindern, weil ich zu schwach war, und dieses Meer droht über Dir zusammen zu schlagen. Jetzt endlich, wo die Stunde der Besonnenheit naht, eine schwere und entscheidende Stunde, die uns zum äußersten Kampf gewaffnet finden sollte, auch jetzt noch bin ich zu schwach, um meinen Willen geltend zu machen. Ich würde ohne Dich reisen, aber wie soll ich es über mich gewinnen, mich von Dir zu trennen! . . . Schon voraussehend, daß es Dir schwer sein werde, Dich so schnell von hier los zu machen, habe ich bereits heute die nöthigen Vollmachten an den Bruder Deines Vaters abgesandt; mir blieb keine Wahl, und Gott gebe, daß ich mich in meinem Mißtrauen gegen ihn täusche. Er auch möge mir verzeihen, wenn ich Unrecht thue, indem ich Deinen Bitten heute nachgebe, und Dich, Robert, möge er behüten, mir jemals Vorwürfe zu machen!“

Die Baronin stützte trauernd die Stirn in die Hand, sie, die sich so gewappnet zu haben glaubte, ehe sie dem Sohne

diese Mittheilung machte, sah sich in der Schwäche ihres Mutterherzens außer Stande, den ersten Sturm auf dasselbe anzuhalten. Sie, die sonst so viel Energie besaß, war zu schwach, um selbst der thörichtsten Bitte ihres Sohnes zu widerstehen!

Robert war überglücklich; aller Kummer schwand augenblicklich von seiner Stirn, sein Auge jubelte, er sprang auf und küßte die Mutter recht herzlich auf die Stirn.

„Jetzt, Mutter, kann ich wieder froh und glücklich sein!“ rief er mit kindlicher Freude. „O Sie glauben es nur nicht, Sie sehen es nur nicht, weil Sie die Gesellschaft ganz meiden, wie viel Ursach ich habe, glücklich zu sein. Sie sollten nur Zeuge sein, Mutter, wie mir Alles entgegen eilt, wie herzlich man mich empfängt, wohin ich auch komme! Und dann . . . doch nein, das kümmert Sie nicht, . . . Mütterchen, ich habe noch eine Bitte, um deren willen Sie mir nicht böse sein dürfen. Ich habe mit Ewald und Gustav von Wennberg heute Abend eine heitere Partie verabredet; nicht wahr, Sie zürnen nicht, wenn ich Sie bald wieder verlassen muß.“

Das Auge der Mutter ruhte mit der innigsten Zärtlichkeit auf der wirklich tabellosen Gestalt des Sohnes; obgleich sich ihrer Schwäche gegen denselben nur zu sehr bewußt, fand sie in der Bewunderung ihres Abgotts stets Entschuldigung für dieselbe. Als der Name Wennberg fiel, strich ein Schatten über die Stirn der Baronin. Indesß sie verjagte denselben schnell und reichte dem Sohne die Hand.

„Geh, Robert,“ sagte sie schmerzlich lächelnd. „Sei heiter, sei glücklich, denn Du kannst es noch sein!“

„Sie zürnen mir nicht, Mutter?“

„Wer könnte Dir zürnen, Robert!“

Ueberglücklich verließ der junge Mann das Boudoir. Kaum jedoch fand sich die Baronin allein, kaum war ihr Idol verschwunden, dessen Gegenwart diese sonst so kluge und berech-

nende Frau all' ihrer Willenskraft beraubte, als sie der Folgen ihrer abermaligen Schwäche inne zu werden schien.

„Robert! Robert!“ schrie sie aufspringend und zur Thür eilend, um ihn zurück zu holen. Robert aber war bereits verschwunden, die Jose deutete achselzuckend auf die Thür.

„Man soll ihn zurückrufen! Schnell! Ich muß ihn zurück haben!“

„Es dürfte zu spät sein, gnädige Baronin!“ antwortete die Jose. „Auch wartet Walter schon seit einiger Zeit im Kabinet!“

„Walter!“ rief die Baronin, mit der Hand über die Stirn fahrend. „Ganz recht, ich bestellte ihn zu mir. Führe ihn herein, und dann gib Auftrag, daß man morgen früh bei Zeiten zu meinem Sohn schicke, ich lasse ihn zu mir bitten... Es wird auch morgen noch Zeit sein, meine Schwäche zu widerufen,“ setzte sie leise für sich hinzu. „All meine sonstige Willenskraft ist ein Spielball in den Händen dieses Knaben; es kann, es darf nicht sein; wir müssen fort! Es ist nicht gut, daß wir länger verweilen; nicht nur die eiserne Nothwendigkeit zwingt mich, trübe und ängstliche Ahnungen warnen mich täglich, meine Träume sind eine Kette von Schreckensbildern, bald sehe ich ihn, bald mich selbst in Gefahr und heute noch, als mich mein Geist wieder durch alle die wilden Regionen der Phantasmagorien trug, sah ich Robert...“

Ein Schauer bemächtigte sich des kranken Weibes, sie mußte sich auf den Sessel stützen, um sich aufrecht zu erhalten, vor ihrem Auge entfaltete sich ein Bild, das ihr Entsetzen erregte. In diesem Augenblick trat derselbe Mann mit der Wachstuchmütze, Roberts Diener, mit einer linkischen Verbeugung herein.

„Die Frau Baronin haben befohlen,“ sagte er, an der Thür stehend, während sich sein breiter Mund zu einem widerlichen Lächeln verzerrte und seine Augen schlau unter den Braunen hervor blinzelten.

Die Baronin erwachte aus ihrem Nachdenken und warf einen hastigen Blick auf den Diener.

„Du, Walter!“ rief sie mit einer gewissen Spannung. „Bringst Du mir Nachricht?“

„Zu Befehl, Frau Baronin!“

„Vielleicht kann seine Nachricht meinen Träumen zur Bestätigung dienen,“ flüsterte sie leise vor sich hin. „Ich zittere! . . . So sprich Walter! . . . Dieses junge Mädchen, das Robert, wie Du mir sagtest, mit einer solchen Leidenschaftlichkeit verfolgt? . . .“

„Ist dieselbe, die heute im Theater auftreten wird,“ sagte Walter mit einem brutalen Lächeln.

„Du bist Deiner Sache gewiß, Walter?“ rief die Baronin mit einer sichtbaren Hast.

„Damm . . . Gewiß wie immer!“ verbesserte sich Walter, dem ein englischer Fluch auf der Zunge lag. „Ich weiß sogar, daß sie unter einem angenommenen Namen auftritt und kenne auch ihren wirklichen . . .“

„Schweig!“ befahl die Baronin mit einer schnellen Handbewegung.

Walter glogte sie groß und fragend an.

„Du wirst dafür sorgen, daß dieser Name meinem Sohn unbekannt bleibe!“

„Wenn die Frau Baronin befehlen!“ sagte Walter gehesnt.

„Du wirst ferner auf Deinem Posten sein und mir täglich berichten, hörst Du?“

„Zu Befehl!“

„Und jetzt geh, damit mein Sohn Dich nicht vermissen! Morgen erwarte ich Dich!“

Walter verabschiedete sich mit einem plumpen Krachfuß; ein höhnischer Zug legte sich um seinen Mund, als er in den Salon zurücktrat und mit einer gewissen Impertinenz verbogte er sich

vor der ihm dort begegnenden Jose, die ihm mit offenem Abscheu nachschaute.

So linksch und plump dieser Mensch vor der Baronin erschien und so phlegmatisch wie ihn auch früher gesehen, so behende und gewandt zeigte er sich plötzlich, als er bei seines Gleichen war, d. h. als er unten in der Vorhalle auf den Lakaien stieß.

Dieser mochte ihn schon erwartet haben, da er ihm sofort in eine der Nischen dieser Vorhalle folgte. Beide vertieften sich hier in eine Unterhaltung, die mehr durch Gesten und Zeichen als durch Worte geführt wurde. Ersichtlich herrschte zwischen Beiden ein Einverständniß, von welchem die Herrschaft nichts wissen sollte. Was Walter seinem Kollegen mitzutheilen hatte, mußte von großer Wichtigkeit sein, denn dieser machte ein höchst erstauntes Gesicht. Als Walter sich nach wenigen Stunden entfernte und geschmeidig wie ein Kal durch den Garten schlüpf, rief sich der Lakai ihm nachschauend vergnügt die Hände.

„Ein Mordkierl, dieser Walter!“ murmelte er vor sich hin. „So was bringt auch nur er allein zu Stande! . . . Ideen, Pläne, Mittel und Ausführung, Alles kühn und grandios! . . . Eine Hochschule dieses Amerika! Wahre Stümper sind wir Andern! . . . Werde ihn jedenfalls begleiten!“

Und in der zufriedensten Stimmung zog sich der Lakai in das Haus zurück.

Walters Mittheilung hatte auf die Baronin einen Eindruck gemacht, den sie in seiner Gegenwart nur mit größter Anstrengung zu bemeistern vermochte. Kaum war er hinaus, als auch ihre Gewalt über sich selbst zusammenbrach. Mühsam schleppte sie sich zu dem kleinen Betpult und sank, ihr Antlitz mit beiden Händen verhüllend, auf den schmalen Stufen nieder.

„Es ist zu spät,“ murmelte sie vor sich hin, „das Schicksal selbst hat ihn auf die Spur dieses Kindes geführt, von welcher ich ihn abzuulenken versuchte. Das Schicksal selbst übernimmt

die Vollendung des entsetzlichen Werkes, des Verderbens, von dem ich schauernd mich abwandte, weil mir die Kraft dazu fehlte, weil ich das Kind lieb gewann wider meinen eigenen Willen. Ihn wollte ich treffen in dem Verderben seiner Kinder, an ihrem Unglück wollte mein Haß sich sättigen und dennoch führte ein höherer Wille meine Hand, ich traf ihn selber . . . Ein höherer Wille?" wiederholte sie langsam. „Und kann denn nicht dieselbe Vorsehung, welche mich einst durch ihn verderben ließ, auch diese Hand zu seinem Verderben gewählt haben? Bedient sich der Himmel nicht irdischer Werkzeuge, um seine Rathschlüsse auszuführen? . . . Wozu also die Reue, die mich foltert, wozu die Angst, die mich verfolgt, seit ich vollendet, worüber ich Jahre, lange, martervolle Jahre gesonnen? War es nicht dieses Werk der Rache, das mich hierher zurückführte, als ich mich endlich frei sah? Legte ich Tausende von Meilen über den Ocean zurück, unterwarf ich mich Jahre lang hier allen Mühen der Verstellung, allen Entbehrungen, um in seiner Nähe zu sein, um ihn endlich zu treffen in dem Moment, wo ihn sein Hochmuth mir in die Hand liefern mußte? . . . Nein, fort mit jeder Reue! Fühlte er Reue, als er mein Lebensglück mit schonungsloser Hand zertrümmert, und soll ich schwächer als er sein, weil ich ein Weib bin? . . . Es ist geschehen, und es war gut so; meine Mission ist erfüllt; jede Reue, die mich mit den blutigsten Bildern verfolgt und meine Phantasie rastlos umherjagt, ist thörichte Schwäche; Gott, der mir diesen Haß eingab, der ihn so lange in dieser Brust nährte, er ließ auch das Werk desselben geschehen, über welchem ich so lange gebrütet . . . Aber soll ich diese entsetzliche Saat fortwuchern lassen!" rief sie, sich hastig erhebend, „soll ich dieser Lawine nicht Einhalt gebieten, ehe sie vielleicht auf meinem eignen Haupt zerschellt? Nicht das Schicksal ist es, das auf eines Knaben Schulter die Fortsetzung eines Rachewerks

legt wie dieses; der Zufall ist es, der hier sein fürchterliches Spiel treibt. Freilich kam ich zu spät, um dem Sterbenden ins Ohr zu flüstern: Georg, sieh, das war Hedwigs Werk! und thöricht war es, seiner Gattin ein Antlitz zu zeigen, dessen Bedeutung sie nicht einmal kennt; aber Gott wird es fügen, daß ihr diese Bedeutung dereinst klar werde . . . Und jetzt? . . . Ich fürchte nicht für Robert selbst; seine Leidenschaft ist wie ein Prärienbrand, der auflodert, Alles vernichtet und stirbt; ein treues Bild seines unglückseligen Vaters, zerpfückt sein Leichtsinns jedes Frauenherz, das ihm nicht zu entfliehen vermag, wie der Adler das hilflose Reh, und dieses ahnungslose Kind, das sich blind und thöricht in eine Fluth hinaus wagt, deren Klippen es nicht zu vermeiden im Stande, sie ist rettungslos verloren, wenn ich sie nicht zu schützen versuche . . . Gewiß!" setzte sie entschlossen hinzu, „es ist genug, es ist gesühnt, was zu süßnen war! Ich habe mir den Frieden der Seele dadurch nicht zu erkaufen vermocht, denn so oft ich mich in dem Gefühl der Befriedigung zu wiegen versuche, packt es mich wie Furien-gewalt und jagt mir die blutigsten Bilder durch das heiße Gehirn; und stand mir bisher das Bild des Geliebten vor der Seele, den er vernichtet, so ist jetzt an dessen Stelle sein blutiges Bild getreten, das ich vergeblich zu scheuchen suche . . . Es ist genug! . . . Noch liegt das Loos dieses Kindes in meiner Hand; Gott verleihe mir nur einmal Gewalt über diesen Knaben!"

VIII.

Die Debutantin.

Die heutige Vorstellung des Theaters war nicht sonderlich besucht, denn man erwartete nichts Außerordentliches von derselben. Debutantinnen sind im Allgemeinen keine große Lockspeisen für das Publikum, ein desto größerer Gegenstand der Neugier aber für die Habitués, und da sich das Gerücht von der Schönheit der unsrigen verbreitet hatte, so fehlte von den täglichen Besuchern dieses Theaters heute kaum ein einziger.

Auch auf der Bühne ging's heute ziemlich träge zu, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn das Haus mäßig besetzt ist und die Vorstellung für die Schauspieler selbst keine besondere Anziehungskraft hat. Man gab ein kleines ernstes Schauspiel; diesem sollte die „schöne Müllerin“ folgen und in derselben die Debutantin auftreten, welche sich, wie einzelne Schauspielerinnen sich naserkümpfend in der Garderobe erzählten, der besondern Gunst des Herrn Fleischmann und der Protection des Dr. Winkler zu erfreuen habe. Daß sie also engagirt werde, wenn sie nicht entschieden durchfalle, und daß die Kritik sie nicht beißen werde, darüber war man einig. Die ganze Schaar der Choristinnen, die den Regisseur schon so lange vergebens um irgend eine kleine Rolle gebeten, und wenn es nur zehn Worte seien, meinten sogar: „die versteht's!“ Nur der alte Theaterdiener war entschieden auf Seite der Novize und behauptete zum Aerger der Uebrigen ganz laut, so ein proppres Mädel sei noch gar nicht auf die Bretter gekommen.

Inzwischen war Amine mit zitternden Knien die zur Bühne führende Treppe herauf gekommen. Der ihr hinter den Coulißes begegnende Inspectant, ein Freund der heiteren Liebhab-

rin und Soubrette, würdigte ihren Gruß kaum einer Antwort, der Regisseur fragte sie sehr unliebenswürdig, ob sie schon ihre Garderobe wisse, und drehte ihr den Rücken, als sie dies bejahte.

Dieser Empfang, so sehr verschieden von dem der letzten Probe, war für Amine sehr ermuthigend, indeß sie errieth den Einfluß ihrer Concurrentin, sie dachte an ihre arme Mutter, deren Schicksal ja mit dem ihrigen von dem Erfolge des heutigen Abends abhänge, sie nahm also alle ihre Courage zusammen und eilte in die Garderobe, um ihre Toilette zu beginnen.

Diese Garderobe war zu ihrem Erstaunen bereits von zwei andern Damen in Anspruch genommen und für die Debutantin nur eine kleine Ecke leer gelassen, die unmöglich für ihre Toilette genügen konnte. Indeß Amine schwieg; sie überhörte die Spitzfindigkeiten der beiden zukünftigen Colleginnen, die sich ein Vergnügen daraus machten, zu erzählen, wie Diese und Jene bei ihrem Debut mit Pauken und Trompeten durchgefallen, und beschwerte sich nicht, als eine der Garderobieren sich erst um ihre Toilette kümmerte, nachdem die Andern die ihrige beendet.

Amine ging das Umkleiden schnell von der Hand. Wohl bemerkte ihre mädchenhafte Eitelkeit, mit welchem Reiz die beiden trotz ihrer Jugend schon sehr verwelkten Colleginnen auf ihre tadellosen Formen herüber schielten und in ihr nicht nur hinsichtlich der Kunst, sondern namentlich hinsichtlich der Privat-Eroberungen eine siegreiche Cocurrentin witterten, Amine aber war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie auf Andere hätte achten können.

Jetzt verkündete die Glocke des Inspicienten, daß das kleine Stück zu Ende gehe. Wenige Minuten darauf lief auf der Bühne Alles durch einander, die Schauspieler eilten in die Garderoben, die Arbeiter griffen die Coulissen zu dem nächsten

Stück an und der Regisseur ging schimpfend von einer Seite zur andern.

Dieses nächste Stück war die „schöne Müllerin.“ Amine verließ ihre Loge, reizend costumirt, eine Dorfmüllerin so schön und appetitlich, daß der alte Theaterdiener kopfschüttelnd da stand, sie anschaute und vor sich hin murmelte: Nein, das muß wahr sein, sie ist zu schade für unsere Bühne; selbst für's königliche wär' sie noch zu gut. Wenn die so spielt wie sie schön ist, dann adieu Lotte Meyern! So nämlich war der Name der engagirten Lustspiel-Soubrette.

Amine fühlte eine namenlose Angst, als sie die Bühne betrat, das Herz zog sich ihr krampfhaft in der Brust zusammen, der Athem versagte ihr, es drehte sich vor ihren Augen Alles im Kreise herum. Kein Wort von ihrer ganzen Rolle fiel ihr ein, ihr Kopf schwindelte, sie mußte sich an eine der Coulissen stützen, um sich aufrecht zu erhalten.

„Nur Courage, liebes Fräulein, es wird schon Alles gehen!“ hörte sie plötzlich die Stimme des Theaterdieners neben sich. „Das Fieber hat ein Jeder beim ersten Auftreten und wer's nicht hat, aus dem wird auch niemals was! Kümmern Sie sich auch gar nicht drum, wenn die Andern Ihnen saure Gesichter machen; nach den ersten Scenen werden sie schon freundlicher werden; das ist immer so; ich kenne das!“

Amine dankte dem alten Mann mit einem herzlichen Blick, denn er war ja der einzige, der sich ihr näherte, der einige ermutigende Worte an sie richtete in einem Augenblick, der über ihre ganze Zukunft entscheiden sollte. Vergebens schaute sie nach dem Dr. Winkler um, der versprochen hatte, auf der Bühne an ihrer Seite zu sein und ihr Muth einzusüßen; sie war verlassen von Allen. Die Coulissen schauten sie, wie sie in dem dunklen Hintergrunde zitternd da stand, so graulich und verhängnißvoll an, der aus dem Maschinenkeller herauf bringende Zug wehte sie an wie Leichengeruch, die menschlichen

Gestalten, die sie zwischen den Couliissen und Versekzstüden umher gehen sah, erschienen ihr alle wie feindliche Geister, die nur auf ihr Verderben warteten, und in dem Donnerhimmel über ihr sah es so schwarz, so schauerlich düster aus, daß es ihr das Herz zusammenzog. Amine dachte an ihre Mutter, die zu Hause auf dem Krankenlager, die sie der Pflege fremder Leute überlassen und die keine Ahnung hatte, an welchen Abgrund ihr armes Kind sich gewagt. Und immer näher kam der entsetzliche Moment, in welchem sie vor das Ungeheuer, das Publikum, treten sollte.

Während sie so da stand und sich noch nicht in den Vordergrund wagte, schwebte plötzlich eine weibliche Gestalt in dunklem Mantel an ihr vorüber, die auf den zu den Garderoben führenden Corridor zu eilen im Begriff war. Neugierig fiel der Blick dieser Gestalt auf die zwischen den letzten Couliissen im kokett gekürzten Kleide dastehende junge Bäuerin. Sie that erschreckt einen Schritt zurück, fixirte Amine noch einmal, schüttelte den Kopf und blieb wie angewurzelt stehen.

„Eine seltsame Aehnlichkeit!“ murmelte sie vor sich hin, ohne den Blick von der Bäuerin abwenden zu können.

Amine mußte, wie sehr sie auch mit sich selbst beschäftigt war, auf das sonderbare Benehmen der Dame aufmerksam werden, deren Antlitz eben von einem aus der Couliisse dringenden matten Lichtstrahl beleuchtet wurde. Auch sie fixirte die Unbekannte, auch ihren Lippen entfloß ein Laut der Ueberraschung.

„Victorine!“ rief sie in freudiger Aufregung. „Sie sind es wirklich?“

„Allerdings! . . . Aber hätte ich doch eher an des Himmels Einsturz geglaubt, als Sie . . .“

„Pst!“ flüsterte ihr Amine zu. „Nennen Sie meinen Namen nicht! Ich wünsche nicht, daß man ihn erfahre!“

„So sind Sie also...?... Dieses Costum?... Sie sind die junge Dame, die heute als Denise debutirt?“

„Allerdings bin ich's!“ antwortete Amine lächelnd.

„Aber ich beschwöre Sie, wie kommen Sie...?“

„Keine Fragen heute! Sie sollen Alles erfahren... Und Sie, Victorine, welcher Zufall führt Sie hieher?“

„Zufall?“ antwortete Victorine bestreuet. „Schon seit mehreren Monaten bin ich als erste tragische Liebhaberin hier engagirt!“

„Und jene Gesellschaft?“

„O, sprechen Sie nicht davon! Erinnern Sie mich nicht an eine Zeit, die ich für immer vergessen möchte!... Ich will Sie heute nicht mit Fragen belästigen, was Sie, die ich in so glücklichen Verhältnissen sah, auf die Bühne brachte“, fuhr Victorine mit einem Seufzer fort, als beklage sie einen solchen Schritt. „Da es das Schicksal einmal so will, sein wir also gute Colleginnen!“

Victorine reichte Amine herzlich die Hand und blinnte sie mit ihren großen blauen Augen recht treuherzig an.

„Sie werden einer Freundin bedürfen“, setzte sie betonend hinzu; „man findet deren nicht viele auf der Bühne! Sie waren so theilnehmend gegen mich, geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen dies zu vergelten!“

Amine drückte übergelächelt der so unerwartet gefundenen Freundin die Hand; hatte sie doch jetzt eine Seele, welche es gut mit ihr meinte, und das gab ihr neue Courage.

Plötzlich geschah eine Bewegung auf der Bühne, welcher der matte Klang einer Glocke folgte. Amine sah den Inspicienten auf sich zuschreiten und ihr einen Wink geben.

Der große Augenblick war da. Der Vorhang ging in die Höhe. Aminens Herz fühlte sich erleichtert, seit sie Victorine bei sich sah und zudem gab ihr der Moment die nöthige Courage.

„Sein Sie überzeugt, ich folge Ihnen mit Aufmerksamkeit. Später in Ihrer Pögel...“ flüsterte ihr Victorine noch eilig zu und Beide trennten sich. Victorine eilte in den Hintergrund, Amine trat zu Aller Erstaunen mit der Zuversicht einer routinirten Künstlerin vor, um auf ihr Stichwort zu lauschen, welches ihr das Ende der zweiten Scene schon bringen sollte.

Dieses Stichwort fiel. Mit dem Körbchen in der Hand trat die reizendste Denise, welche je einem dummen Müllerburschen die Cour gemacht, singend in die Scene. Aminens Angst war wie fortgezaubert, mit dem größten Selbstvertrauen, mit der heitersten Miene von der Welt bewegte sie sich in der Scene. Das Publikum schien vor Allem den wirksamsten Empfehlungsbrief, ihre Schönheit, zu respectiren, ein Murmeln der Anerkennung und Bewunderung lief durch Reihen des Parquets, die Habitues der Logen steckten die Köpfe zusammen, und als bald darauf die Marquise auftrat und weil es ihre Rolle so vorschrieb, die Worte sprach: „Und dabei ist sie hübsch, sehr hübsch!“ erregte dies einen allgemeinen beifälligen Applaus im Hause.

„Geben Sie Acht, Herr Regisseur, die schießt heute den Vogel ab!“ flüsterte hinter der ersten Coullisse der Theaterdiener dem ersteren zu. „Da oben sitzt die Meyer'n in der Loge und ist schon ganz grün und gelb im Gesicht!“

Der Regisseur stimmte kopfnickend bei. Die Vorstellung schritt unter mehrmaligem starkem Applaus vorwärts. Aminens schönes Antlitz strahlte vor Freude, wenn sie am Schluß einer Scene in die Coullissen zurücktrat; Alles lebte und siebte an ihr vor Wonne, ihr Herz überflüthete; ganz trunken von Glück sank sie Victorine in die Arme und drückte diese an sich, als dieselbe gratulirend auf sie zuwies. Victorine war vielleicht die Einzige, die es aufrichtig meinte; man sah es ihrem treuen, großen Auge an, daß sie aus der Seele sprach, daß sie in jenen Antheil an dem Triumph Aminens nahm.

Aminens Rolle gewährte ihr während der nächsten Scenen eine größere Pause, Victorine rieth ihr, dieselbe zu ihrer Erholung zu benutzen.

„Kann ich denn?“ rief Amine lächelnd aus. „Die Fremde strengt mich ja mehr an als das Spiel! O wenn Sie wüßten, wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich ich bin!“

Auch der Director des Theaters, der so lange unsichtbar gewesen, trat jetzt zu ihr, um ihr sein Compliment zu machen. Mit unverfälschter Bewunderung, an der die Sinnlichkeit leider nicht geringen Antheil hatte, ruhte sein Auge auf Aminens schöner Gestalt; diese schlug beschämt, fast beleidigt das ihrige nieder, indeß war ihr Herz zu voll, als daß sie das Verletzende dieser Begegnung wirklich hätte fühlen können, und zudem trat der Inspicient, diesmal mit auffallender Höflichkeit, zu ihr heran, um ihr mitzutheilen, daß ihr Stichwort nahe sei.

Victorine in der Aufrichtigkeit ihrer Theilnahme für Amine und in der Absicht, der Novize auf dem schlüpfrigen Boden, welchen diese betreten, mit ihrer Erfahrung rathend zur Hand zu gehen, wählte sich zwischen den Couliissen einen Platz, wo sie unbemerkt vom Publikum dem Spiel Aminens zuschauen konnte. Von hier aus überblickte sie zugleich die Proszeniumslogen, welche sich mit jungen Elegants gefüllt hatten, die der Schönheit der Debutantin die größten Ovationen brachten.

Raum hatte Victorine ihren Platz eingenommen, als ihre ganze Aufmerksamkeit sich um einen in der, an die Rampe stoßenden Loge befindlichen jungen Mann concentrirte, dessen Auge mit fieberhafter Gluth allen Bewegungen Aminens folgte. Victorine ward unruhig, sie wechselte die Farbe, ihre Hände begannen zu zittern, denn sie glaubte zu bemerken, wie Aminens Blick zufällig dem des jungen Mannes begegnete; sie sah ganz deutlich, wie Amine erröthete, wie sie in Verlegenheit gerieth und dieselbe nur mühselig durch ihr Spiel zu verstecken suchte. Victorine sah das glückselige, triumphbewußte Lächeln auf dem

Antlitz des jungen Mannes — — ihre Augen trübten sich, es flimmerte ihr vor denselben, sie mußte sich an den Stuhl klammern, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Aber schon im nächsten Augenblick saß Victorine, wieder ihrer selbst Herrin, blaß wie eine Leiche da. Das Spiel nahm seinen Fortgang, das Stück schloß unter großem Applaus und stürmischem Hervorruf der Debutantin, der ein ganzer Regen von Sträußen zu Füßen fiel, als sie noch einmal hervortrat.

Wieder, und zum letzten Male fiel der Vorhang. Amine mußte sich bequemen, den Arm voll Bouquets, ihre ersten Triumphe, davon zu tragen und die Complimente der jungen und älteren Männer entgegen zu nehmen, welche als tägliche Gäste und Verehrer der Kunst das Recht erworben, die Bühne zu betreten. Unter diesen befand sich auch Winkler, der heute Abend sonderbarerweise sehr kühl gegen sie war. Ihre erste Frage war die, ob Vorbed im Theater gewesen sei. Winkler verneinte dies gleichgültig. Seine Antwort gab ihr einen Stich ins Herz. Winklers auffallende Kälte und Vorbeds Gleichgültigkeit waren die ersten Vermuthungstropfen in diesen Freudenbecher.

Eben wollte sie in ihre Loge eilen, als ihr eine schlanke, jugendliche Gestalt den Weg vertrat. Schon wurden die Lampen auf der Bühne gelöscht, es herrschte also ein gewisses Halbdunkel.

„Mein Fräulein, gestatten Sie Ihrem glühendsten Verehrer, Ihnen seine herzlichsten Glückwünsche zu Füßen zu legen!“ hörte Amine eine wohlklingende Stimme, welche ihr bis ins Innerste des Herzens drang. Amine fuhr zusammen. Robert bemerkte dies, ein triumphirendes Lächeln strich über sein Antlitz; ehe Amine es wehren konnte, hatte er sich ihrer Hand bemächtigt und sie an seine Lippen gepreßt.

„Mein Herr...“, stotterte Amine, unfähig, mehr hervor

zu bringen. Ihre Hand zitterte heftig, ihre Stirn glühte, es pochte in ihren Schläfen, in ihren Pulsen.

„Die Bewunderung des Publikums“, fuhr Robert fort, indem er seinem Ton die innigste Färbung gab, „hat Sie so mit Blumen überhäuft, daß ich mich fast scheue, meinen bescheidenen Theil hinzuzufügen, der aber gewiß von dem aufrichtigsten Herzen kommt!“

Mit diesen Worten überreichte er Amine ein kleines, aber äußerst gewähltes Bouquet, das er soeben mit einem kleinen Billet umwunden.

Amine, in ihrer Verwirrung nahm bewußtlos Strauß und Billet, ließ es sogar geschehen, daß Robert noch einmal ihre Hand an seine Lippen drückte und dabei seine großen seelenvollen Augen gewissermaßen in ihr Herz hinein bohrte.

Da plötzlich drang ein gellender Schrei aus dem Dunkel der Coulißen, der Amine zum Bewußtsein brachte und sie in ihre Garderobe jagte. Da die Lampen zum großen Theil bereits gelöscht waren, eilten die Arbeiter, der Wächter, die Spritzenleute und was von Choristen eben über die Bühne ging, mit Laternen durcheinander. Man fürchtete, daß Jemand in eine Versenkung gefallen oder sonst ein Unglück geschehen sei, und scharte sich um die Stelle, von woher der Schrei gedrungen.

Hier lag eine weibliche Gestalt, leichenblaß und scheinbar leblos am Boden. Es war Victorine, die obgleich zitternd an allen Gliedern und kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, sich eben zu Amine in die Garderobe hatte begeben wollen. Die Arme, sie hatte es so gut gemeint!

„Es ist doch Eine wie die Andere! Der Victorine hätt' ich's aber doch am wenigsten zugetraut, daß sie vor Reib in Ohnmacht fallen würde!“ brummte der alte Theaterdiener vor sich hin, als er dem Ausgang zu über die dunkle Bühne schritt.

Eine halbe Stunde später erreichte Amine ihre Wohnung

wieder. Mit glühenden Wangen und hoch klopfender Brust trat sie in die von der Lampe nur matt erleuchtete Stube und zu ihrem Erstaunen sah sie die kranke Mutter in gebückter Stellung vor dem kleinen eisernen Ofen sitzen, in welchem soeben die Kohlen zu erlöschen begannen.

„Mütterchen, Du hast das Bett verlassen?“ rief sie fast athemlos. „Hat die Wärterin Dich im Stiche gelassen?“

„Nicht doch, mein Kind“, antwortete die Majorin, auf deren Antlitz die Leiden der vergangenen Wochen schlimme Spuren zurüßgelassen, während sie mit sichtbarer Angst die Aufregung der Tochter bemerkte. „Aber was ist mit Dir geschehen? Dein Gesicht glüht, Du ringst nach Athem; ist Dir ein Unglück widerfahren?“

„Ein Unglück?“ rief Amine, indem sie mit leuchtendem Auge auf die Mutter zu sprang und ihr um den Hals fiel. „Ein Glück, Mutter, ein ungeheures Glück ist mir widerfahren! O, ich bin so froh, so unendlich froh, und auch Du wirst es sein, wenn ich Dir sage, daß unsere Sorgen vorbei sind, daß wir nicht mehr zu darben und zu frieren brauchen, daß ich nicht mehr nöthig habe, für andere Leute zu arbeiten! ... Ja, Mütterchen, das ist jetzt Alles vorbei und auch Du wirst wieder glücklich sein!“

„Amine, Du erschreckst mich!“ rief die Mutter und suchte sich aus den Armen Aminens los zu machen. „Ich sehe, die unerklärliche Angst, die mich während Deiner Abwesenheit vom Lager trieb und mir keine Ruhe ließ, war nicht ohne Grund... Sprich, was ist geschehen!“ setzte sie mit strenger Miene hinzu.

„O, sieh mich nicht so strafend an, Mütterchen!“ schmeichelte Amine; „Du weißt ja, daß ich nicht im Stande bin, etwas Böses zu begehen! Mach mir wieder ein freundliches Gesicht, und ich werde Dir erzählen!“

Die Mutter erzwang ein mattes Lächeln und schüttelte den Kopf. Amine kniete vor ihr hin, legte die Arme auf ihren

Schooß, nahm die Hand der Mutter in die ihrige und begann zu erzählen, wie sie ja wisse, daß der Dr. Winkler sie auf die Idee gebracht, ihr Glück am Theater zu versuchen (die Mutter erblickte, ihre Hand zitterte), wie sie in dem heißen Verlangen, ihrer Mutter eine sorgenfreie Existenz zu bereiten, diese Idee trotz dem Verbot ihrer Mutter festgehalten, wie sie während der Krankheit derselben und während sie für andere Leute stand, eine Rolle repetirt, die sie ja schon früher mit Glück auf dem Liebhabertheater gespielt, wie sie im Stillen sich die Garderobe beschafft und wie sie in diesem Augenblick mit dem Beifall des Publikums überschüttet von der Bühne komme.

Gleichsam zur Bestätigung ihrer Erzählung traten eben auch die beiden Kinder der Wärterin mit dem Theaterkorb herein. Amine sprang auf denselben zu, öffnete ihn, holte mit vollen Händen die Blumensträuße heraus und warf diese in den Schooß der Mutter. Nur ein kleines Sträußchen, an welchem ein zierliches Papier saß, steckte sie heimlich und nicht ohne heftiges Herzklopfen bei Seite. Bleich und stumm saß die Mutter da; der Schreck versagte ihr die Stimme.

„Siehst Du, Mütterchen,“ rief Amine mit vor Freude funkelnden Augen, „wenn Dir noch ein Zweifel bleibt, so frage diese Zeugen hier! Man überschüttete mich mit Beifall und mit Blumen; man sagte mir Complimente über Complimente, man verhieß mir die glänzendste Zukunft; nur Winkler, der garstige Mensch, war so kalt und abstoßend gegen mich, und Vorbed.“

Hier stockte sie. Ein Schatten flog über ihre Stirn, der Gedanke an Vorbeds Gleichgültigkeit trübte ihre Freude, denn sie liebte ihn, ihr Herz sowohl wie ihr Stolz fühlten sich aber tief verletzt dadurch, daß er ihr gerade heute den Rücken gewendet.

„Nun, Vorbed...?“ fragte endlich die Mutter. Er ist ein edler und kühner Mann, Du weißt, wie sehr ich ihn schätze!“

Ich will gar nicht an ihn denken heute; sprechen wir nicht von ihm, Mütterchen, damit mir meine Freude nicht gestört wird!"

Die Mutter blühte sich in Gedanken vertiefend vor sich hin, ihre Hände wagten nicht die Blumen zu berühren, die auf ihrem Schooße lagen, als fürchte sie eine Schlange unter denselben. Amine sammelte die Sträuße und grupperte sie lächelnd auf dem Tisch.

„Meine Tochter eine Schauspielerin!" murmelte die Mutter endlich kopfschüttelnd und traurig vor sich hin. „O, daß es dazu noch kommen sollte!"

„Das ist ein thörichtes Vorurtheil, Mütterchen!" rief Amine. „Ein jeder Stand ist achtbar, wenn es nur der Träger desselben ist. Uebrigens mußt Du ja nicht glauben, daß ich unsern Namen der Möglichkeit eines Mißerfolges Preis gegeben; o nein, ich bin unter fremdem Namen aufgetreten, in Zukunft werde ich ganz schlichtweg Fräulein Mänter heißen, und so wird mich täglich der Theaterzettel nennen, wenn ich, wie ja zu hoffen ist, engagirt werde! Ach, was wird unser Tischchen sagen, wenn sie davon hört!" rief Amine aufspringend und im Zimmer umher hüpfend. „Sie wird anfangs ein strenges, moralisches Gesicht machen wie die Mama, aber wenn sie mich nur erst spielen gesehen hat, wird sie sagen: Winchen, das hätt' ich Dir nicht zugetraut!"

Die Mutter ließ sich schließlich durch Aminens Liebkosungen beruhigen; diese bereitete ihr noch den Thee, sie erzählte ihr Scene für Scene den Verlauf der ganzen Vorstellung und so ward es Mitternacht, ehe man sich zu Bett begab.

Aminens Herz war zu voll, als daß sie hätte schlafen können; das ganze Erlebnis dieses Abends erhielt ihr Herz in ununterbrochenem heftigem Pochen, schillernde Bilder der Zukunft zogen an ihrem Auge vorüber, die Eitelkeit der Künstlerin und des Mädchens wetteiferte mit den glänzendsten Gebilden. Ein einziger Abend hatte genügt, um der anspruchslosen Amine Wünsche

und Träume ins Herz zu schmuggeln, an welche sie nie zu denken gewagt. Natürlich verlor unter ihrem Flitter auch vieles von Dem, was ihr sonst so theuer gewesen, an Farbe und Werth; selbst Vorbeck, der ihr bisher als das Ideal eines Mannes erschienen, trat schon ein wenig in den Hintergrund, und als das Herz ihrer Eitelkeit deshalb Vorwürfe machte, rechtfertigte sie dies durch Vorbecks Benehmen. Wenn er sie liebte, so durfte er sie heute nicht so gleichgültig ihrem Schicksal überlassen, — sie sagte sich nicht, daß wenn sie ihn liebte, sie einen Schritt hätte unterlassen müssen, welchen er aufs höchste mißbilligte.

Und als die Mutter endlich eingeschlummert, zog Amine leise und behutsam die kleine Nachtlampe an das Bett, mit zitternder Hand und fieberhafter Spannung in ihren Zügen wickelte sie das Billet von dem kleinen Strauß, den sie bei sich verborgen, und ohne sich etwas dabei zu denken, verrieth Eva's Tochter den Mann, der ihr so unendlich viel Beweise seines Edelmuths und seiner Liebe gegeben, um in diesem verhängnißvollen Briefe der Zauberformel der Verführung zu lauschen. Diese zog alsbald ihre unzerreißbaren Kreise um das Herz des Mädchens, sie rief ihren alten Verblündeten, den Traumgott, zu Hülfe und ehe noch Amine ein Auge geschlossen, erschien ihrer von der Aufregung des Abends erhitzten Phantasie die blendende Gestalt Roberts von Reineval, denn so hatte er ja das Billet unterzeichnet, in welcher er ihr in glühenden Ausdrücken seine Liebe gestand.

Sonst war Vorbecks Bild wohl häufig in ihren Träumen erschienen, aber sanft und ernst, wie er es im Leben war, als ein Mann, dessen ehrliches, gerades Wesen nicht im Stande, eine große Leidenschaft zu entzünden oder in einem Mädchenherzen eine große Revolution zu erregen; erklärlich also war es, daß Robert jung, schön und feurig, ein vollendeter Cavalier, den simplen Ehrenmann in den Schatten drängte. Das Mädchenherz lebt ja von Träumen, gegen deren ideale Gestalten die der

wirklichen Welt so prosaisch erscheinen. Kein Wunder, daß es verloren ist, sobald eine dieser Traumgestalten verkörpert in diese schale Alltagswelt herabsteigt und dem Kometen gleich die kleine Welt dieses Herzens in Feuer und Flammen versetzt.

IX.

Die Schule des Verbrechens.

Wir überspringen hier den Zeitraum einiger Wochen und suchen uns zunächst unsern alten Freund Sam auf, dessen Weizen inzwischen geblüht. Meister Kilian erschien es, als „stecke in dem Jungen was drin,“ als sei er nur verwildert. Um ihn also unter Augen zu behalten, verschaffte er ihm zunächst die bescheidene Stellung eines Pferdejugen in den Ställen seines Herrn.

Sam bekam einen neuen Anzug, der aus den abgelegten Kleidern seines kinderlosen Oheims verfertigt wurde. Kilian bemühte sich, dem Knaben die nothwendigsten hippologischen Kenntnisse beizubringen, unterstützte seinen Unterricht zuweilen durch zweckmäßig angebrachte Ohrfeigen und Sam, ein aufgeweckter Geist, schien leicht zu begreifen.

Sein erstes war, sich die nöthigen Localkenntnisse zu verschaffen. Bei einer, schon am Morgen des ersten Tages angestellten Recognoscirung entdeckte er, daß von dem Heuboden aus, auf welchem sich seine Schlafkammer befand, eine Luke sich nach einer ganz unbefuchten und auch fast unbewohnten, nur durch hohe Hofmauern gebildeten Gasse öffnete. Sam combinirte sofort, daß diese Luke sehr wichtig, daß man vermöge einer Leiter — und deren lagen viele auf dem Heuboden

— sehr bequem in diese Gasse hinabsteigen könne, daß er also von hier aus ungesehen die interessantesten Ausflüge machen könne, wann es ihm beliebe.

Ferner erfuhr Sam aus einigen Unterhaltungen mit andern Stallungen des Hofes, daß sich in dem anstoßenden kleinen Gebäude ein ungeheurer Schatz, nämlich die Cassé des großen Bankierhauses befinde; daß der Schlüssel der Thür, welche durch die, beide Höfe scheidende, Mauer in den des Nebenhauses führte, sich im Besitz des Meisters Kilian befinde und daß diese Thür immer verschlossen sei. Natürlich war die Nähe eines so ungeheuren Schatzes für Sam von großem Interesse, konnte er doch von dem kleinen Fenster seiner Dachkammer in diesen Hof blicken und wenn er nur wollte, so existirte die Mauer gar nicht für ihn, da er auf dem Dache nach dem andern Hof spazieren konnte.

Sams höchster Wunsch war nun, bei dem Onkel Kilian bleiben zu können, an den er plötzlich eine ganz kindliche Anhänglichkeit fühlte. Mehrmals in der Woche erhielt er die Erlaubniß, Mittags einen Spaziergang in die Stadt zu machen. Eben im Begriff, von einer solchen Promenade wieder nach Hause zurückzukehren, begegnete er eines Tages einem Reitknecht, der einen kostbaren, feurigen Araber ritt. Mann und Roß schienen Sam so bekannt, daß er unwillkürlich stehen blieb. Sam hatte sich nicht geirrt; er mußte wissen, wo er diesen Reiter wieder finden könne, und folgte ihm daher durch ein ganzes Gewirr von Straßen. Endlich sah er ihn vor einem vornehmen Hause halten. Ein Portier öffnete die beiden Flügel der Pforte und ließ den Reiter ein. Freilich hätte Sam gern sofort die Bekanntschaft erneuert, aber die Furcht vor der gewichtigen Hand seines ihn streng beobachtenden Oheims rief ihm ins Gedächtniß, daß die Stunden seines Urlaubs bereits abgelaufen; er merkte sich den Namen der Straße und trat eilig den Rückweg an.

Am Abend machte Sam einen seiner gewöhnlichen Ausflüge durch die Bodenkulze, indem er eine der leichtesten Leitern vom Boden auf die Straße hinabließ, auf derselben die von keiner Laterne erhellte Straße erreichte und die Leiter dann so dicht an die Mauer schob, daß wenn wirklich Jemand die Gasse passirte, die erstere nicht bemerkt werden konnte. Diese Ausflüge dehnte er oft bis nach Mitternacht aus, je nachdem er sich amüsirte. Obgleich Onkel Kilian ihm kein Taschengeld gab, er auch in seiner Stellung als Pferdejunge nichts weiter als Obdach und Beföstigung erhielt, war Sam doch nicht ganz von Mitteln entblößt. Seinem Scharfblick war es bald gelungen, die Schublade der Kommode zu entdecken, in welcher Frau Kilian ihre kleine Wirthschaftskasse bewahrte; da es Winter war, gestattete ihm der Oheim, sich Abends hinter seinen warmen Ofen zu setzen und der Unterhaltung des Ehepaars zuzuhören. Sam wußte nun die Abende zu benutzen, wo Kilian seinen Herrn vom Theater oder aus der Gesellschaft holen mußte und die Frau in der Küche beschäftigt war. Mit einem Dietrich hatte er sich diese Schublade bald zugänglich gemacht und damit man nichts merke, stahl er groschenweise, was bei häufiger Wiederholung doch so viel ausmachte, daß er auf seinen Ausflügen nicht zu hungern und zu dursten brauchte.

Sams Instinct hatte ihn auch sehr bald vor die rechte Schmiede getragen. Schon bei einem seiner ersten Ausflüge hatte ihn die aus einem Speisefeller herauf bringende Musik angezogen, als er gerade in Folge eines im Pferdestall erhaltenen Trinkgeldes bei Kasse war. Sam liebte die Musik und trat in einen Raum, in dessen Hintergrund er durch den Tabaksqualm ein schmutziges Buffet und in der Ecke ein paar zerlumppte Musikanten bemerkte. Die Gesellschaft bestand wie fast immer in diesen Kellern aus liberlichem Gesindel beiderlei Geschlechts, von welchem sich einige Paare eben in dem knappen Raum zwischen den Tischen herum schwenkten. Zu seiner Ueber-

raschung fand Sam, daß die Gesellschaft größtentheils aus blutjungen Individuen bestand.

Sam war keine gewöhnliche Erscheinung; er hatte seinen rothen, feurigen Kopf kaum in den Keller gesteckt, als ihn auch schon eine der Dirnen erwischte und ihn jubelnd der übrigen Gesellschaft präsentirte. Sam war auf diese Weise schnell eingeführt, es behagte ihm außerordentlich in derselben, zumal die Dirne, ein junges Ding von kaum achtzehn Jahren mit pechschwarzem Haar, funkelnden Augen und vom Tanz hoch gerötheten Backen ihn besonders vor den Uebrigen auszeichnete und er dadurch gleich in den Vordergrund der achtbaren Gesellschaft geschoben wurde.

Die Liebe ist jedenfalls der kostbarste Luxus, den der Mensch sich gestatten kann. Sam fühlte etwas der Art und wär's auch nur geschehen, um der drallen schwarzen Dirne, die nun einmal ein Faible für das Rothe hatte, ihre Zuneigung zu danken, denn nie war es ihm bisher vorgekommen, daß ihn jemand geliebt hatte. Sam, der seine Besuche in diesem Keller jeden Abend wiederholte und regelmäßig hier seiner schwarzen Schönen die Honneurs machte, sah sehr bald ein, daß er mit dem, was er von dem Wirthschaftsgelde der Tante erübrigen durfte, nicht mehr auskommen könne, denn er war zu klug, um sich durch zu verwegene Griffe zu compromittiren, zumal die Tante schon zuweilen den Kopf schüttelte, wenn ihre Kasse nicht stimmen wollte.

Also sann er auf andere Mittel. Er schaffte heimlich Pferdedecken, Stüde von Baumzeugen und dergleichen aus dem Stall nach dem Boden und verkaufte dieselben in der Stadt. Da mehre derartige Geschäfte ihm gelangen, sah er sich im Besitz von nicht unbedeutenden Mitteln, und dieser Besitz gefiel ihm so sehr, daß er, als er wieder geschwunden, mit Geringerem nicht mehr auskommen zu können glaubte.

Wie in der Regel, bestand die Gesellschaft dieses Kellers nicht nur aus liberlichem, sondern auch aus verbrecherischem

Gestebel, das von der Polizei in seinem Vergnügen nicht gestört wird, obwohl ihr der Aufenthalt desselben bekannt. Nur wenn sie des Einen oder des Andern verdächtigen oder schon bestraften Individuum bedarf, weiß sie dieselben an diesen ihren Börsen zu finden und fängt sie geräuschlos ab, wenn nicht der Ort zugleich als Niederlage von Diebsgut und der Wirth als Fehler verdächtig ist. Es konnte mithin auch nicht fehlen, daß unser Sam sehr bald mit einigen Mlingern derselben freien Kunst genauer bekannt wurde, welche er schon im Stillen übte.

Durch sein reges Temperament, durch seine lustigen Einfälle und die erstaunliche Verworfenheit, welche er schon in so frühem Alter an den Tag legte, hatte Sam die besondere Achtung einer Gruppe auf sich gezogen, welche im Hintergrunde des Kellers erst sehr spät sich zu versammeln pflegte und deren eifriges, leises Gespräch bezeugte, daß sie besondere Interessen auf Händen trugen. Sie waren ihrer etwa ein halbes Duzend, doch selten vollzählig versammelt; Alle standen noch in jugendlichem Alter; sie waren oft sehr anständig und zuweilen wiederum ganz zerlumpt gekleidet, so daß Sam anfangs Mühe hatte, sie wieder zu erkennen, auch pflegten sie stets gut bei Kasse zu sein und wurden von dem Wirth mit besonderer Aufmerksamkeit bedient.

Eine ganz eigenthümliche Figur spielte unter ihnen ein kleiner schwächlicher und geschmeidiger Bursche, der kaum sebzehn Jahre alt sein konnte, mit auffallend jüdischem Gesicht, dessen Bewegungen denen einer Eidechse glichen, dessen stehender, falscher Blick einen angehenden Erbspitzbuben verrieth und den er von seinen Kameraden stets bei dem Namen Schlaumche Nettig nennen hörte. So oft ihn Sam erblickte, hatte er der kleinen Gesellschaft die wichtigsten Dinge zu erzählen, die er mit einer Gelenkigkeit seiner Arme und Hände, mit so verschnitzten und lauernden Blicken und einem solchen Wortreichtum vortrug, daß die Andern nur nickten und dann die Köpfe

heimlich zusammen stellten. Dabei war dieser Bursche leicht wie ein Fledermisch und kriechend wie ein Ohrwurm.

Um die Zeit, wo wir Sam wieder finden, hatte er mit dieser Gesellschaft die erste nähere Bekanntschaft geschlossen; man hatte ihn in die Interessen, welche man vertrat, noch nicht eingeweiht, aber ihm zu verstehen gegeben, daß man wohl Lust habe, ihn für sich zu gewinnen. Sam hatte noch Geld übrig von seinen letzten vortheilhaften Geschäften, doch ging dies zur Neige. Zu seinem Leidwesen hörte er, als er am Tage von seinen letzten ihm gewährten Freistunden zurückkehrte, wie sein Oheim die ganze Stallbedienung in Aufruhr versetzte, weil einige Geschirrstücke und Decken nicht zu finden waren und trotz all' seinem Fluchen auch nicht gefunden wurden.

Sam allein wußte, wo das Vermißte war; Niemand aber schien den leisesten Verdacht gegen ihn zu hegen. Das Gewitter zog vorüber, drohte jedoch, sich morgen zu wiederholen, wenn sich das Gesuchte inzwischen nicht fand. Sam begab sich am Abend in sein gewöhnliches Casino, betheiligte sich dort an dem Spiel einiger Strolche mit schmutzigen Karten, und den Gaunertniffen derselben nicht gewachsen, verlor er den Rest seiner kleinen Baarschaft. Mißmuthig lehrte er zurück, zog die Leiter nach sich, als er den Boden erreicht hatte, und suchte seine Kammer.

Auf dem Wege dahin war es ihm, als höre er ein Geräusch in seiner nächsten Nähe. Er blieb in dem Dunkel stehen, lauschte und hörte abermals, daß etwas in dem Stroh raschle, das dicht neben ihm aufgehäuft war. Furcht kannte Sam nicht. Er hielt den Athem an und sein scharfes Ohr vernahm abermals, wenn auch leiser das Knistern des Strohes, wie wenn sich ein lebendes Wesen gegen dasselbe drückte.

Sam hatte bald seinen Entschluß gefaßt. Leise schlich er zur Thür seiner Kammer, die er nie ganz zu schließen pflegte, und trat in dieselbe. Da er der Feuergefährlichkeit wegen nur

eine Laterne in seiner Kammer halten durfte, trug er diese in die Ecke, deckte ein Kleidungsstück über dieselbe, zündete die Laterne so vorsichtig an, daß kein Lichtstrahl in die Kammer fallen konnte, verhüllte die Laterne aufs sorgfältigste und trat ebenso leise wie er gekommen auf den Bodenraum hinaus.

An der verdächtigen Stelle angelangt, hob er ganz plötzlich die Decke von seiner Laterne. Im ersten Moment blendete ihn der Wechsel von Dunkel und Licht, dahingegen hörte er ganz deutlich ein lebendes Wesen, wie sich dasselbe über das Stroh hinweg stürzte. Dann unterschied er auf dem Stroh eine dunkle Gestalt, die eben im Begriff war, sich über ein Strohbund hinweg zu schwingen.

Mit einem Sprunge war Sam darauf, packte mit seiner verben Faust die Gestalt im Nacken und drückte sie zu Boden. Sam hörte ein Zischen wie das einer Raze, dann ein Würgen und endlich einige unartikulierte Laute. An den Bewegungen seines Gegners fühlend, daß er diesem an Kräften bei Weitem überlegen, riß er denselben zu Boden, setzte ihm das Knie auf die Brust und hielt ihm die Fackel vor das Gesicht.

Die ganze Scene war schweigend vor sich gegangen, bis auf jene wenigen Laute. Sam, ein Spekulant, war schon erfreut, seinem Oheim einen Dieb zu überantworten, dem er auch den Diebstahl an dem Geschirr aufbürden konnte. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er in ein ihm nur zu gut bekanntes Antlitz blickte, in das leichenblasse Gesicht Schlaumche Rettigs, der wie er lebte oder vielmehr wie er halb todt war, vor ihm lag und an allen Gliedern zitterte.

„Schlaumche!“ rief Sam erstaunt und seine Hand von ihm lassend. „Pfui, schämt Ihr Euch nicht, wie eine Ratte hier im Stroh herum zu rascheln? Was sucht Ihr hier und wie kommt Ihr hieher?“

Schlaumche erholte sich mühselig, denn Courage war seine Sache nicht; er schnappte nach Athem, da Sam ihm beinahe

die Kehle zugebrückt, und glospte diesen mit seinen stechenden Augen groß an. Ein spitzbübisches Lächeln war anfangs seine einzige Antwort, dann wieder zu sich gekommen, presste er mühselig heraus:

„Aber so nehmt doch das Knie von meiner Brust, Ihr zerquetscht mich ja!“

Sam hatte hieran nicht gedacht, er erhob sich; auch Schlaumche sprang wie ein Gummiball in die Höhe und schüttelte sich.

„Verdammt, Ihr hättet mich beinahe umgebracht!“ rief er grinsend.

„Wenigstens hätte ich Euch einige Glieder entzwei geschlagen, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, erst die Laterne zu holen!“ antwortete Sam. „Ihr seid ein rechter Hasensfuß, Schlaumche! Aber sagt mir endlich, was sucht Ihr hier und was kriecht Ihr hier auf meinem Boden herum?“

„Auf Eurem Boden?“ fragte der Jude überrascht.

„Nun ja, und da Ihr mir einmal Euren Besuch gemacht habt, will ich Euch nur sagen, daß ich im Dienste des Herrn von Wennberg bin.“

Des Juden Antlitz strahlte plötzlich vor Freude; er packte Sam am Arm.

„Ich muß Euch sprechen; ich habe Euch was Wichtiges zu sagen!“ flüsterte er ihm ins Ohr.

„Gut, so kommt mit mir in meine Kammer dort; es hört uns Niemand!“

Beide traten in die nur mit einem schlechten Bett, einem Stuhl und einem lahmen Tisch meublirte Kammer, in welcher eine eisige Luft herrschte. Sam setzte sich auf das Bett und wies seinem Gast den Stuhl an, während er die Laterne auf den Tisch stellte.

„Lieber Sam,“ begann hier der Jude, sich vor Frost

schüttelnd und vergeblich nach einem Ofen umher schauend, „ich glaube, wir befinden uns in ziemlich gleicher Lage; wir müssen einmal eine ordentliche kleine Summe in die Hände bekommen, um uns auf einen besseren Fuß zu setzen. Mein Streben ist dies schon seit einem Jahre, doch hat's noch immer nicht recht glücken wollen. Im jüdischen Waisenhanse erzogen, gab man mich zu einem Kleiderhändler in die Lehre, ich bekam's aber bald satt und traf mit ihm das Abkommen, daß er gegen eine jährliche bestimmte Summe meinem Vormund einen regelmässigen Rapport über mein Wohlverhalten mache, im Uebrigen aber mich mir selbst überlasse. So kommt es denn mitunter, daß ich kein Quartier habe, und da ich nun diese Nacht eine Leiter hier an der Mauer stehen und die Luke offen laß, so beschloß ich, hier mein Nachtlager aufzuschlagen.“

„Also weiter suchtet Ihr nichts hier?“ fragte Sam blinkend und fest überzeugt, daß ihm der kleine Jude die Haut voll lüge.

„Nichts, lieber Sam!“ Aber da uns das Schicksal hier auf eine so wunderbare Weise zusammen geführt und da Ihr mein Mann zu sein scheint, möcht' ich Euch einen Vorschlag machen. Da nämlich heut zu Tage die Kräfte des Einzelnen nicht mehr ausreichen und Alles nach Association hindrängt, so haben auch wir eine Gesellschaft gebildet, die mit vereinigten Kräften auf ein Ziel lossteuert, und wir stehen uns ganz gut dabei. Ich bin so zu sagen das Fühlhorn dieser Gesellschaft, ich finde die Orte und die Gelegenheiten, ein Anderer ist das Haupt, ein rabbiater, entschlossener Kerl von fabelhafter Routine, und wieder Andere sind die ausübenden Arme. So geht die Sache vortrefflich und wenn Ihr wollt, könnt Ihr Euch anschließen.“

Sam überlegte und fand, daß der Vorschlag nicht so übel sei.

„Kommt morgen Abend in das Paradies (so nannte man

den Keller), Ihr werdet dort Näheres hören. Wenn's Euch dann behagt, führen wir Euch zu unserem „Häupter“, Ihr werdet einer der Unsrigen und sollt Euch nicht schlecht dabei befinden. Glaubt nur, wir leben so schlecht nicht, wir haben unsere Gesellschaften, unsere Bälle, auf denen es sehr anständig zugeht, und die schwarze Lotte, die Ihr bisher pouffirtet, wäre für uns viel zu schlecht; wir haben Besseres. Braucht Ihr endlich Geld, so habt Ihr's nur zu sagen, er giebt Euch Vorschuß . . .“

Sam hörte kaum von Geld, als er seine Hand hinüber reichte.

„Ich bin dabei!“ sagte er. „Morgen Abend also!“

Schlammche fühlte, nachdem das Geschäftliche abgemacht, daß er entseztlich friere, er schüttelte sich und blies sich verzweifelt in beide Hände.

„Ich werde hier zum Eiszapfen“, sagte er. „Laßt mich in das Stroh zurückziehen; morgen früh vor Tagesanbruch laßt mir die Leiter wieder hinab, damit ich verschwinden kann und morgen Abend sehen wir uns wieder.“

So geschah es und Sam träumte in dieser Nacht von goldenen Bergen.

X.



Die Mutter.

Aminens kühnste Wünsche waren in Erfüllung gegangen, und schon am nächsten Morgen war durch Fleischmanns Vermittelung ihr Engagement abgeschlossen worden. Amine feierte

seitdem Triumphe über Triumphe; sie bewohnte mit ihrer Mutter, die sich täglich mehr erholte, eine reizende kleine Etage; man huldigte ihrer Schönheit, ihrem Talent, sie sah sich genöthigt, eine Menge von tonangebenden Personen bei sich zu empfangen, die ihr die schönsten Complimente zu Füßen legten; man verhiess ihr eine glänzende Zukunft und Alles war äußerlich ganz nach Wunsch. Nur Eins lernte sie bald einsehen: daß sie zwar nicht mehr wirkliche Noth zu leiden brauchte, daß aber ihre Gage, wie groß sie ihr auch anfangs erschienen, kaum ausreichte für die nothwendigste Garderobe. Indeß die arme Mutter durfte nichts von ihren Verlegenheiten erfahren, sie wenigstens sollte hinfort allen Sorgen überhoben sein.

Das gute, stille Vischen, die sich in ihrer Stellung als Gesellschafterin leidlich glücklich fühlte, war natürlich bei der Nachricht von Aminens Schritt außer sich: indeß dieser war geschehen und Vischen begnügte sich mit einigen stillen Thränen. Sie hatte ja bei Aminens seltsamem Charakter so etwas schon lange gefürchtet.

Zwischen Vorbed und Amine hatte sich eine große Kluft geöffnet. Er hatte, als er wenige Tage nach Aminens Debut die Mutter besuchte, kein Wort über dasselbe geäußert und ließ in seiner Unterhaltung durchscheinen, daß er nur gekommen, um sich von dem Befinden der Majorin zu überzeugen. Amine fühlte sich tief gekränkt durch seine Gleichgültigkeit, sie vermied es, ihn anzublicken, sie sah also nicht, welch ungeheure Anstrengung es ihn kostete, so kalt zu erscheinen. Zum Glück rief die Probe Amine fort und auch Vorbed griff nach seinem Hut, um sich zu entfernen, da es ihn nicht mehr in dieser Wohnung litt, die sonst sein einziges Mecca gewesen.

„Sie sehen, Herr Vorbed“, begann die Majorin, „daß ich alle Gewalt über Amine verloren habe; ich fürchte, dieser

Schritt, und wenn er auch über Rosen geht, wird das Verberben meines armen Kindes sein!"

Die Majorin ließ trauernd die Stirn in die Hand sinken; ihr war das Herz so bedrückt; alle die herrlichen Aussichten, welche sich für Amine öffneten, machten sie nur traurig; sie hatte ihr Kind verloren, das jetzt nur der Welt, der Schmeichelei, der Eitelkeit gehörte und sie mit in eine Sphäre hinein riß, welche sie nicht begreifen konnte und wollte.

Vorbed maß inzwischen mit langen Schritten das Zimmer, seine Stirn war umdüstert, seine schönsten Hoffnungen waren zertrümmert.

„Fassen Sie sich, verehrte Frau“, sagte er endlich sie tröstend; „es hat so kommen sollen! Nur Eins verzeihe ich mir nicht: daß ich mich von Ihnen zurück halten ließ, eine Annäherung zwischen Ihnen und dem Herrn von Wennberg, dem Vetter Ihres seligen Vaters, zu Stande zu bringen. Gewiß würde dieselbe Amine vor einem solchen Entschluß bewahrt haben!“

„Es ist möglich“, antwortete die Majorin mit einem Seufzer, „aber Sie selbst begreifen, Herr Vorbed, daß mein bißchen Stolz mich verhindern mußte, einer Familie die Hand zu reichen, welche mir bei dem Tode meines Vaters nicht das allergeringste Zeichen von Theilnahme gab. Ja, fast muß ich glauben, dieser Mann sei daran Schuld, daß auch Gustav sich um den Tod seines Vaters nicht einmal kümmerte; man hatte ihn seinem Vater entfremdet und dieser unnatürliche Sohn ging so weit, nur so viel von dem Tode seines Vaters Notiz zu nehmen, daß er sich durch einen Advokaten Auskunft über die Hinterlassenschaft verschaffte. Er hat bei Lebzeiten meines Mannes so wenig nach diesem gefragt, daß ich ihn bei seinem Eintritt in die Kadettenschule nicht mehr gesehen, und Gott bewahre mich, heute nach ihm Verlangen zu tragen, wo er sich unserer Armuth schämt!“

„Leider haben Sie Recht“, antwortete Vorbed, der eine tiefe Verachtung gegen den Dragonerlieutenant hegte, weil er ihn als einen herzlosen, eingebildeten und hochtrabenden Menschen kennen gelernt, dessen Gleichgültigkeit gegen seine Geschwister so weit ging, daß er nicht einmal von ihrer Anwesenheit in der Residenz wußte. Vorbed haßte ihn, so weit es seiner edlen Seele überhaupt möglich war, zu hassen, und bedauerte nichts mehr, als daß Ewald, in welchem sonst ein guter Kern steckte, sich ganz von diesem hinreißen ließ. Uebrigens kannte Vorbed Gustavs Verhältnisse sehr genau; er wußte, daß dieser sein mäßiges mütterliches Erbtheil längst vergeudet, daß er tief in Schulden steckte und sich an Ewald nur deshalb klammerte, um wo möglich durch ihn aus seiner Calamität gerissen zu werden, die ihm, wenn er keine Hilfe fand, nichts übrig ließ, als seinen Abschied zu nehmen. In Vorbeds Macht lag es, ihm jede Prolongation seiner in Bucherhänden befindlichen Wechsel abzuschneiden, dennoch verschmähte er dies, obgleich Gustavs Hochmuth ihn oft schwer und absichtlich verletzt. Jetzt war auch die letzte Fessel zerrissen, welche ihn bisher zurück hielt, Gustav unverhohlen seine Verachtung fühlen zu lassen, nämlich seine Liebe zu des Lieutenants Schwester, Amine; sein schlichter, gerader Sinn zeigte ihm nur zu deutlich, daß Amine ihm vollständig entfremdet werde, und trübe Ahnungen, welche sich durch Gerüchte nur zu bald zu bestätigen schienen, vollendeten diese Ueberzeugung.

Trotzdem war Aminens Neigung für ihn keineswegs erstickt, sie fühlte sich noch ebenso hingezogen zu ihm wie früher, sie gestand sich selbst, daß sie ihn liebe, aber er — zeigte er ihr nicht die abstoßende Kälte und mußte dies nicht ihren Stolz empören? Alles schmeichelte ihr, Alles verehrte sie, nur er schien sie zu verachten!

Vorbed ging. Als er wiederkehrte, fand er die bescheidene Wohnung leer. Amine und ihre Mutter hatten eine ihren

gegenwärtigen Verhältnissen mehr entsprechende Wohnung bezogen. Man sagte ihm, Amine wohne jetzt wie eine Fürstin, Amine sei . . . Doch darüber werden wir hören.

XI.

Eine Versuchung.

Wir folgen Amine in ihre neue Behausung. Man übertrieb, als man Vorbed von dem Glanz derselben sagte, denn sie bestand eben nur aus wenigen, aber sehr geschmackvoll decorirten Zimmern für sie und ihre Mutter.

Amine sitzt in einem reizenden weißen Morgengewande, nachdenkend in den Sessel zurückgelehnt, die Wange auf die zierliche weiße Hand gestützt, das schwarze, sonst so lebhaftes Auge auf die Spitzen ihrer kleinen Füße gerichtet, die in eleganten seidenen Pantoffeln ungeduldig auf der Fußbank zittern.

Seit sie das Theater betreten, ist in ihrem Wesen eine merkbare Veränderung vorgegangen. Ihr schönes Gesicht, sonst so mädchenhaft unbefangen und mit einem Ausdruck lecher Naivität in die Welt hinein schauend, hat jetzt mehr Charakter, mehr Bewußtsein angenommen; ihr Auge blickt sicherer und auf dem Grunde desselben spielt ein Feuer, das von erwachender Leidenschaft zeugt; ihre Stirn, welche sonst so kindlich die dunklen Locken umspielten, ist sinnend und verräth den Umgang mit kühnen Plänen und Gedanken; um ihren so schön geformten Mund schwebt jetzt ein Lächeln, dem die Koketterie nicht mehr ganz fremd; und diese weiße, reizende Hand, welche vor Kurzem noch so eifrig und flink die Stichnetel führte, um die Arbeit schnell zu beenden, wenn es an Geld fehlte, diese schöne

Hand liebt jetzt mehr die schwebende, langsame Bewegung, als sei sie stets gewärtig, von einem Anbeter der schönen Künste, namentlich der schönen Künstlerinnen an die Lippen gedrückt zu werden.

Indeß, das Alles ist nur äußerliche und ganz nothwendige Umwandlung, denn Amine ist ja jetzt selbstständig, das Leben tritt an sie mit jenen ernstesten Forderungen heran, welche es executorisch Jedem in einem gewissen Abschnitt präsentirt. Sie hat zu sinnen und zu denken über Dieses und Jenes, über ihre Rollen und namentlich über die hunderterlei wichtigen Dinge, die in einem Mädchenherzen vorgehen, wenn es überhaupt ernstlich zu denken beginnt.

Aminens Blick fiel auf ein kostbares, reich mit Brillanten besetztes Bracelet, welches an ihrem runden Arm glänzte. Ein satyrisches Lächeln schwebte über ihr Antlitz.

„Ein Geschenk meines theuren Oheims!“ flüsterte sie vor sich hin, während sie die Brillanten vor ihrem Auge bligen ließ. „Von ihm durfte ich dergleichen annehmen und ich trage es täglich, um ihm zu zeigen, wie großen Werth ich auf sein Geschenk lege. Gelingt mir meine kleine Intrigue, so wird meine arme Mutter eine glänzende Genugthuung erhalten!“

Wir müssen hier zur Erklärung von Aminens Worten eine kleine Parenthese einschalten. Unter den zahlreichen Verehrern ihres Talentes zeichnete sich nämlich jeden Abend, wenn sie auftrat, in der Proszeniumsloge ein ziemlich corpulenter Herr von einigen funfzig Jahren aus, der sich undenkliche Mühe gab, der Künstlerin seinen Enthusiasmus bemerklich zu machen.

Wie es zu gehen pflegt, blieb es nicht dabei. Amine erhielt unter den Blumensträußen, welche sie jeden Abend erntete, stets ein Bouquet von denselben Blumen, in welchem jedesmal irgend ein werthvoller Schmuckgegenstand versteckt war. Endlich kam ein riesiges Bouquet, das nicht nur dieses Bracelet,

sondern zugleich die dazu gehörige Broche und die Ohrgehänge, einen Schmuck von beträchtlichem Werth enthielt.

Amine konnte es nicht schwer sein, den Namen des Sponsors aller dieser Kostbarkeiten zu erfahren, denn in der Regel sind dergleichen Präsente absichtlich nur halb versteckte Geheimnisse. Als man ihr den Namen nannte, ward sie bleich, ihre Hand zitterte, während sie noch den eben empfangenen Strauß hielt; sie wollte ihn zurückgeben, besann sich aber plötzlich eines Andern.

Am nächsten Vormittage schon überbrachte ihr ihre Dienerin die Karte eines Herrn, welcher um die Ehre bitte, seine Aufwartung machen zu dürfen. Diese Karte machte natürlich auf Amine denselben Eindruck, welchen gestern der Name gemacht, denn eben dieser stand auf dem Papier.

„Eine Fügung Gottes!“ murmelte Amine lächelnd. „Er kommt, um dem Fräulein Münter, der Künstlerin, seine Huldigung zu Füßen zu legen; er glaubt die Festung bereits halb erobert, nachdem er sie mit Brillanten beschossen; ich muß ihn in dem Glauben bestärken . . . Mütterchen, Du sollst gerächt werden!“

Die Jose erhielt den Auftrag, den Herrn herein zu führen.

„Mein Herr Onkel! Jetzt, Amine, zeig' daß Du Komödie spielen kannst!“ murmelte Amine in großer Spannung vor sich hin, und in das Zimmer trat — der Bankier von Wennberg, Chef des Hauses J. C. Kleinmeier und Comp.

Wie wir sehen, war er also nicht nur Diplomat, Politiker und Staatsbeglückter, er verehrte und unterstützte auch die Künste, und opferte er dem Staatswohl durch Worte, die lauter edle Perlen waren, so opferte er den Künsten, namentlich den Künstlerinnen durch Brillanten und Geschmeide, und wollten wir indiscret sein, so würden wir hinzu fügen, daß er in den letzteren Kreisen als sehr liberaler Mäcen bekannt war.

Herr von Wennberg kam also, um sich endlich persönlich bei der von ihm so angebeteten Künstlerin einzuführen, der er sich bereits auf eine so brillante Weise empfohlen hatte. Mit dem süßesten und verbindlichsten Lächeln auf seinem behäbigen Gesicht näherte er sich der schönen Amine, hauchte mit seinen Lippen über die ihm bereitwillig dargereichte Elfenhand und jubelte in seinem Herzen bereits über diese Eroberung, in welcher er die Krone aller seiner bisherigen, (beiläufig gesagt sehr kostspieligen) Erfolge erblickte.

Amine spielte ihre Rolle meisterhaft, sie umgarnte den Bankier dermaßen mit den Reizen ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit, daß dieser ganz wonnetrunken sich kaum auf seinem Stuhl zu erhalten vermochte und ihr mehrmals zu Füßen gesunken sein würde, hätte Amine nicht jedesmal, wenn sie ihn hiezu im Begriff sah, ihm plötzlich eine so strenge Miene gezeigt, daß er wieder für einige Minuten nüchtern wurde und zur Föhrung einer leidenschaftslosen Conversation im Stande war.

Als Herr von Wennberg sich endlich empfahl, nahm er die auf vielfache Erfahrung begründete Ueberzeugung mit sich, daß er es hier mit einer Dame zu thun habe, die keineswegs unbeflegbar sei (denn sie hatte ihm zu deutliche Avancen gemacht), daß dies aber einen großen Aufwand von Zeit, Mühe und Kosten erfordern werde. Zu all' diesem aber war er gern bereit, denn Aminens Schönheit hatte einen zu tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht.

Amine also dachte, während wir sie am Morgen in ihrer weißen Hausrobe im Sessel finden, an ihren Oheim, der ihr seitdem mehrmals ihren Besuch gemacht, immer liebetrunken von ihr geschieden war, und den sie in vollständige Verzweiflung versetzt, als sie ihm die Erlaubniß zu ferneren Besuchen nur unter der Bedingung gab, daß er ihr keinerlei Präsente mehr mache. Herr von Wennberg zerbrach sich also den Kopf, wie er der angebeteten Künstlerin seine Verehrung an den Tag

legen Wonne; denn fehlte es ihm, dem politischen Redner, auch nicht an Worten, so schienen ihm diese doch für seine beabsichtigte Eroberung im Boudoir einer Künstlerin als viel zu leichte Truppengattung.

Amine also dachte an ihren Oheim und ihre Intrigue; sie lächelte im Bewußtsein ihres Triumphs. Dann aber verschwand dieses Lächeln, ihr dunkles Auge hüllte sich in einen melancholischen Schleier, denn ihre Gedanken schweiften wiederum zu einer Person, die sie nun schon seit Wochen vergeblich erwartet, zu Vorbed, diesem garstigen Menschen, der es unter seiner Würde hält, einer Künstlerin seine Honneurs zu machen. So oft sie an ihn dachte, fühlte sie ein Weh im Herzen; die vornehmsten Cavaliere wetteiferten um ein Lächeln von ihr und stellten tausend Dummheiten an, um sich ihr bemerkbar oder angenehm zu machen, und er, der einfache Vorbed . . . Nein, sie wolte nicht mehr an ihn denken, sie wolte ihn vergessen, wie er sie vergessen und in einem Meer von Zerstreuungen, wie es sich ihr darbott, konnte das unmöglich schwer werden.

Eben jetzt, während sie nachdenkend dasitzt, sagte sie zum hundertsten Male in wenigen Wochen diesen Entschluß, sie erhob das Köpfchen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, um die einfältigen Gedanken zu verjagen, setzte ein herausforderndes Lächeln auf und nahm das ihrer Hand entfallene Journal, welches einen enthußastischen Artikel über ihre letzten Rollen enthielt.

„Alle sind meines Lobes voll und erheben mich in den Himmel,“ sagte sie, während wieder ein Wölkchen über den Sonnenschein ihres Lächelns strich, „nur dieser Winkler ignoriert mich vollständig in seiner Zeitung! Ein wahres Glück, daß nicht auch Vorbed Journalist, ich glaube, er würde mich fürchterlich heruntermachen!“ fuhr sie mit einem mocquanten Lächeln fort . . . „Ich möchte aber nur wissen, was ich eigent-

lich diesem Winkler zu Leide gethan habe! Er vermeidet mich; wo er nicht umhin kann, grüßt er mich, wie man den Hut vor einem Elephanten ziehen würde; er schweigt mich todt in seinem Journal . . . Doch, wozu mir deshalb Gedanken machen!" rief sie, das Blatt bei Seite werfend; ich habe ihn neulich um seinen Besuch bitten lassen, erwarten wir, ob er den Eigensinn so weit treiben wird, diese Einladung zu verschmähen!"

Amine wollte eben wieder in Nachdenken versinken, als ihre Jose herein trat und den Baron von Reineval meldete.

Er!" flüsterte Amine, während eine heftige Röthe in ihre Wangen stieg, die sie durch eine geschickte Bewegung der Dienerin zu verdecken wußte . . . „Der Baron ist mir willkommen!" setzte sie mit etwas unsicherer Stimme hinzu . . . „Großer Gott," rief sie für sich, als die Jose hinaus war, „ich fürchte mich vor ihm, vor mir selbst jedesmal, wenn ich mit ihm zusammen bin. Ich möchte ihn fern halten von mir, ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen, und dennoch . . . Ich liebe ihn nicht, Gott ist mein Zeuge," fuhr sie zitternd fort, „aber wie ich die Gewalt nennen soll, welche die Gegenwart dieses Mannes auf mich übt, ich weiß es nicht!" . . .

Robert trat herein, das Ideal eines jungen Cavaliers, tadellos vom Fuß bis zum Scheitel, in seinen Bewegungen jene unnachahmbare Rundung, für welche uns bei dem Mann der Ausdruck fehlt, die wir aber bei den Frauen mit Grazie bezeichnen. Eine sichtbare innere Aufregung hatte seinem von einem matten Gelb angehauchten Antlitz eine lebhaftere Färbung gegeben, welche seine Schönheit nur erhöhte, aus seinem blauen Auge sprach ein gewisser Schmerz, eine innere Zerknirschtheit, ein Zwiespalt mit sich selbst oder mit der Welt, dessen Ausdruck seinem stets heiteren und trostigen Antlitz sonst gänzlich fremd war. Sein ganzes Erscheinen hatte etwas Leidenschaftliches, als habe er sich soeben erst einer ihm peinlichen Scene entziffen.

Der junge Baron war Amine nicht mehr so fremd, wie wir Beide verlassen haben; mit jener dem Cavaller so geküßigen, liebenswürdigen und unabweisbaren Manier hatte er sich trotz Aminens Widerstreben bei ihr einzuführen gewußt, und als Amine, instinctmäßig schon damals die Gewalt fühlend, welche dieser junge Mann über sie zu gewinnen im Stande sei, wenn sie sich nicht vor ihm zurückziehe, bei ihrer Mutter Schutz gesucht, hatte Robert es verstanden, auch die Majorin durch seine persönliche Liebenswürdigkeit so schnell zu gewinnen, daß diese, die Gründe von Aminens Zurückhaltung nicht ahnend, auf Roberts Seite trat. So hatte denn Robert den ersten Sieg errungen, nach welchem ihm die übrigen ein Leichtes erschienen.

Amine hatte ihn nie in solcher Aufregung gesehen; sie fühlte noch das Bittern seiner Hand, als er die ihrige ergriff und einen Fuß auf dieselbe drückte, der ihr bis in das Herz hinein glühte. Auch Amine verlor ihre Sicherheit, als Roberts Auge schon beim ersten Gruß ihr mehr verrieth, als er bisher gewagt hatte. Vielleicht war er seiner selbst nicht ganz Herr, vielleicht war es Absichtlichkeit.

„Sie scheinen aufgeregt, Herr Baron; Ihnen ist etwas Unangenehmes widerfahren?“ fragte Amine verwirrt, während sie mit leiser Gewalt ihre Hand der seinigen entzog, und auf einen Sessel zeigte.

Robert suchte sich zu fassen und so ruhig wie möglich zu erscheinen; er zog den Sessel zu dem Aminens.

„Nichts Unangenehmes!“ antwortete er mit einem forcirten Lächeln. Nur ein kleiner Disput mit meiner stets kränklichen Mutter. Das Klima sagt ihr nicht mehr zu, sie verlangt nach Amerika zurück zu kehren, wohin ich sie begleiten soll.“

Amine erbleichte bei dieser Nachricht. Sie fühlte dies und machte sich selbst Vorwürfe, indem sie sich einzureden suchte, sie habe durchaus keine Veranlassung hiezu. Robert seinerseits

sprach keine Unwahrheit, und dennoch verschwieg er Aminens die Wahrheit. Seit acht Tagen hatte er die letztere nicht besucht, weil seine Mutter ihm das heilige Versprechen abgedrungen hatte, von Aminens zu lassen. Umher gejagt von seiner Leidenschaft, nirgendwo Ruhe vor derselben findend und immer das Bild Aminens vor Augen, war er endlich vor seine Mutter getreten mit dem Geständniß, er habe ihr ein Versprechen gegeben, das er zu halten nicht im Stande sei. Vergeblich hatte die Baronin ihn beschworen, ihn auf ihren Knien angefleht, diese Leidenschaft zu erlösen, ein Traum habe ihr gesagt, daß diese sein Verderben werde und niemals habe ein Traum sie getäuscht; sie hatte ihm vorgestellt, wie er heute von einem Wesen bezaubert sei, das er nach seiner Gewohnheit morgen wie ein zerbrochenes Spielzeug bei Seite werfe, sie beschwor ihn also, sich und dieses unglückliche Mädchen zu retten, da es noch Zeit sei. Robert aber hatte kein Ohr für vernünftige Vorstellungen, er stürzte fort, er irrte in den Straßen umher, ohne zu wissen, wo er sich befand, bis er endlich aufschaute und sich vor Aminens Wohnung sah.

Robert kannte die Sehergabe der Mutter; oft hatte er Gelegenheit gehabt, sie in ihren magnetischen Träumen Dinge erzählen zu hören, die dann mit erstaunlicher Genauigkeit eintroffen; seine Leidenschaft war aber gewohnt, alle factischen Hindernisse über den Haufen zu werfen, wie hätten ihn heute moralische zurück zu halten vermocht! Wenige Minuten darauf stand er vor Amine und ihr Anblick übte heute einen doppelten Zauber auf ihn, da er sie so lange zu meiden gezwungen war.

„Sie fragen mich, warum ich so aufgeregt, Sie fragen, ob mir etwas Unangenehmes passiert, aber Sie stellen mir nicht die eine Frage, warum ich so lange nicht zu meiner Heiligen gewallfahrtet!“ begann Robert, nachdem er sich gesammelt.

„Ist dies schon so lange?“ antwortete Amine möglichst unbefangen, denn es wäre eine Provocation gewesen, zu fragen, wer diese Heilige sei.

„Mir war es eine Ewigkeit!“

„Und wenn ich Ihnen nun diese Frage stellte, Herr Baron?“

„So würde ich antworten, daß ich inzwischen endlose Qualen erlitten, daß ich nirgendwo Ruhe und Rast gefunden, daß es mir war, als fehle mir die Seele, als fehle meinem Auge das Licht, meiner Brust der Athem, als wandle ich wie ein lebendig Todter umher.“

Amine schwieg verlegen, die Furcht beschlich ihr Herz von Neuem, denn Robert sprach das mit einer solchen Festigkeit, daß sie erschrad. Dennoch mußte sie sich selbst gestehen, daß er doppelt schön in diesem Affect.

„Sie fragen auch nicht, warum mir Alles das fehlte!“ fuhr Robert mit bitterem Vorwurf fort, indem er ihr kaum merkbar näher rückte. „Sie sind so gleichgültig, so kalt gegen mich, Amine, während ich doch mit Freuden mein Leben hingäbe, um Ihnen auch nur einen Augenblick trüben Nachdenkens zu ersparen! Amine,“ fuhr er fort, „zum ersten Male diesen Namen in ihrer Gegenwart aussprechend, „da Sie nicht fragen, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, was mich so elend machte, was mir selbst diesen Augenblick wie Feuer auf der Seele brennt!“

„Ein andermal, Herr Baron; ich bitte Sie darum! Sie sehen mich heute von meinen eignen Interessen so sehr beansprucht, daß es mich schmerzen sollte, wenn ich Ihrem Kummer weniger Theilnahme zu widmen im Stande wäre, als ich das Bedürfnis fühle.“

Amine glaubte durch diese Abschweifung glücklich an der verhängnißvollen Klippe vorüber zu kommen, vor der sie sich zu ihrem Schrecken gesehen; trotzdem zürnte sie sich selber über diese Ablenkung. War es weibliche Eitelkeit oder war es mehr,

was sie dennoch neugierig auf ein Bekenntniß machte, dessen Inhalt ihr keinen Augenblick zweifelhaft sein konnte. Sie bereute ihre Uebereilung und war doch thöricht genug, diese durch einen Blick wieder gut zu machen, der wie ein Funke in Roberts Herz fiel.

Ehe sich Amine dessen versah, hatte Robert ihre Hand ergriffen und preßte dieselbe an seine Lippen; und ehe sie ihm diese entziehen konnte, lag er kniend zu ihren Füßen. Eine verzehrende Gluth leuchtete aus seinem Auge, seine Züge waren in fieberhafter Spannung, seine Hand war heiß, während sie die ihrige fast convulsivisch drückte.

Amine fühlte sich von einem Schwindel befallen, es pochte in ihren Schläfen, in ihrer Brust, in ihren Pulsen. Sie versuchte sich zu erheben, aber sie vermochte es nicht; sie wagte nicht auf Robert hinab zu blicken, sie fühlte, daß ihr Antlitz glühte; ein Schleier legte sich vor ihr Auge. Es war ihr, als habe ein Zauber sie ganz plötzlich mit seinen Banden umschlungen. Ja, dieser Zauber und diese Bande nahmen alsbald wunderbare Formen und Gestalt an: ein Arm umschlang ihren Leib mit heftigem, leidenschaftlichem Druck, ein Kuß brannte auf ihre Lippen. Beides brachte sie einer Ohnmacht nahe.

Secunden verstrichen ihr in traumähnlichem, halb bewußtlosem Zustande; sie fühlte abermals einen glühenden Hauch, zwei brennende Lippen auf den ihrigen, sie fühlte ein Herz an dem ihrigen klopfen, sie hörte endlich den Namen Amine mit einer Inbrunst aussprechen, der alle ihre Lebensgeister wieder zusammen rief.

Mit einer gewaltsamen Anstrengung entriß sie sich der Zaubergewalt, ihr volles Bewußtsein kehrte zurück, ihr Blick klärte sich — mit einem Schrei sank sie in den Sessel zurück, denn sie sah Robert vor sich, dessen Armen sie sich entriß, der mit einer flehenden, so unendlich innigen Geberde sich ihrer

Hände wieder zu bemächtigen suchte und dessen Blick so demüthig um Vergebung bat.

Schweigend verhüllte sie das Antlitz; Thränen entperlten ihren Augen, Thränen des Glücks und der Verzweiflung zugleich. Neue und Selbstvorfürfe bestürmten ihre Seele, und dennoch empfand ihr Herz gleichzeitig ein Gefühl des Triumphes, des Glückes — beide Extreme kämpften in ihr um den Sieg.

„Verzeihung, Amine!“ hörte sie wiederum die so innige, stehende Stimme Roberts, während er wieder vor ihr nieder kniete und leise ihre Hände von ihrem Antlitz zu ziehen suchte. „Bürne mir nicht, Amine; sieh ich liebe Dich mit einer Gluth, die mich verzehren, die mich in den Wahnsinn stürzen würde, wenn Du mich zurückstiegest. Du selbst sahst ja, welche Gewalt ich mir that, indem ich diese Liebe zu ersticken, indem ich mich fern von Dir zu halten suchte, aber ohne Dich ist mein Leben eine Hölle, ohne Dich ist mir jeder Gedanke Verzweiflung, jeder Pulsschlag ein tödtlicher Schmerz . . . Amine, kannst Du mich lieben?“

In Aminens hatte der innere Kampf sich inzwischen zur Entscheidung geneigt. Sie öffnete das Auge, in dessen Wimpern eine Thräne perlte. Sie hatte sich den Muth erkämpft, Robert in das seinige zu schauen, ja sie hatte sogar die Kraft, seinen Blick zu ertragen.

„Herr Baron,“ sagte sie mit matter Stimme. „Ich bin schwach gewesen, ich bekenne es, und vielleicht trägt zu meiner Entschuldigung der Augenblick einen Theil der Schuld. Was Sie gethan, ich verzeihe es Ihnen, wenn ich überhaupt das Recht noch habe, zu verzeihen, doch unter der Bedingung, daß auch Sie vergessen . . . Thorheit wäre es von mir, Ihnen jetzt noch verhehlen zu wollen, daß in meinem Herzen, das leider den Eindrücken zugänglicher als es sein darf, eine leise Stimme für Sie spricht; aber nicht allein die Vernunft, dieses Herz

selbst gebietet dieser Stimme des Verrathes Schweigen und war es auch möglich, daß dieselbe in einem unbewachten Augenblick sich ein Recht anmaßte, das ihr nicht gehört, so wird sie fortan doch für immer erstorben sein.“

Sprachlos, das Auge zu Boden gesenkt, kniete Robert vor ihr. Sein Schweigen gab Amine Muth.

„Ich spreche zu Ihnen, Herr Baron, als zu einem Ehrenmann, dem ich volle Wahrheit schuldig bin, und diese ist mir selbst eine heilige Pflicht. Da es Ihnen gelang, mich zu überraschen, vielleicht liegt es mit in der nervösen Aufregung, in der ich mich befinde, seit ich die Bühne betreten. Ich ärgere Ihnen nicht, daß Sie das Recht des Mannes einem schwachen Mädchen gegenüber geltend machten, wenn Ihre Neigung wirklich eine aufrichtige ist; ich danke Ihnen für dieselbe und will sie mit ebenso aufrichtiger Freundschaft erwidern. Aber auch die Pflicht des Mannes werden Sie erfüllen, indem Sie das Vorgefallene vergessen, eben aus Rücksicht für die Schwäche dieses Mädchens. Ich kann, ich darf Ihre Liebe nicht erwidern! Lassen Sie sich diese Erklärung genügen und vergessen wir Beide!“

Roberts Liebe war in der That eine aufrichtige, aber eben nur eine solche, deren er überhaupt fähig war. Die Sinnlichkeit dominirte in derselben. Aminens Erklärung traf ihn anfangs wie ein Blitz, dann rührte ihn der Schmerz, welcher in ihrer Stimme lag, aber Beides war nur momentan. Aminens Worte überzeugten ihn, daß ihr Herz bereits einem Andern gehöre. Seine Leidenschaft hatte sich zwar nicht abgekühlt, aber sie gab wenigstens schon einer gewissen Ueberlegung Raum. Gehörte Amine wirklich einem Andern, wohl an, so galt es, sie diesem streitig zu machen, denn was heiligte in seinen Augen das Recht dieses Andern? Amine war unvorsichtig genug gewesen, ihm zu gestehen, daß in ihrem Herzen eine Stimme für ihn spreche, sie hatte auch ihm dadurch ein gewisses Recht auf

dieses Herz eingeräumt. Sie bot ihm Freundschaft, aber was war ihm die Freundschaft eines Mädchens!... Und dennoch überlegte er, der trotz seiner Jugend bereits die Erfahrung eines Feldherrn besaß, daß es gerathen sein könne, diese Freundschaft einstweilen als das für den Augenblick Erreichbare anzunehmen.

Mit einer allerdings aufrichtigen Verzweiflung erhob er das Auge wieder und schaute Amine lange und vorwurfsvoll in das ihrige. Er sah die Thräne in demselben, und konnte diese nicht ein Zeichen des Schmerzes sein, welchen die Entsagung ihr verursachte? Des Mannes Eitelkeit ist stets sehr schnell zu egoistischen Deutungen geneigt, und an der Robert'stung allerdings die Schwäche des weiblichen Geschlechtes für seine äußere Erscheinung einen großen Theil der Schuld.

„Amine,“ sagte er in schmerzvollem Ton, „wie gern küßte ich die Thräne aus Ihrem Auge fort, die ich Ihnen verurtheilt. Ich fluche mir, und dennoch spreche ich mich frei, denn ich kann ja nicht anders als Sie lieben! Sie sprachen soeben mein Todesurtheil, und dennoch liebe ich Sie!... Sie bieten mir Ihre Freundschaft, dieses kalte, elende Gefühl, das kaum des Wortes werth ist, in das es sich kleidet! Ich kenne die Freundschaft nicht, ich verstehe sie nicht, denn sie ist zu wenig für mein Herz; aber Sie wollen es und ich füge mich; ich nehme Ihre Freundschaft an, wenn Sie mir nur gestatten, Sie dafür zu lieben, zuweilen diese theure Hand zu küssen, einen lächelnden Blick aus Ihrem Auge, meinem Himmel, zu haschen und... die Hölle des Verschmähtseins in mir zu tragen!“ setzte er mit verzweifelter tonloser Stimme hinzu.

Amine bedurfte ihrer ganzen Kraft, um nicht aus ihrem Ton zu fallen. Sie sah ein, daß es nothwendig, diese Scene zu Ende zu führen, wenn sie nicht fernere Gefahr laufen sollte. Sie erzwang ein Lächeln und reichte Robert die Hand.

In diesem Augenblick trat die Jose ein und meldete eine

Dame, welche sie dringend zu sprechen verlange. Amine segnete diese Unterbrechung; wäre sie wenige Minuten früher gesehen, sie hätte ihr eine Niederlage erspart, welche die traurigsten Folgen haben sollte.

Amine fühlte, daß sie mit dem Stempel der Aufregung an ihrer Stirn unmöglich in Gegenwart eines jungen Mannes gefunden werden dürfe. Mit einem bittenden Blick auf Robert zeigte sie auf die Thür des Vorzimmers ihrer Mutter.

„Durch jene Thür erreichen Sie den Corridor!“ rief sie leise.

Raum war Robert verschwunden, als eine weibliche Gestalt in schlichter dunkler Kleidung, tief verschleiert auf der Schwelle erschien.

Diese Gestalt, diese Kleidung kannte Amine. Ein jäher Schreck durchbebte ihre Glieder, sie stieß einen leisen Angstruf aus.

XII.

Der Amerikaner.

In einer der ärmsten und entlegensten Vorstädte und in dieser Vorstadt wieder in einer der entlegensten, sich in das freie Feld verlierenden Gassen stand das letzte Haus wie ein verlassener und vergessener Vorposten. Es ist altersschwach und gebrechlich, steht auch so ganz außer der schnurgeraden Reihe, welche die übrigen, neueren Häuser bilden, und in der ganzen Straße wartet Alles darauf, daß endlich dieses Haus einmal verkauft und niedergerissen werde.

Das Haus ist wenig bewohnt; das Parterre hat ein Heim-

fabrikant gemiethet, in die obere Etage theilen sich ein alter pensionirter Beamter, der die freie Aussicht liebt, und eine alte Frau, die in der Stadt einen Erdbelladen hält, und der auch die Hälfte der großen Dachräume gehört, weil sie in diesen die Vorräthe aufbewahrt, welche in ihrem kleinen Laden keinen Platz finden. Es kann daher nicht auffallen, daß sie häufig ganze Ladungen oder Körbe von alten Kleidern oder altem Geräth hieher und auch wieder von hier zurücktransportiren läßt.

Dieser Bodenraum bestand früher aus zwei Wohnungen, für die sich keine Miether mehr finden wollten, weil es im Winter darin vor Kälte nicht auszuhalten war. Diese Dachwohnungen hatten zwei ganz getrennte Aufgänge und während die eine als Erdbellmagazin diente, hatte die andere mehrere Jahre leer gestanden.

Erst seit Kurzem hatte sich dennoch ein Philosoph gefunden, der die leere Dachwohnung, eine geräumige, aber gar nicht zu erwärmende Stube, und ein Kämmerchen bezogen. In der Nachbarschaft erzählte man sich, er sei ein alter Corporal, der ein kleines Kapital geerbt und von seinen wenigen Zinsen lebe. Pünktlich um eine bestimmte Stunde Mittags sah man ihn mit der kurzen Pfeife im Munde, einen tüchtigen Knüttel in der Hand selbsteinwärts marschiren und wenn er vor Einbruch der Nacht nach Hause zurückkehrte, war sein sonst grauer Schnurbart ganz weiß von Frost und Eis.

So auch kehrte er heut Abend nach Hause, kletterte rüstig die steile Treppe hinan zu seiner Wohnung, schritt durch die große Stube in das Kämmerchen, zündete eine Lampe an, machte sich sogleich an's Werk, um den kleinen eisernen Ofen zu heizen, und suchte ein Kreuzmohrenelement über das andere, als die Kohlen nicht brennen wollten.

Beim Schein der Lampe erkennen wir auch in ihm einen alten Bekannten, nämlich unsern Friedrich, den ehemaligen

Diener des Majors. Auch Friedrichs Verhältnisse sind ganz andere geworden. Nach dem Tode seines Herrn wandte er sich zur Residenz, um hier einen neuen Dienst zu suchen. Als er bei seiner Schwester anklopfen wollte, die er seit langen Jahren nicht gesehen, sagte man ihm, sie sei vor acht Tagen gestorben. Friedrich war nicht übermäßig traurig, zumal er hörte, daß die gute Schwester, die früher an einen Portier verheirathet gewesen, einige Tausend Thaler hinterlassen und daß er ihr einziger rechtmäßiger Erbe sei. Er beschloß, keinen Dienst mehr anzunehmen, sondern von den geringen Zinsen zu leben und sein eigener Herr zu sein.

So kam es, daß wir ihn in diesem Hause wieder treffen. Friedrich wohnte erst seit einigen Wochen in demselben und beschränkte sich während des Winters ganz auf das Kämmerchen, auf dessen Ofen er sich auch sein Mittagsmahl bereiteete. Anfangs war er hier nur durch eine Anzahl von Mäusen belästigt worden und lebte in tiefster Ruhe, als er diese alle weggefangen; dann aber, und namentlich seit acht Tagen, war es Abends ziemlich lebhaft nebenan in dem Trübelmagazin geworden; er hörte Stimmen, er hörte sogar hämmern und zerbrach sich vergeblich den Kopf, was nur da drüben vorgehen könne, denn die Wand war nur von Brettern errichtet, der Schall von drüben her klang aber trotzdem sehr dumpf, vermuthlich weil an dieser Wand eine Menge alter Plunder aufgehängt sein mochte.

Anfangs war Friedrich nur ärgerlich über diese Störung, denn er liebte die Einsamkeit und war ein wenig Menschenfeind geworden, dann aber ward er neugierig und zuweilen wollte es ihm erscheinen, als müßten da drüben ganz sonderbare Dinge getrieben werden, die nicht nothwendig zum Trübelgeschäft gehörten.

Friedrich hatte etwas vom Gensdarmen-Instinct in seiner Natur; er beschloß also, einmal aufzupassen, was für Leute

eigentlich die an der andern Seite des Hauses liegende Treppe der Tröblerin des Abends hinanstiegen. Friedrich legte sich auf die Lauer um die Zeit, wo er die Stimmen drüben zu hören pflegte und sah einige Männer von ganz unverdächtigem Aeußern ins Haus und die Treppe hinaufgehen. Ihnen nachschleichend hörte er, wie auf ihr Klopfen droben geöffnet wurde und eine alte Weiberstimme sie empfing.

Sonderbar war dieser nächtliche Besuch immerhin, denn was konnten diese Leute jeden Abend bei der Alten zu suchen haben! Indeß er ließ es gehen. Allmählig ward ihm aber die Sache doch interessant; er hörte sonderbare Reden, denn die da drüben mußten gar nicht wissen, daß diese anstoßende Wohnung seit Kurzem bewohnt war. Friedrich begann allmählig die Bretterwand zu untersuchen, um zu sehen, ob sich nicht irgendwo eine schadhafte Stelle finde.

In der That sah er bei dieser Untersuchung, daß die dem schräg herabfallenden Dach zunächst befindlichen Bretter, von denen die Lücke längst abgefallen war, nur lose zusammenhängen. Da den Tag hindurch drüben Alles still war, so machte er sich eines Morgens mit Brecheisen und Zange an's Werk; es gelang ihm, die beiden kurzen und schräg geschnittenen Bretter abzulösen und so eine Lücke in der Dachdecke zu machen, durch welche er allenfalls hindurch kriechen konnte.

Friedrich blühte sich, um zuvörderst einen Blick in die Nachbarschaft zu werfen. Es war Alles finster vor seinem Auge. Er streckte den Arm hindurch und faßte ein Stück wollenes Zeug, das er, als er die Lampe zu Hülfe nahm, als den Zipfel eines alten Mantels erkannte. Bei weiterer Untersuchung bestätigte sich seine Vermuthung: die ganze Wand war mit alten Garderobestücken behängt.

Er ließ sich auf die Knie nieder, kroch in die Oeffnung, wühlte sich vorsichtig durch die Kleidungsstücke und sah bald einen matten Lichtschimmer. Leise schob er das letzte Hinderniß

zurück und befand sich in einem Raum, dessen Wände allerdings alle mit Kleidern der verschiedensten Art garnirt waren.

„Tröbel! Nichts als Tröbel!“ brummte er, sich weiter wühlend und vorsichtig umher lagend. Niemand war hier. Friedrich stellte sich auf seine Beine, um seine eigentliche Recognoscirung zu beginnen, die denn auch das merkwürdigste Resultat hatte.

Rechts und links, halb unter den Kleidungsstücken verborgen, standen einige mit Messing beschlagene Holzlisten, in der Ecke stand ein kleiner Schmelzofen, auf einem Tisch standen und lagen zum Theil nur halb geleerte Gläser, zwei Leuchter mit tief herabgebrannten Richten und allerlei Goldschmieds- und Schlosser-Werkzeug. Ein Schraubstock hing an der Ecke dieses Tisches; daneben lagen einige verdrehte Dietriche, die Friedrich namentlich mit großen Augen betrachtete.

„Hm,“ brummte er, die Dinger hin und her besehend, „wo Dietriche sind, pflegen auch die Spitzbuben nicht weit zu sein. Die Sache fängt an, interessant zu werden!“

Friedrich untersuchte den Schmelzofen genauer und fand, daß an demselben noch vor ganz Kurzem gearbeitet worden sei; das bewiesen auch die umher liegenden Tiegel und Werkzeuge. So kam er an die Listen. Diese waren nicht verschlossen. Friedrich hob neugierig den Dedel der ersten und sah zu seinem Erstaunen eine Sammlung so ungleicher Gegenstände darin, daß er Anfangs seinen Augen nicht trauen wollte.

Da lagen nämlich goldne und silberne Uhren, Ketten, Hals- und Armbänder, Brochen, Ringe, silberne Becher, Löffel und Gott weiß was für Werthsachen so pêle-mêle durcheinander, als wären sie das elendeste Gerümpel von der Welt. Ja, was noch mehr war, einzelne derselben, wie z. B. Löffel, silberne Schlüssel und Leuchter waren gewaltsam zusammen gebogen, als sollten auch sie demnächst in den Schmelztiegel wandern.

Man sah, der Besitzer gab nichts auf die Form, sondern Alles auf das Wesen.

Die andere Kiste sollte Friedrich als Commentar der ersten dienen: in dieser lagen nämlich lauter schon eingeschmolzene Gegenstände, die zu unsörmlichen Silberklumpen geworden, ferner alte silberne und goldene Schaustücke, Platten zc., Alles von gebiegenem Silber. Es war kein Zweifel, daß man die größeren Silbersachen gleich zusammen geschmolzen und so hier untergebracht hatte.

„Das ist ja eine saubere Nachbarschaft!“ murmelte Friedrich. „Kein ehrlicher Christenmensch geht mit kostbaren und werthvollen Dingen so um, wie hier damit gehaust wird; was man ehrlich bezahlt, nimmt man in Acht und schmelzt man nicht zu unsörmlichen Klumpen zusammen; meine Nachbarin muß also ganz eigenthümliche Geschäfte betreiben, denen diese Klumpen hier nur als Deckmantel dienen. . . Daher also auch das Klopfen und Hämmern und was sonst hier getrieben wird! . . . Jedenfalls muß ich dahinter kommen. Um acht Uhr pflegen sie sich hier einzustellen, wenn ich also ein Viertelstündchen vorher mich dort hinter den Kleibern verstecke, so kann ich die ganze saubere Gesellschaft belauschen.“

Friedrich trat behutsam seinen Müßzug an, stellte die Bretter wieder an ihren Ort, verhielt sich den ganzen Tag stiller als sonst, um ja nicht seine Anwesenheit zu verrathen, und erwartete mit Sehnsucht den Abend. — Dieser kam und fand Friedrich auf seinem Posten hinter einem alten, bis auf den Boden herabhängenden Militärmantel und einem großen Schuppenpelz versteckt, durch welchen ersteren er sich ein Loch geschnitten, um hindurch lugen zu können.

Seine Geduld sollte indeß heute stark auf die Probe gestellt werden. Eine Stunde verging, ohne daß sich Jemand sehen ließ; es fröstelte ihn bereits trotz dem Pelz, der ihn halb verhüllte. Eben wollte er verdrießlich den Posten aufgeben,

als er polsternde Schritte und Stimmen vernahm. Gleich darauf traten zwei Gestalten herein. Die Eine von ihnen zündete das auf dem Tische stehende Licht an und Friedrich sah zwei noch junge, anscheinend dem besseren Arbeiterstande gehörende Männer vor sich, die ermüdet auf den Stühlen Platz nahmen.

„Die Alte ist heute hart dran gewesen, weiß Du schon?“ begann der Eine. „Man hat sie als der Hehlerei verdächtig abgeführt, sie hat sich aber gut heraus geschwindelt und nachgewiesen, daß die Perlenkette bei ihr von einer ganz unverdächtigen Person versteckt worden ist, und man kann sie höchstens wegen unbefugten Pfandleihens in Strafe nehmen.“

„Wer die fangen will, muß früh aufstehen!“ sagte der Andere lachend.

„Der Amerikaner will heute Abend mit der Kasse aufbrechen und den Kram da in Empfang nehmen,“ begann der Erste nach einer Pause wieder, auf die Kisten zeigend; „bin doch neugierig, wie viel davon auf unseren Part fallen wird. Er schickt all' das Zeug nach Amerika hinüber, verkauft es dort zu hohen Preisen und wir, die wir es anschaffen, bekommen ein Butterbrot dafür.“

„Für die kleinen Geschäfte braucht er uns, die großen macht er auf eigene Rechnung,“ sagte der Andere. „Er soll übrigens wieder was Wichtiges auf Händen haben. Die Kasse gab mir gestern so einen kleinen Wink. Ein Nordstern, dieser Amerikaner!“

„Kein Wunder; er hat ja die beste Gelegenheit! Er soll bei einem reichen und vornehmen Herrn dienen, kommt also in die größten Häuser, hat dort seine Verbindungen mit den Bedienten und braucht uns nicht, wenn es da ein Geschäft zu machen giebt.“

„Schlaumeier hat übrigens versprochen, heute Abend den Koffer mit zu bringen; der Amerikaner will ihn sprechen, weil er ihn

bei seinem Geschäft benutzen will. Der Junge scheint übrigens viel zu versprechen; man muß ihn zu erziehen suchen!"

Übermals Geräusch auf der Treppe, die Thür öffnete sich und herein trat Schlaumche, hinter ihm unser Sam, der unter dem Vorwande krank zu sein, heute frühzeitig seine Kammer gesucht hatte.

"Die Rosen ist schon drüben mit dem Amerikaner!" begann Schlaumche mit einem listigen Zwidern seiner Spitzbuben-Augen. "Ihr sollt die Kisten hinüber schaffen, er will mit ihr aufrechnen und dann sollen wir unsern Antheil in Empfang nehmen."

"Und wo bleiben die Andern?" fragte einer der Ersten.

"Sind vielleicht mit wichtigen Dingen beschäftigt. Die Rosen kann ihnen ja ihren Antheil aushändigen. Ich für meinen Theil brauche Geld, denn ich bin abgebrannt, und unser Sam da, der heute seine Instructionen von dem Amerikaner empfangen soll, braucht auch Vorschuß; wir sind total trocken gelegt."

Zu Friedrichs Erstaunen öffnete sich in der gegenüberstehenden Wand eine Thür; eine dicke Weibsperson mit rothen Backen, rother Nase und kleinen listigen Augen erschien in derselben und überblickte mit einer gewissen Protectormiene die Gesellschaft.

"Ist das der Rothe?" fragte sie, auf Sam zeigend.

"Allerdings, die Farbe ist nicht zu verwechseln, dünkt mich, Mutter Rosen!" antwortete einer der Ersten.

"Komm herein, mein Junge!" rief sie ihm freundlich zuwinkend. "Wollen mit Dir ein Wörtchen plaudern. Wenn Du zu gebrauchen bist, sollst Du's gut haben!"

Sam schaute sich die dicke Person mit frechem Lächeln an, warf noch einen Blick auf seine Kameraden aus dem Paradies und folgte der Alten, welche die Thür hinter ihm schloß.

"Weißt denn Du, Schlaumche, um was es sich eigentlich

handelt?" fragte der Eine. „Wir scheinen diesmal nicht mit-spielen zu sollen.“

„Weiß nichts davon," antwortete der Jude die Kessel zuckend und sich eine Cigarre anzündend. „Was heute auch nur wegen der Aufrechnung hier.“

„Wenn mir recht ist, hab' ich so was munkeln gehört; als gelte es einem nützlichen Besuch bei dem reichen Bankier von Wennberg!"

„Möglich! Ich weiß noch nichts davon!" betheuerte der Jude.

Friedrich spitzte in seinem Versteck die Ohren, als er den Namen Wennberg hörte.

Sam war inzwischen in einen weiten Saal getreten, dessen eine Wand sich schräg abbaute. Ein eiserner Ofen verbreitete eine glühende Hitze um sich her. An einem in der Mitte des übrigens ganz leeren Raumes stehenden Tische saß ein Mann, der den Kopf in die Hand stützte und den Qualm einer Cigarre vor sich hin blies.

Mutter Rosen trat von Sam gefolgt an den Tisch. Der Sitzende hob mechanisch den Kopf, während die erstere schweigend auf den Knaben deutete.

Sam seinerseits stand plötzlich wie eine Salzsäule da und gaffte den Mann mit offenem Munde an, denn dieser war kein anderer als der Ritter, dem er neulich durch die Straßen gefolgt und dem er ohnehin seinen Besuch zugebacht.

Auch Walter, denn dieser war es, schien durch Sam's Erscheinen nicht wenig überrascht.

„Du biß's!" rief er laut auflachend. „Doch schon gut, bist mir ebenso recht als wärst Du ein Anderer! Gib mir die Hand, Dursche; daß Du zu gebrauchen bist, davon hast Du mir schon den Beweis geliefert, es bedarf also einer Probe weiter nicht... Laßt den Juden hereinkommen, Mutter Rosen; wir wollen einen Rath halten!"

Schlammche wurde herein gerufen und kam wie ein Biesel heran geschlichen.

„Setz Dich!“ begann Walter mit befehlendem Ton und Wiene, sich auf seinem Stuhl rekend und die Beine von sich streckend. „Ich habe nicht lange Zeit, kommen wir also zur Sache . . . Dein Name ist Sam?“ fragte er diesen.

„Sam Kilian, ja!“

„Nun gut also, mein lieber Sam: Du bist in dem Hause des Bankier Wennberg?“

Sam bejahte dies.

„Du kennst die Lokalitäten seines Bureaus?“

„Da Schlammche es verlangte, schlich ich mich in das Haus und habe mir Alles genau angesehen.“

„Du weißt auch, wie man durch die nach dem Hofe führende Hinterthür in das Haus kommt?“

Sam nickte bejahend.

„Bist Du im Stande sein, uns von den Schlüsseln der eisernen Kiesel, welche die Thür zur Kasse schließen, einen Wachsabdruck zu verschaffen?“

Sam ward durch diese Frage ein wenig verlegen; er schaute den Amerikaner verblüfft an.

„Es handelt sich um eine Summe von mindestens hunderttausend Thaler. Zehntausend fallen davon auf Deinen Theil,“ fuhr dieser fort. „Du siehst also, daß Du Dein ganzes Lebensglück begründen kannst, wenn Du Dir die kleine Mühe giebst, einen Abdruck dieser Schlüssel zu verschaffen.“

Sein Lebensglück! Zehntausend Thaler! Der Klang dieser Summe durchsieberte den ganzen Burschen. Seiner Meinung nach hätte viel weniger genügt, sein ganzes Lebensglück zu begründen; er sah sich bereits als kleiner Millionär durch die Straßen stolziren.

„Nun?“ fragte Walter ungeduldig. „Ist da so viel zu überlegen? Kannst Du, oder nicht?“

„Ja, ja!“ plätschte Sam heraus in der Angst, sein ganzes Lebensglück sich entziehen zu sehen.

„Gut also. In acht Tagen treffen wir uns hier wieder, um dieselbe Stunde. Gelingt's Dir früher, so weist Du den Weg hieher oder laß mich durch Schlaum Bescheid erhalten... Du brauchst Geld, nicht wahr?“

Sam nickte begierig mit dem Kopf.

„Mutter Rosen, zahlen Sie dem Burschen fünfzig Thaler auf Abschlag aus... Du siehst, wir sind keine Knauser hier und wenn Du zu gebrauchen bist, sollst Du ein Leben führen wie der liebe Gott selbst... Jetzt geh' Deiner Wege, mein Sohn!“ sagte er, ihm die Hand reichend, die Sam mit einer gewissen Ehrfurcht hinnahm. „Mutter Rosen wird Dir das Geld zahlen. Uebrigens sei pünktlich, wie wir es hier gewohnt sind. Mit Schlaum und den Uebrigen hab' ich noch zu reden!“

Schlaumche flüsterte ihm zu, er werde ihn in einer Stunde im Paradies treffen. Mutter Rosen gab Sam einen Wink und Beide entfernten sich durch eine Thür im Hintergrunde.

Wer war glücklicher als Sam, da er sich auf der Straße sah. In seiner Hand lag eine schwere Rolle mit lauter blanken Thalern, die ihm Mutter Rosen vor seinen Augen abgezählt und in das Papier gerollt hatte; ihm war's, als werde es fortan Geld regnen, er berechnete schon, was er mit all' dem Gelde anfangen werde und in seiner tollen Freude machte er die wildesten Sprünge.

Plötzlich aber fiel er aus allen seinen Himmeln; er gedachte der Aufgabe, welche man an dieses Geld geknüpft, und diese Aufgabe schien ihm eine fast unlösbare. Wie sollte er, der elende Stalljunge, zu einem Abdruck der Schlüssel zur Hauptkassette seines Herrn kommen! Er zerbrach sich den Kopf, er sann hin und her, aber ihm wollte keine Möglichkeit einfallen. Endlich beschloß er, sich die Sache für heute wenigstens noch aus dem Sinn zu schlagen, morgen und übermorgen konnte er

ja genug darüber nachdenken; er hatte ja ganze acht Tage Frist vor sich.

Sam erschien es viel zu plebejisch, den weiten Weg bis zum Paradies zu Fuß zurück zu legen; Leute, die so viel Geld haben, brauchen nicht zu Fuß zu gehen. Er warf sich also in eine Droschke und fuhr als grand seigneur ins Paradies. Unterwegs öffnete er die Kasse und vertheilte das Geld sorgfältig eingewickelt in seine Taschen. Was war sein Dunkel Kilian doch jetzt für ein armer Schländer gegen ihn; er wollte darauf wetten, daß jener nicht halb so viel baares Geld besitze wie er!

* * *

Aber auch Sam sollte erfahren, daß es auf dieser Welt keine reine Freude giebt. Als er nach glücklich verschwärmten Stunden, noch berauscht von den schwarzen Blicken und Liebesküssen seiner Geliebten, die heute doppelt feurig gewesen, weil Sam wieder Geld hatte, um zwei Uhr Morgens nach Hause zurückkehrte, war die Reiter verschwunden und die Kule geschlossen.

Sein Schreck ernüchterte ihn augenblicklich. Der Jude konnte ihm diesen Streich nicht gespielt haben, denn er hatte sich eben erst von ihm getrennt; es war also nichts wahrscheinlicher als daß Dunkel Kilian hinter seine nächtlichen Ausflüge gekommen und ihn ausgesperrt habe. Dies war um so verhängnißvoller, als es für Sam gerade jetzt nothwendiger als je war, unbeobachtet zu bleiben, und dieser Fall konnte ihn um sein ganzes „Lebensglück“ bringen.

Indeß Sam besaß Geistesgegenwart. Spornstreichs eilte er zur nächsten Apotheke, lärmte einen Gehilfen dort aus dem Schlaf und verlangte ein Mittel gegen Zahnschmerzen. Dann kehrte er auf anderm Wege zurück, stellte sich einige Minuten aufs jämmerlichste wimmernd unter das Fenster von Kilians Schlafzimmer und wagte es endlich, an der Thürglode zu ziehen.

Abraham hörte er schwere Holzantoffeln auf dem Flur klappern. Die Thür öffnete sich und Daniel Kilian erschien in seinem Antschepelz und Unterhofen, die gewichtige Hand erhoben, um seinen Nessen mit einer fürchterlichen Ohrfeige zu empfangen.

Sam aber wußte diese zu pariren. Wieder stieß er sein klägliches Gewimmer aus; legte die Backe in die Hand und wiegte den Kopf unter entschlichen Schmerzen.

„Du Lungenichts, wo kommst Du her und wo treibst Du Dich in der Nacht herum?“ fuhr ihn Kilian trotzdem an.

„Ach, ich bin so elend, Daniel, ich konnt' es vor Jabschmerz nicht aushalten; um Euch Beide nicht zu stören, setzte ich mir eine Leiter an die Luke und lief zur Apotheke; als ich wieder kam, war sie verschwunden und ich mußte Dich deshalb doch wecken.“

Meister Kilians gutes Herz war leicht herum zu kriegen. Zweifelnd schaute er den Jungen an, aber das Fläschchen in Sams Hand und die Natürlichkeit, mit welcher er seinen Schmerz erheuschelte, stimmten ihn um. Er mußte ins Zimmer; Frau Kilian rief aus ihrem Bett, man solle den Jungen, wenn er so starke Schmerzen habe, nicht in die kalte Kammer schicken, sondern ihn auf dem Sopha beim warmen Ofen schlafen lassen. Der Oheim brummte zwar noch Einiges über die nächtliche Ruhestörung, suchte aber dann sein Bett und so vermurmelte sich denn das Unwetter, das über Sams Haupte geschwebt.

XIII.

Das Urtheil der Welt.

Wie verließen Amine beim Eintritt einer weiblichen Gestalt, deren Anblick sie erzittern machte. Diese Gestalt hatte sich

ihrer Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt, an diese Gestalt knüpfte sich so entsetzliche Erinnerungen, daß das arme Mädchen die Lehne des Sessels ergreifen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Inzwischen verließ die Fremde unaufgefordert die Schwelle, schritt ins Zimmer und schlug in kurzer Entfernung von Amine den Schleier zurück.

„Susanna!“ rief Amine halblaut, mit einem tiefen Seufzer; ihre Knie bebten, es war ihr, als müsse sie zusammen sinken, da sie in das unheimliche Auge dieses Weibes schaute.

War sie es nicht gewesen, die den Tod ihres Vaters prophezeit? War dieser Tod nicht mit so entsetzlichen Umständen verknüpft gewesen, die sie sich heute noch nicht klar machen konnte? Und überließ Amine nicht jedesmal ein eiseses Frösteln, wenn sie an jenen mysteriösen Abend dachte, welcher dem Tode des Vaters vorangegangen?

Mehrere Jahre lang hatte sie als sorgloses Mädchen dieses Weib trotz dem Verbot der Ältern wie eine mütterliche Freundin betrachtet; gerade das Geheimniß, welches dieses Weib damals umgab, hatte es ihr so interessant gemacht; nach jenem Abend aber empfand sie ein Grauen, wenn sie an Susanna dachte, um wie viel unheimlicher mußte ihr das leibhaftige Erscheinen derselben sein!

„Du erschrickst vor mir, Amine,“ begann Susanna mit matter und kranker Stimme, wie denn überhaupt ihr Antlitz das Gepräge des tiefsten Leidens trug, welches ihrem Auftreten etwas Gespenstisches gab. „Du ziehst Dich vor mir zurück, Amine,“ fuhr sie fort, als sie sah, daß Amine unwillkürlich und todesbleich einen halben Schritt zurück that. „Du hast mir Dein Gedächtniß bewahrt, aber es scheint, als habe ich wenig Ursache, Dir dafür zu danken.“

Amine wollte sprechen, aber das Herz pochte ihr so heftig in der Brust, daß ihr die Stimme fehlte. Eine Ahnung sagte

ihr, daß das Erscheinen dieses Weibes auch heute nichts Gutes bedeuten könne. Zudem — wie die Erinnerung oft launenhaft und scheinbar unmotivirt die seltsamsten Wege und Richtungen mit uns einschlägt — lehrte ihr gerade jetzt zum ersten Male der Moment ins Gedächtniß zurück, wo sie Roberts Gestalt am Abend in Susannas Zimmer zu erblicken geglaubt hatte.

Robert war soeben verschwunden, der Zufall führte gleich nach ihm dieses Weib zu ihr — vielleicht war gerade das an dieser Erinnerung Schuld.

„Du hast keinen freundlichen Gruß für Susanna!“ fuhr diese mit hohler Stimme fort, als Amine noch immer sich nicht ganz zu sammeln vermochte.

„Verzeihen Sie, Susanna!“ antwortete die Letztere endlich, indem sie vortrat und mit einer gewissen Angst ihr die Hand entgegen streckte. „Das Ueberraschende Ihres Erscheinens... ich war ohnehin so aufgereggt...“

Susannas Blick haftete forschend auf dem Antlitze Aminens, als wolle sie die Ursache dieser Aufregung errathen, und wie es schien, glaubte sie dieselbe auch errathen zu haben. Der Schmerz auf ihrem eignen Antlitze nahm deutlichere Conturen an, Amine bemerkte, daß auch sie zittere, und plötzlich von Mitleid hingerissen, nahm sie Susannas Hand und führte sie zum Sessel.

„Ich danke Dir, Amine,“ sagte sie, sich niederlassend; „Du siehst mich heute noch so kränklich und hinfällig wie damals, ja mehr noch als damals! Du kennst ja mein Uebel; die Lebenswege und Schicksale Anderer drängen sich in meinen Schlummer und rauben mir die Ruhe, die meinem schwachen Körper so nothwendig wäre; ich finde keine Rast mehr, und selbst wenn sich mein Auge schließt, irrt mein unseliger Geist rastlos umher; wachend oder schlummend ist mir das Leben eine ununterbrochene Last!“

„Arme Susanna!“ sprach Amine mit einem theilnahmenvollen Blick.

„Vielleicht, Amine,“ fuhr Susanna fort, „berechtigt mich das Andenken, das Du mir bewahrt hast, sehr wenig, bei Dir zu erscheinen, aber Du weißt, ich liebte Dich, als Du noch ein sorgloses Mädchen warst. Noch heute ist meine Theilnahme für Dich dieselbe, und eben diese ist es, die mich zu Dir führte, nicht Neugierde, nicht der Wunsch, Dir lästig zu sein. Das Schicksal hat mir die traurige Aufgabe gestellt, Dir zum zweiten Male zur Prophetin zu werden. . . Erschrick nicht,“ fuhr sie fort, als sie Aminens Antlitz sich wieder entfärben sah, „diesmal ruht Dein Loos in Deiner eignen Hand, ich komme nur als Warnerin zu Dir und ich flehe zu Gott, daß er Dir Kraft und Entschlossenheit gebe.“

Amine starrte Susanna sprachlos an; eine entsetzliche Furcht beschlich sie aufs Neue, als sie sah, daß ihre Ahnung sie nicht getäuscht hatte.

„Susanna, sei barmherzig!“ . . .“ flüsterte sie endlich in ihrer Todesangst und faltete flehend die Hände, während ihr Auge so demüthig zu Susanna aufschaute.

Ein schmerzliches Lächeln überslog Susannas Züge.

„Fürchte nichts, Kind!“ antwortete sie. Was ich Dir zu sagen habe, sei nur an Deine Klugheit, an Deine Vernunft gerichtet. Du hast einen Lebensweg betreten, auf welchem die Meisten straucheln, wenn sie ihn überhaupt noch mit reinem Herzen betreten; diese Vernunft, diese Klugheit müssen auf solchem Wege Dein einziger Leitstern sein. Und doch bist Du schon im Begriff, Amine, ein Opfer der Schlingen zu werden, welche die Welt der Eitelkeit, der Thorheit und des Betruges den Harmlosen auf diesem Wege auslegt.“

„Susanna ich verstehe Dich nicht! Ich fürchte mich, Dich zu verstehen!“

„Und dennoch rede ich deutlich! Du liebst, Amine, weil Du geliebt wirst!“

Amine sagte, dann senkte sie betroffen und verlegen den Blick.

„Du bist im Begriff, das bedauernswerthe Opfer eines Jünglings zu werden, welcher der Rosen schon so manche erpflückt hat und auch Dich zertreten wird!“

Gluthroth färbten sich Aminens Wangen, dennoch glaubte sie sich sagen zu dürfen, daß sie vor einer durchaus ungerechtfertigten Anklage zittere, denn sie glaubte ja soeben erst einen, freilich sehr trügerischen Sieg über die Versuchung davonzutragen zu haben.

„Du irrst, Susanna!“ antwortete sie, sich fassend, aber mit unsicherer Stimme.

„Ich irre nicht!“ rief Susanna mit einer gebieterischen Geste. „Sei aufrichtig, Amine, denn Du weißt, es wäre Thöricht, mich täuschen zu wollen! . . . Du liebst!“

„Ja, Susanna,“ erwiderte Amine mit trübem Lächeln, „ich liebe! Ich ward auch wieder geliebt, ich war so glücklich! Seit ich aber die Bühne betreten, fürchte ich verschmährt, verachtet zu sein! . . . Du siehst, ich bin aufrichtig!“

Eine merkwürdige Veränderung ging in Susannas Antlitz vor; es war als tauche in ihr eine plötzliche Freude auf, als jauchze ihr Herz, das soeben noch so schmerzlich geblutet. Dennoch kämpfte der Zweifel schnell wieder diese Freude nieder.

„Und doch sah ich Dich in den Armen eines Jünglings, dessen Antlitz die Verführung selbst, dessen Seele ein verzehrendes Feuer, dessen Leidenschaft Alles vernichtet, was er in seine Arme schließt!“

Amine sah sich auf einer Unwahrheit ertappt. Wäre Susanna nicht noch immer für sie die Seherin gewesen, sie würde geglaubt haben, belauscht worden zu sein. Sie schwieg, sie wagte nicht, sich zu vertheidigen, sie stand wie eine Sünderin vor Susanna.

„Du antwortest nicht,“ fuhr diese mit wieder aufsteigender Angst fort. „Du suchtest mich zu täuschen, Du erlagst eine Unschuld, deren Du Dich nicht mehr rühmen darfst!“

Eusanna sprach diese letzten Worte mit so strafendem, halb verächtlichem Ton, daß Aminens ganzer Stolz sich empörte. Im vollsten Bewußtsein ihrer Reinheit und mit vor Entrüstung flammendem Auge erhob sie sich heftig.

„Was ich sprach, ist Wahrheit,“ rief sie mit fester Stimme; „was ich Dir verschwiegen, glaubte ich in meiner eignen Brust verschließen zu dürfen. Eusanna, die Du älter und unendlich viel erfahrener bist als ich, soll ich, ein Kind noch Dir gegenüber, Dir eine Wahrheit ins Gedächtniß rufen, welche mich die kurze Zeit meiner Selbständigkeit bereits gelehrt hat? Nimm dem Weibe die Engelsfittiche, mit welchen die Poesie ihres Bernses sie bekleidet, zeige der Welt die Schwächen, deren das Weib in Stunden der Vereinsamung und der Anfechtung fähig ist, und diese schwächliche Welt wird in dem Weibe nichts mehr sehen als ein armes, hilf- und schutzloses Geschöpf, das der Schonung, ja wohl sogar des Mitleids bedarf, wenn es nicht ein Opfer seiner eignen Schwäche werden soll. . . Ja, damit Du siehst, wie sehr ich die Wahrheit liebe, wisse denn; vor wenigen Minuten noch erlebte ich einen solchen Augenblick der Schwäche; hingerissen von der dämonischen Gewalt der Verführung, mit von ihr befohlenem Herzen, verrathen von der schlummernden Vernunft, waren meine Sinne wie von einem Rausch umfungen. Ich wäre vielleicht das Opfer dieses Augenblicks geworden, wenn nicht mein guter Engel mir zu Hülfe gekommen wäre, nämlich meine Liebe für einen Mann, der, ich bekenne es, mir seine Verachtung für den Beruf an den Tag legt, welchen ich erwählt. Ich schämte mich dieser Liebe, mein Stolz, meine Eitelkeit empörten sich thörichterweise gegen dieselbe und sie auch waren es, die mich entwaffneten, als ich gerade ihrer Hülfe am meisten zu meinem Schutze bedurfte,

denn was bliebe uns ohne den Stolz des reinen Bewußtseins! . . . Diesen Stolz, Susanna, ich habe ihn mir bewahrt! Daß ich schwach sein konnte, ich vergab es mir vorhin nicht, jetzt aber, da man mir einen Vorwurf daraus macht, jetzt ist gerade dieser Vorwurf mein Stolz, denn was ist die Tugend, die von der Versuchung nicht geprüft worden! . . . Dies ist Alles, was ich Dir zu bekennen habe, Susanna! Ich habe mir die Reinheit meines Herzens bewahrt und ich bitte Gott, daß er sie mir auch ferner bewahren möge! Blick in dies Auge und sieh, ob es der Lüge fähig!"

Amine hatte dies mit einer Höhe, mit einer Begeisterung gesprochen, die ihr ganzes Wesen verklärten und sie unendlich viel schöner machten. Susanna sah die ungeschminkte Wahrheit, welche aus ihren Worten, aus ihrem Auge sprach. Auch sie erhob sich, sie ergriff Aminens Hand, zog sie an sich und preßte sie mit einer Innigkeit an's Herz, welche dem Mädchen wohl that. Sie ahnte nicht den Eigennutz, welcher Susannas Schritte geleitet, sie sah nicht, wie diese innerlich jubelte, wie ihr eine Centnerlast vom Herzen gewälzt war; sie glaubte, in ihr nur die mütterliche Freundin wieder zu sehen, welche sie ihr einst gewesen war.

„Habe Dank, tausend Dank, Du edles Kind!“ rief Susanna mit inniger Nährung. „Der Himmel bewahre Dir die Unschuld Deines Herzens und mache Dich so glücklich wie Du verdienst!“

Thränen standen in den Augen Susannas. Amine vergab ihr so bereitwillig die Anklage, welche sie gegen sie erhoben; sie war vollständig mit ihr ausgesöhnt und selbst die unheimlichen Erinnerungen, welche sich für sie an Susanna knüpften, waren gänzlich in den Hintergrund ihrer Seele getreten.

Amine hat jetzt Susanna bei ihr zu verweilen; sie erzählte ihr, wie sie auf diese Bahn gelenkt worden, sie war ja so glücklich, eine alte Bekannte als Zengin ihres Glückes zu haben.

Indeß sie fand Susanna weit weniger theilnehmend als sie erwarten durfte; dieselbe war zerstreut, hörte nur mit halbem Ohr und schien mit sich selbst beschäftigt. Auch auf Aminens Fragen nach ihren Schicksalen ging sie nicht ein, obgleich Aminens Zartgefühl ihr nicht erlaubte, nach der Ursache ihres damaligen plötzlichen Verschwindens zu fragen. Susanna erhob sich, sie unterbrechend, versprach, Amine noch einmal zu besuchen, ehe sie diese Stadt wieder verlasse, wohin sie nur Familienverhältnisse gerufen, und eilte davon.

Als Aminens Mutter von ihrer Morgenpromenade zurückkehrte, fand sie die Tochter traurig und mit vom Thränen gerötheten Augen. Keine Fragen vermochten derselben ein Geständniß abzulocken. Amine warf sich an die Brust der Mutter und brach in lautes Schluchzen aus.

Langsam suchte diese vergebens nach der Ursache dieses Schmerzes, sie bot alle Trostmittel auf, Aminens Schluchzen aber ward immer heftiger. Endlich schien dieser Schmerz in Worten Erleichterung zu finden und dieser entlockte ihr einen Namen, auf welchen die Mutter am wenigsten vorbereitet war.

„Vorbed!“ schluchzte sie . . . „Mutter, warum hat mich Vorbed verlassen, warum mißachtet er mich und wodurch habe ich diese Mißachtung verdient, die mir schon so unsäglichem Schmerz bereitet! . . . Mutter, Du weißt es nicht, daß ich ihn liebe, ich selbst wußte es ja nicht, ich entbehrte ihn erst, als er mir den Rücken wandte, und als er mich fühlen ließ, daß ich seine Achtung verloren . . . Mutter, dieses Bewußtsein vernichtet mich, es kostete mich so viel schlaflose Nächte, in denen ich mein Kissen mit Thränen feuchtete. Ich nahm mir vor, ihn zu vergessen, ich glaubte auch, es sei mir bereits gelungen, aber ich fühle, ich bedarf seiner. Beschwöre Du ihn, er solle mich nicht verachten; sag' ihm, er thue mir Unrecht, der Gedanke, von ihm verkannt zu werden, sei mir fürchterlich! . . . Ich selbst hätte es ihm so gern gesagt, ich hätte es ihm an-

beuten können, aber er meidet uns ja und mein Stolz, mein Trost verbot mir, ihn zu rufen. Er hätte mich ja doppelt verachtet, wenn ich ihm aufdringlich erschienen wäre, und vielleicht, ja vielleicht hätte er mir auch eine doppelte Demüthigung bereitet, die ich dann selbst verschuldet hätte!"

Aminens Mutter ließ nichts unbenutzt, um sie zu trösten, obgleich sie selber nicht wußte, wie sie Vorbed wieder herbeiziehen sollte, denn dieser hatte sich seit jenem erwähnten Besuche nicht mehr blicken lassen und schien jede Wiederannäherung zu meiden.

Indeß, Amine sollte noch größere Demüthigungen erfahren, welche die Heiterkeit und Unbefangenheit ihres Gemüthes gänzlich trüben mußten.

Sehr bald von dem Mißverhältniß ihrer Lage und ihren unabweisbarsten Bedürfnissen überzeugt, lebte sie höchst eingeschränkt und vermied jeden Luxus, der ihr nicht durch ihre Stellung dringend geboten war. Von ihren Collegen und Colleginnen indeß wollte Niemand eine solche Einschränkung begreifen.

„Wenn man so glücklich ist, von dem schönen und reichen Baron von Reineval protegirt zu werden, wie kann es Einem da an etwas mangeln; man legt entweder das Geld auf Zinsen oder man hält sich heimliche Equipagen!“ hörte sie am nächsten Morgen den ersten Liebhaber, der mit Aminens Concurrentin in einem zärtlichen Verhältniß stand, mit einem maliciösen Seitenblick ausrufen.

„Ja, man spielt vor der Welt die Prübe und doch hat man gestern Vormittag den schönen Baron aus einem gewissen Hause kommen gesehen. Er soll sehr erschaufrt ausgesehen haben!“ setzte die Rivalin Aminens spöttisch hinzu.

Diese aus den Coulissen heraus gesprochenen und von einem hämischen Gelächter begleiteten Worte brachten Amine so außer

Fassung, daß sie ihr Stichwort überhörte und die Scene noch einmal von vorne probirt werden mußte.

Als Amine nach Hause kam, warf sie sich laut weinend auf das Sopha und verhüllte das Antlitz im Taschentuch. Nicht das erste Mal war es, daß Neid und Mißgunst im Theater ihre Pfeile auf sie abgeschossen, aber das erste Mal, daß diese ihr Herz so empfindlich getroffen. Obgleich sie ohne Illusionen das Theater betreten, hatte sie es dennoch von der liebsten Seite betrachtet; sie sollte erst erfahren, in welch' ein Wespenneß sie sich gewagt. Ebenso mußte sie sich jetzt, aber zu spät, den Vorwurf machen, daß sie zu Anfang die Schuldigungen Roberts allzu unbefangen geduldet, ohne zu überlegen, daß sie jetzt der Welt gegenüber eine exponirte Stellung eingenommen, mit welcher die Mehrzahl des Publikums die weibliche Tugend überhaupt unvereinbar glaubt, während doch in der Wirklichkeit am Theater die Tugend wohl sehr möglich, leider aber nicht sehr üblich ist.

Noch hatte sie sich nicht ganz getrübt, als sie den von ihr ja so sehnlich erwünschten Besuch des Dr. Winkler erhielt. Winkler war der einzige, der sie erfolgreich gegen diese elenden Cabalen und Verläumdungen ihrer Colleginnen schützen konnte. Er aber trat heute zu ihr ein mit einem Gesicht, als besuche er das ihm gleichgültigste Wesen von der Welt. Amine wagte es nicht, mit ihm gerade über Das zu sprechen, was ihre Seele bedrückte; sie fürchtete sich jetzt, weil sie sich bewußt war, nicht ganz schuldlos zu sein. Endlich sagte sie dennoch Muth.

„Herr Doctor,“ begann sie, „es gab eine Zeit, und diese ist noch nicht lange verflossen, wo Sie mir Ihre ganze Theilnahme schenkten. Was habe ich gethan, daß Sie mir dieselbe entzogen in dem Augenblick, wo ich den Schritt zur Bühne that, den Sie selbst mir doch rathen? Und weshalb haben Sie mir Ihre Achtung entzogen?“

„Ich achte Sie, mein Fräulein, wie ich Jeden achte, der

mir nicht Ursache zum Gegentheil gegeben," antwortete Winkler kalt.

„Aber Ihre Theilnahme, Ihre Freundeshand entzogen Sie mir, deren meine Unerfahrenheit doch sehr bedurfte!“

„Das geschah, weil ich mich an jenem Abend überzeuge, daß Sie nicht so unerfahren, wie ich glaubte.“

Amine erröthete. Adermals eine Beleidigung und aus dem Munde dieses Mannes!

„Ich bitte Sie, sich deutlicher auszudrücken, Herr Doctor!“ sagte sie mit einiger Bitterkeit.

„Dies ist leicht ausgedrückt, mein Fräulein,“ antwortete Winkler. „Ich achtete Sie hoch, sehr hoch; ich hatte mir vorgenommen, Ihnen mit Rath und That zur Hand zu sein, Ihnen den schwierigen Weg zu ebnen, den Sie betreten, weil Ihre Herkunft, Ihre Erziehung, Ihr ganzes Wesen mir sagten, Sie seien eine Perle unter der falschen Waare, mit der unser eins täglich hier zu verkehren hat. Ein einziger unbewachter Augenblick während Ihres Debuts, mein Fräulein, genügte Ihnen aber, um sich gleich den Uebrigen würdig anzureihen...“

„Und dieser Augenblick, mein Herr?“

„War derselbe, in welchem Sie am ersten Abend durch unbefonnene Blicke auf der Bühne Ihre Bekanntschaft mit dem in der Loge sitzenden Baron von Reinsdal verriethen.“

Amine erbleichte. Auch aus Winklers Munde denselben Vorwurf zu hören, das war ihr ein Donnerschlag. Winkler erhob sich, um sich zu entfernen; sie aber durfte ihn nicht fort lassen, ohne sich gerechtfertigt zu haben. Mit derselben Kälte nahm er auf ihr dringendes Verlangen seinen Platz wieder ein.

Amine begann jetzt, ihm zu erzählen, wie sie den jungen Baron bei Victorine kennen gelernt, als diese in ihrer Vaterstadt eingegirt gewesen; sie betheuerte ihm, daß sie mit Robert vor ihrem Debut kein Wort gewechselt, sie sei an jenem Abend nur überrascht gewesen, ihn wieder zu sehen.

Auf Winkler schien diese Erzählung wenig Eindruck zu machen.

„Fräulein Victorine ist ein liebenswürdiges Geschöpf, sie hat leider selbst an der Bühne ein Herz bewahrt, das viel zu edel für ihre Umgebung. Thörichterweise hängt sie noch jetzt an diesem Kous mit einer Leidenschaft, welche ihr Tod sein wird.“

Amine starrte den Doctor mit sprachlosem Entsetzen an. Winkler bemerkte dies und wußte sich ihre Aufregung nicht zu denken.

„Ich darf nicht vermuthen, Ihnen soeben etwas Neues erzählt zu haben,“ warf er gleichgültig hin. „Einmal schon gelang es der armen Victorine mit unendlicher Selbstverleugnung sich von diesem jungen Mann loszureißen, weil sie einsah, daß ihre Leidenschaft sie ins Verderben führen werde. Aber ihr Herz ist eben so schwach wie es edel ist; sie kehrte zu ihm zurück, um dann von ihm auf die schändlichste Weise verrathen zu werden.“

Aminens ging ein entsetzliches Licht auf; deßhalb hatte sich Victorine, nur um ihn eilig zu fliehen, bei jener Gesellschaft engagiren lassen, die so tief unter ihren Leistungen stand, deßhalb verstummte Victorine damals in der kleinen Vaterstadt, als Amine sie fragte, wie sie unter diese Gesellschaft habe gerathen können.

Winkler schien aus Aminens Aufregung dennoch die Ueberzeugung zu schöpfen, daß dieselbe weniger mit den von ihm berührten Verhältnissen bekannt, als er vermuthen dürfte.

„Verrathen!“ murmelte sie endlich vor sich hin, als sie wieder Worte fand. „Sie sagten, er habe sie verrathen!“

„Unsre Sprache hat keinen andern gemäßigten Ausdruck für diesen Aushustreich, mein Fräulein, ich muß mich also mit diesem behelfen. Der Baron von Reineval verrieth Victorinens Liebe, um Ihnen sein Herz zu Füßen zu legen — und wie die Welt behauptet, nicht ohne Erfolg. Wie Sie wissen,

ist Victorine seit dem Abend Ihres Debüts erkrankt; die Aerzte thaten ihr Möglichstes, sie zu retten, doch ist ihre Genesung wieder in Frage gestellt, da sie heute Morgen einen wiederholten Blutsturz gehabt hat."

Amine war durch des Doctors unbarmherzige Worte vollständig niedergeschmettert, denn dieselben wälzten eine Schuld auf sie, von der sie keine Ahnung gehabt. Wie edel und aufrichtig war ihr Victorine entgegengekommen, und sie, nur mit sich selbst und dem frohen Bewußtsein ihrer künstlerischen Erfolge beschäftigt, hatte der Armen bei der Nachricht von Victorines Erkrankung allerdings zweimal einen Besuch gemacht, doch war sie nicht angenommen worden, und verletzt hiedurch hatte sie ihre Krankenbesuche eingestellt. Jetzt sagte man ihr, daß sie die Schuld an Victorinen's Leiden, und trotz ihrer Verwirrung hatte doch Alles einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht zweifeln konnte. Aminens Herz blutete. Noch war es vielleicht Zeit.

"Herr Doctor," rief sie, indem sie schnell zu ihm trat und seine Hand erfaßte. "Halten Sie mich wirklich für so schuldig, wie ich Ihnen vielleicht erscheinen mag?"

Winkler schwieg; er wollte sich und ihr eine bejahende Antwort ersparen.

"Und wenn ich Ihnen nun schwöre, daß ich keine Ahnung von dem schweren Unrecht gehabt habe, daß ich Victorinen zugefügt, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich sofort zu ihr eilen will, um sie, die so gut und edel gegen mich war, auf meinen Knien um Verzeihung zu bitten?"

Der Doctor blickte ihr tief und forschend in das so sonderbar glühende Auge; er, der gewohnt war, in dieser Sphäre seiner Bekanntschaft viel schöne Lebensarten, aber selten die Wahrheit zu finden, und der, wie wir sahen, jetzt auch von Aminens ähnliche Begriffe gesagt hatte, glaubte hier das Publikum für eine kleine Privatcomödie spielen zu sollen. Dennoch

war Aminens Aufregung zu natürlich, als daß er hätte zweifeln können.

„Ich fürchte,“ antwortete er, „daß gerade in diesem Augenblick Ihr Erscheinen bei der armen Victorine eher nachtheilig als vortheilhaft wirken dürfte; indeß thun Sie was Ihnen Ihr Herz dictirt, mein Fräulein!“

„Und wenn nun, was ich thue, Ihren Erwartungen entsprechen sollte, Herr Doctor?“

„So werde ich mich glücklich schätzen, einen Irrthum zu bekennen, der mir selbst wehe gethan!“ ...

Eins noch lag Aminens auf der Seele, ein Name lag ihr auf der Zunge, aber sie wagte es nicht, ihn auszusprechen. Verlegen schlug sie das Auge nieder, der Name wollte nicht über die Zunge. Dieser Name lautete: Vorbed! Gewiß hätte sie von Winkler, von seinem Freund, über ihn hören können, aber was hätte Winkler von ihr denken müssen, der ja ohnehin schon so unvortheilhafte Begriffe von ihr hatte.

So blieb denn der Name unausgesprochen und Winkler entfernte sich, um, wie er sagte, bald zurückzukehren.

Verlag von Otto Sanle in Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Rouge et Noir.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Vierte Auflage.

Zwei Theile in einem Bande.

8. In eleg. Sanddruck-Umschlag geheftet.

Preis 1 Thlr.

Die bleiche Gräfin.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Dritte Auflage.

2 Theile in 1 Bande.

8. In eleg. Sanddruck-Umschlag geheftet.

Preis 1 Thlr.

Des Königs Ballet.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Dritte Auflage.

3 Theile in 1 Bande.

8. In eleg. Sanddruck-Umschlag geheftet.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Bigenerblut.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Dritte Auflage.

2 Theile in 1 Bande.

8. In eleg. Sanddruck-Umschlag geheftet.

Preis 1 Thlr.

Die Gräfin von der Nadel.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Dritte Auflage.

8. In eleg. Sanddruck-Umschlag geheftet.

Preis 15 Sgr.

Freischaren und Kossaken.

von

Hans Wachenhusen.

Dritte Auflage.

8. In eleg. Sanddruck-Umschlag geheftet.

Preis 15 Sgr.

I.

Der Günstling der Gesellschaft.

Zum ersten Mal eine Niederlage, und was noch schlimmer war: eine halbe Niederlage! Robert, der stets kam und siegte, hatte sich, als er den Triumph bereits errungen, dennoch vor den tugendhaften Grundsätzen eines Mädchens zurückziehen müssen, einer Künstlerin, deren Grundsätze, wenn er deren wirklich fand, nach seiner Erfahrung doch stets nur erheuchelte gewesen. Hier aber hatte er sich vor einem Wesen gesehen, das nach seinen Begriffen wohl der Welt der Romane, der Phantasie überhaupt, aber nicht der Wirklichkeit angehören konnte. Er hatte gesiegt und war dennoch geschlagen worden!

Dieser Gedanke war für den von der Welt verhätschelten Günstling eine Demüthigung, die ihm seine ganze Zuversicht rauben mußte, wenn er sie nicht von sich wälzte. Welch eine Schmach für ihn, wenn die Sache bekannt wurde, wenn seine Neider sich zuraunten: seht, er hat endlich seinen Korb gefunden! Ja noch mehr: jene Wette, die er im vollsten Vertrauen auf seine Unwiderstehlichkeit eingegangen! Wie mußte Gustav von Werberg ihn auslachen, wenn er seine Niederlage eingestand, und welche Genugthuung war dies für Ewald, diesen Bedanten bei welchem trotz allen seinen Anlagen zum Cavalier doch immer wieder der Moralist durchbrach! ...

Es war unmöglich; Robert mußte gewinnen, Amine mußte um jeden Preis sich ergeben!

Ein selbstgefälliges Lächeln entlockte ihm dieser letzte Gedanke. Sie mußte! Und was war daran Unwahrscheinliches oder gar Unmögliches? Hatte dieses Mädchen nicht bereits die Thorheit begangen, sich von einem so geliebten und gefährlichen Spieler in die Karten, d. h. in ihr Herz blicken zu lassen? Hatte sie selbst ihm nicht mit halben Worten gestanden, daß sie ihn liebe, und hatte sie dies nicht bewiesen als sie in seinen Armen lag, in diesen Armen, aus welchen sie nur das Wiedererwachen eingelullter Grundsätze aufgeschreckt?

Und diese Grundsätze, auf was beruhten sie? Auf der Tugend allein? Amine hatte ihm ja zu verstehen gegeben, daß ihr Herz bereits einem Andreu gehöre; da lag also der ganze Fehler! . . . Aber, Du lieber Gott, räsonnirte Robert, mag sie ihm doch immerhin ihr Herz bewahren, mag er es behalten; will ich denn mit dem Herzen geliebt sein, mit diesem unmodernen Dinge, das mitten im Genuß die albernsten Fragen aufwirft, thörichte Forderungen stellt, aus leicht hingeworfenen Worten unmögliche Consequenzen zieht und überall als das flinke Rad am Wagen nur Hemmungen und Confusionen zu Wege bringt! Mag er das Herz haben, mir aber soll sie selbst gehören, und das soll, das muß geschehen.

Trotz dieser Siegesgewißheit fühlte Robert dennoch eine merkwürdige Unruhe. Er stürmte wieder in die Straßen hinein, gerade so wie er gekommen, und fand nirgendwo Raft; die halbe Niederlage, die seiner Ueberzeugung nach schlimmer als eine ganze war, ließ ihm keine Ruhe.

Robert gehörte, wie schon das Vorangegangene andeutet, zu jener jeunesse dorée, die sich als die Schmetterlinge im Paradiese des Lebens betrachtet, die den köstlichsten Seim aus den schönsten Blumen nippt und der fleißigen Diene den Rest überläßt, um daraus für die Menge der gewöhnlichen Sterb-

lichen den König zu machen; die nur die Sontie gewohnt und den Schatten den Andern überläßt und deren ganze Lebensaufgabe nur darin besteht, vermöge des Geldes und des Leichtsinns der Erziehung, welche uns ins Leben schickt, zu beweisen, daß alle ihre großen Lehren und Prinzipien der Moral eitel Spießbürgerei seien.

Der junge Baron von Reineval war fast noch ein Knabe, als er mit seiner Mutter in dieser Stadt eintraf. Als Kind einer heißeren Zone, mit einem Blut, das glühender und schneller pulst als das unsrige, verwöhnt schon als Knabe durch eine Mutter, deren Schwäche ihm nicht den geringsten seiner Wünsche zu versagen im Stande, durch ein ungeheures Vermögen berechtigt, sich jeden seiner Träume zu verwirklichen, umfaßte Robert das Leben als er heranwuchs viel leidenschaftlicher als seine Altersgenossen.

Sein erstes Auftreten in der Welt geschah mit einer Fougue, welche diese Welt in Erstaunen setzte und Aller Blicke auf ihn lenkte. Sein Außeres, seine schlanke Gestalt, sein schönes, leicht gebräuntes Antlitz, die Eleganz seiner Bewegungen, sein ganzes Wesen, das den Stempel der Aristokratie trug, machte ihn ramentlich der Frauenwelt zu einer ganz ungewöhnlichen Erscheinung und diese, unüberlegt wie sie in Gefühlsangelegenheiten ist, verrieth dem ohnehin schon eiteln jungen Mann sehr bald ein übergroßes Interesse.

Robert, sich selbst überlassen, da seine Mutter fast immer sich im Kreise von Verwandten in der Nähe der Residenz (so sagte sie ihm wenigstens) aufhielt, Robert säumte nicht, alle die Vortheile, welche die Gesellschaft ihm einräumte, mit beiden Händen zu ergreifen; er lernte sehr bald sich auch diejenigen Vortheile erobern, welche man ihm nicht freiwillig gewährte, und so gewöhnte er sich an den Gedanken, daß ihm Alles gehöre, wonach er die Hand ausstreckte.

Heute zum ersten Male hatte er eine Täuschung erlebt, kein

Wunder also, daß diese ihn schmerzte, aber auch zugleich seine ohnehin so entzündbare Phantasie entflammte.

Ein Weib! Eine Künstlerin! Dieser Gedanke entlodte ihm ein schallendes Gelächter; als er in seiner Wohnung angelangt mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab eilte.

Dieses Zimmer, mit seltener Eleganz wie die ganze fürstliche Wohnung, eingerichtet, trug einen ähnlichen Stuhl wie die seiner Mutter. Er liebte namentlich dieses Zimmer, denn es erinnerte ihn an seine Heimath und war ganz nach westindischer Sitte hergestellt, wenn auch das nordische Klima demselben nicht jenen leichten und lustigen Charakter Südamerika's gestattete.

Ein Weib! rief er vor sich hin. Und was ist denn ein Weib? Eine Marionette, aufgezupft von dem Bedürfniß, den Männern zu gefallen, auf das ihre ganze Existenz sie anweist! ... Eine Künstlerin! Und was ist sie? Nichts als ein Spielzeug des Publikums, eine Sklavin von dessen Launen, eine Bühlerin um die Neigung dessen, der sie bezahlen kann oder um die Thorheit Desjenigen, der sich um ihrethwillen zu ruiniren Lust hat!

Und vor einer solchen Marionette habe ich heute die Waffen gestreckt? Wie ein Schulbube ließ ich mich von ihr schiden? Hahaha, Robert, Du machst Fortschritte! Du wirfst zum Gelächter des Clubs, wenn man davon erfährt! ... Die Wette ist einmal entriren, ich muß sie gewinnen, oder ... doch, es giebt kein Oder!" rief er lachend und zum Hut greifend. „Sie wäre schon mein, hätte ich vor ihr nicht dagestanden wie ein Schulbube, der sein Pensum vergessen hat!"

Robert eilte wieder hinaus, denn sein glühendes Hirn litt ihn im Zimmer nicht. Die Winterkälte draußen that ihm wohl, sie legte sich kühlend um seine glühenden Wangen.

Er erinnerte sich, daß die Stunde da sei, wo er seiner Mutter den täglichen Besuch zu machen pflegte. Als er in ihr Douboir trat, war Robert allerdings schon ziemlich abgekühlt,

denn er sagte sich, daß seine Niederlagen nur seine eigne Schuld, dahingegen war in der Mutter eine Veränderung vorgegangen. Er fand sie heiterer und gesprächiger als sonst, ihr Auge haftete nicht mehr in ängstlicher Spannung auf dem Sohn, als fürchte sie für ihn und für sich selbst, ja sie erwähnte nicht einmal der schon am frühen Morgen zwischen ihr und Robert vorgefallenen Scene, als dieser zu ihr getreten, um von ihr das gegebene Wort in Betreff Aminens zurück zu fordern, und ebenso wenig berührte sie jenes Thema, das sie sonst nie vergaß, die unaufschiebbare Rückreise.

Robert war dies natürlich sehr erwünscht; er hütete sich wohl, dieses Thema herauf zu beschwören, ja er selbst stellte sich so heiter und unbefangen, daß der Baronin zuweilen Zweifel aufstiegen, ob Amine ihr die volle Wahrheit gesagt. Und dennoch, wenn sie im Geiste dieses Mädchen in ihrem Stolz, in ihrer Entrüstung vor sich sah, so schwand der Zweifel sofort und sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, die Wurzel vernichtet zu haben, welche hauptsächlich den Sohn hier an diesem Boden festhielt.

Die Baronin feierte also einen doppelten Triumph: sie glaubte Amine gerettet und den Sohn ihren so dringenden Wünschen folgsamer gemacht zu haben. Freilich, hätte die kluge Frau Robert's Gedanken errathen, sie würde weniger Zuversicht gehegt haben.

II.

Ein Mädchenherz.

„Zu Victorine!“ war Aminens erster und einziger Gedanke, als der Dr. Winkler sie verlassen. „Ich muß zu ihr; man soll, man muß mich zu ihr lassen, diesmal soll mich Niemand zurückweisen. . . . Ich die Schuld an ihrem Unglück, an ihren Leiden!“ rief sie aus. „Und die Schuld habe ich so lange getragen, ohne von einer solchen Last zu ahnen! . . . O, ich weiß ja, Victorine ist edel; sie ist gut, sie wird mich nicht zurückweisen lassen, wenn ich sie dringend zu sehen wünsche; für meine, für ihre Ruhe ist es nothwendig, daß ich sie spreche, daß ich sie von meiner Unschuld überzeuge, und kann ich dann ihr Glück auch nicht zurückrufen, so kann ich sie doch mit aufrichtigem Herzen versichern, daß ich schuldlos bin. Schuldlos!“ wiederholte sie, als sie, schnell in ihren Mantel gehüllt, sich in einen Fialer geworfen hatte. „Bin ich wirklich so ganz schuldlos? . . . Jetzt erst wird mir so Manches verständlich, was mir dunkel war. Jener Schrei, den sie auf der Bühne am Abend nach meinem Debut ausstieß, ihre Ohnmacht, deren Ursache Niemand kannte . . . es fällt mir wie Schuppen von den Augen . . . Robert's Aufmerksamkeit gegen mich war es; die Arme sah seine Annäherung an mich, sie sah vielleicht das Billet, welches er so kühn war, dem Bouquet hinzu zu fügen und das hinzunehmen ich die unverzeihliche Thorheit beging! . . . Dann hörte sie vielleicht auch die Verläumdungen, welche man auf der Bühne gegen mich im Munde führte und die mir leider zu spät zu Ohren kamen . . . Ja, ja, ich muß ihr wie ein undankbares, verächtliches Geschöpf erschienen sein! . . . Und Robert, der sie so schändlich verließ, die mit ihrer ganzen Seele an ihm hängen soll . . . arme, arme Victorine! . . .“

Unter diesen Reflexionen hatte sie die ziemlich entfernt liegende Wohnung der Kranken erreicht; sie slog die Treppe hinauf und zog mit zitternder Hand an der Schelle. Die ihr öffnende Jose erschrad beim Anblick des ihr so wohl bekannten Gesichts und suchte Ausflüchte, als Amine auf's Dringendste verlangte, zu Fräulein Victorine geführt zu werden.

„Ich muß sie sehen!“ rief Amine: „Ich beschwöre Sie, sagen Sie ihr, ich sei gekommen, um einen Irrthum aufzuklären, von dem ich selbst leider soeben erst gehört!“

Die Jose blickte Amine zweifelnd und mißtrauisch an. Sie, die ihre arme Herrin während ihrer ganzen Krankheit gepflegt, die aus den Fieber-Phantasien derselben neben Roberts Namen sicher auch den Aminens oft gehört, mußte natürlich tief eingeweiht sein in den Schmerz Victorinen's und glaubte sich verpflichtet, die Urheberin desselben von ihrem Krankenlager entfernt zu halten. Amine aber wußte die Jose dahin zu überreden, daß sie versprach, ihre Herrin auf diesen Besuch vorzubereiten, da diese sich augenblicklich etwas besser fühlte.

Victorine lag in der That einer Leiche ähnlich, bleich, mit tief eingesunkenen Wangen und Augen in ihrem Bette. Der erneuerte Blutsturz hatte ihren Zustand wieder sehr bedenklich gemacht, indeß war das Fieber gewichen und sie hatte einige Stunden ruhigen Schlummers gehabt.

Als die Jose zu ihrem Lager zurückkehrte, um ihr mit Vorsicht den seltsamen Besuch anzumelden, streckte sie ihr den Arm entgegen und sagte mit ihrer abgekehrten Hand die der Dienerin.

„Arme Louise,“ sagte sie mit einem matten Lächeln, „Du hast viel Elend mit mir; seit Wochen quäle ich Dich nun Tag und Nacht! Du opferst Deine eigne Gesundheit einer Unglücklichen, der ja doch nicht mehr zu helfen ist!“

„O, nicht diese Sprache, Fräulein Victorinel rief das Mädchen mit leisem Vorwurf. „Der Arzt sagte vorhin noch . . .“

„Höre nicht auf das, was der Arzt sagt,“ unterbrach sie Victorine. „Es gehört ja zum Beruf der Ärzte, diejenigen, die um ihr armseliges Leben zittern, mit Hoffnungen zu trösten, die sie selber nicht theilen. Nein, Louise, ich selbst weiß am besten, was ich von meinem Zustande zu halten habe. Die Kunst des Arztes wird mich vielleicht noch einige Wochen erhalten, dann aber, Louise, werde ich die Ruhe finden, nach der ich mich sehne. Ich habe eingesehen, daß es thöricht, mich an ein Dasein zu klammern, das mir nichts mehr zu bieten vermag; ich selbst habe mir ein Leben zertrümmert, das so schön, so glücklich hätte sein können, wenn . . . Doch, Du hast etwas auf dem Herzen, Louise, sprich!“

Louise zauderte; es kostete sie die größte Ueberwindung, ihrer Herrin auf weiten Umwegen mitzutheilen, daß Fräulein Münster sie dringend zu sprechen wünsche.

„Sie!“ rief Victorine zusammenfassend, während Louise ängstlich in ihren Zügen studirte. . . „Und warum liegest Du sie nicht zu mir, Louise?“ setzte sie gefaßt hinzu.

„Ich . . . ich wußte nicht . . . Der Arzt hatte verboten, Besuche . . .“

Louise wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Und Du läßt das Fräulein draußen im Vorzimmer warten, Louise?“ fuhr Victorine fort. „Geh, eile und bitte sie herein! Es freut mich, sie wieder zu sehen!“ setzte sie mit himmlischer Ruhe hinzu.

Kopfschüttelnd that Louise wie ihr geheißen.

Amine war bleich und einigermaßen verlegen, als sie eintrat und zu Victorinen's Bette eilte, die ihr mit einem freundlichen Lächeln die Hand entgegenreichte. Entsetzt über die Verwüstung, welche die Krankheit auf ihrem Antlitz bewirkt, erwiderte sie den Druck ihrer Hand.

„Es ist so lange, daß ich Sie vermisse!“ sagte sie vorwurfs-

voll. „Ja, man vergift seine Freunde, wenn sie nicht im Stande sind, uns auf halbem Wege entgegen zu kommen!“

Aminen's Verlegenheit ward nur noch größer durch die Herzlichkeit Victorinen's, deren Miene und Stimme nicht die leiseste Aufregung verriethen. Mühsam sammelte sie sich, während sie der Jose einen Wink gab, sie mit ihrer Herrin allein zu lassen.

„Victorine,“ begann sie endlich mit unsicherer Stimme, „Sie haben Recht, wenn Sie mir Vorwürfe machen. Dennoch war ich mehrmals hier, um mich nach Ihnen zu erkundigen, aber man ließ mich . . .“

„Wie?“ rief Victorine erstaunt, „man ließ Sie nicht zu mir?“

Amine sah, daß sie umlenken müsse.

„Man sagte mir, Sie schlummerten . . .“

„Ich schlummerte!“ wiederholte Victorine mit einem Seufzer und einem schmerzlichen Lächeln. „Ach, wie oft sehnte ich mich nach dem Schlummer und doch floh er immer mein Auge! . . . Aber erzählen Sie mir, wie es draußen, wie es an der Bühne hergeht; erzählen Sie mir von Ihren Erfolgen, Ihren Triumpfen! Sie wissen ja, wie innig ich an diesen Theil nahm.“

Jedes Wort Victorinen's war ein Vorwurf für Aminen's Unbunt, und dennoch sprach sie Alles mit der Sanftmuth eines Engels. Aminen's Herz blutete, sie fühlte sich tief, tief beschämt durch diese Seelengröße.

„Victorine,“ begann sie endlich in dem Bedürfniß, vor dem edlen Herzen gerechtfertigt dazustehen. „Vielleicht ist es ein Verbrechen, ein Thema zu berühren, das Ihnen schmerzlich sein muß. . . . Fühlen Sie sich kräftig genug, um meine Vertheidigung gegen eine Verläumdung anzuhören, die mich entsetzlich unglücklich macht?“

„Sie sind unglücklich!“ rief Victorine in demselben himmlisch sanften Tone innigster Theilnahme. „Sprechen Sie; sagen

Sie mir Alles, was Ihr Herz erleichtern kann! O, ich ... ich weiß ja, was es heißt unglücklich sein!"

Amine, die noch immer Victorinen's Hand in der ihrigen hielt, fühlte das Zittern derselben, sie sah eine Thräne im Auge der Kranken schwimmen; sie mußte sprechen, um ihrer und Victorinen's willen mußte es geschehen.

„Victorine,“ begann sie, indem sie an dem Bette niederkniete und die Hand der Unglücklichen in der ihrigen preßte. „Victorine, wohl mag der Schein gegen mich sein, denn ich war ja so unerfahren und unbesonnen; ich war an jenem Abend von meiner Freude so berauscht, daß ich von mir selbst kaum wußte, und ich hatte ja auch keine Ahnung von den heiligen Rechten, welche Sie auf eine gewisse Person besaßen. ... Aber ich schwöre es Ihnen hier, daß ich nie gegen Ihre Liebe gefrevelt, daß man mich verleumdet, indem man mich in ein näheres Verhältniß zu einem Manne brachte, der mir stets fremd bleiben wird, der ...“

Victorine blickte sie ernst und sinnend an, ihr Auge umschleierte sich, die Thräne, welche in diesem Auge geschwommen, fand ihren Weg über die bleiche, eingesunkene Wange.

„Nicht wahr, Sie sprechen von ihm?“ sagte sie langsam und so bebend, daß es Amine war, als fühle sie das kranke Herz zittern. „O, ich habe ihm ja längst vergeben und mein letzter Hauch wird ein Gebet für ihn sein! ... Fürchten Sie nicht, mich aufzuregen, sprechen Sie mir von ihm, denn meine Gedanken sind ja doch stets bei ihm, sie suchen Worte und es ist ihnen wohlthuend, aus dem armen Herzen heraus zu klingen. ... Wenn ich an Sie dachte, so geschah es nur mit Besorgniß für Ihr Glück, für Ihre Ruhe; ich fühlte oft das Bedürfniß, Sie zu sehen, Ihnen zu sagen: fliehen Sie ihn, so lange es noch Zeit ist! Aber meine Umgebung mag meine Worte wohl mißverstanden haben; man hielt für Fieberphantasie was ich sprach, ich kann mir das wohl denken. Fliehen Sie zu

Gott, daß er Sie fern halte von ihm; er ist so heiß, so glühend in seiner Leidenschaft, aber sein Herz ist kalt und mitleidlos, nachdem es dem Vampyrer gleich, das Blut aus dem unsrigen gesaugt! . . .“

Victorine schwieg. War sie auch vollständig resignirt, hatte sie auch bereits abgeschlossen mit der Vergangenheit, so schmerzte doch die Wunde in ihr noch. Sie schien aber das Bedürfniß zu haben, sich auszusprechen: es war, als gebe ihr dies Erleichterung.

„Sie erinnern sich, liebe Freundin,“ fuhr sie fort, „daß ich Ihnen damals in Ihrer Vaterstadt, wo Sie so herzlich gegen mich waren, während Alles sich vorurtheilsvoll von der fahrenden Schauspielerin zurückzog, Sie erinnern sich, daß ich Ihnen damals Einiges aus meinem Leben erzählte. Wie Sie war ich einst glücklich in dem Hause meines Vaters, der eine ziemlich hohe Stellung in der Provinz bekleidete. Als ich erwachsen war, sandte man mich hieher zu meiner Tante, die mich auf einige Zeit bei sich zu haben wünschte. Hier ergriff mich die Leidenschaft für das Theater, die ich schon immer in mir gefühlt; trotz allen Verboten, trotz allen Vermahnungen meines Vaters, trotz dem Befehl, augenblicklich zurück zu kehren, blieb ich meinem unseligen Vorsatz treu. Ich betrat die Bühne wie Sie mit dem glücklichsten Erfolg. Die herrlichste Zukunft lächelte mir; wie Sie war ich berauscht von den schönsten Hoffnungen . . . Da lernte ich Robert kennen. Ein Jahr hindurch war ich, verflucht von meinem Vater, glücklich in seiner Liebe; ich lebte der Kunst, ich lebte ihm. Doch die Wonne des Traums zerrann mit dem Moment, wo ich begann, mir selbst über diese Liebe eine Rechenschaft zu geben, welche ich leichtsinnigerweise der Welt nicht schuldig zu sein glaubte. Die erste, ernste Frage, welche ich an Robert richtete, machte ihn schweigsam und verstimmt; als ich sie später wiederholte, ward er kalt und unruhig. Plötzlich erwachte ich aus den

schillernden Illusionen, mit welchen mich mein thörichtes Herz umgaukelte; ich sah ein, daß ich längst schon von ihm betrogen war, ehe ich eine Ahnung davon hatte. Endlich verließ er mich gänzlich und ich gestehe, ich war schwach genug, ihn auf meinen Knien um seine Liebe zu bitten. Ein Hohngelächter war die Antwort... Dennoch liebte ich ihn mit meiner ganzen Seele, er war und blieb mein Abgott, trotz dem Hohn, trotz den fürchterlichsten Demüthigungen, die er mir zufügte... Ich ward krank und hinfällig, ich verzehrte mich im Kummer, denn er war ja die Bedingung meines Lebens. Theilnehmende Freunde, die mich allmählig hinsterven sahen, bestürmten mich mit Vorstellungen; ihrem Einfluß danke ich es, daß ich mich endlich aufraffte, daß ich den Entschluß faßte, aus seiner Nähe zu fliehen. Ohne zu wissen, wohin ich gehe, verließ ich diese Stadt. Ich war wie betäubt, ich wußte kaum, was ich that; ich kam erst zu mir, als ich mich gleichgültig gegen Alles in ein contractliches Verhältniß gestürzt, das tief unter meiner Künstlerwürde. Sie sahen mich in demselben; ich gehörte, ohne zu wissen, wie es gekommen, einer fahrenden Truppe an. Doch was galt mir das; ich suchte Zerstreuung, freilich ohne sie zu finden... Da eines Tages begegnete ich ihm. Ich war einer Ohnmacht nahe, als ich ihn erkannte. Er war theilnehmend, ja sogar herzlich gegen mich; er ließ mich glauben, er sei gekommen, um mich zurück zu führen. Er weckte alle die schlummernden Geister in mir wieder; keine Macht der Erde konnte mich bannen; ich folgte ihm hieher zurück... Und noch einmal war ich glücklich; noch einmal lächelte mir meine Sonne... Robert's Blick! Aber dieses Glück war kurz; bald schon mußte ich zufrieden sein mit den Brosamen seiner Liebe. Dann sah er Sie, und... Doch, es sei fern von mir, Ihnen zu schildern, was ich von ihm erdulden mußte. Er stieß mich schmerzlos zurück; er erklärte mir, daß er mich wohl bemitleiden, aber nie mehr lieben könne... Endlich wollte dies arme Herz

brechen, das so viel durch ihn gelitten, es war erschöpft und todesmatt . . . Sie sehen, es ist gebrochen . . . Bald wird die arme Victorine nun ausgelitten haben, und nur ein Wunsch klammert sie noch an die Welt, nämlich der, Robert noch einmal zu sehen, ihm noch einmal in sein Auge zu schauen, ihm . . . zu vergeben!"

Die letzten Worte hauchte die Kranke mit einem tiefen, aus dem Innersten des kranken Herzens steigenden Seufzer, ihr Blick verklärte sich bei dem Gedanken, den Geliebten noch einmal zu sehen, und dieses Auge verrieth die ganze unendliche und unergründliche Hingebung für einen Mann, der sie um ein ganzes schönes Leben betrogen, in das sie mit der Anwartschaft auf das höchste Glück getreten war.

Amine erstaunte vor der Opferfreudigkeit, mit welcher dieses arme Mädchen für die Wonne, noch einmal den Undankbaren zu sehen, auf Alles verzichtete; sie bewunderte ein Herz, das so frei von allem Eigennuß, am Endpunkt des Zeitlichen, am Rande des Grabes keine Klage laut werden ließ um ein ihr muthwillig, ja frevelhaft zerstörtes Lebensglück.

Sie preßte die Hand der Kranken an ihre Lippen und blickte ihr so innig dankbar in's Auge. „O, Sie edles, großes Herz," rief sie enthusiastisch, „Sie vergeben ihm und ich konnte noch daran zweifeln, daß Sie mir verzeihen würden, wenn ein einziger Augenblick der Unbesonnenheit Ihnen wehe gethan! . . . Victorine, verschonen Sie diese düstren Gedanken, Ihnen lacht ja das Leben, wenn Sie nur leben wollen; Sie sind so jung, so edel, so schön, so geliebt und geehrt von Allen, warum klammern Sie sich an ihn, warum können Sie, die Sie so groß, so erhaben in Ihrer Vergebung, warum können Sie so schwach sein, Ihr Leben nur an ihn zu hängen, das ja doch uns Allen gehört! O, ich weiß es, Victorine, Sie werden wieder genesen, Sie werden wieder froh sein! Raffen Sie sich auf, kehren Sie zurück in's Leben, zu Ihrer Kunst und

gestatten Sie mir, Ihre Freundin zu sein, Ihnen täglich den Beweis zu geben, wie unendlich theuer Sie mir seit dieser Stunde geworden sind!"

Aminens Worte schienen der Kranken wohl zu thun; ein frommes sanftes Lächeln verklärte ihre matten Züge. Langsam schüttelte sie den Kopf und wandte den Blick fort, um eine Thräne zu verbergen.

"Nein, Amine," sagte sie mit leiser und fast tonloser Stimme, „es wäre eine thörichte Hoffnung. Ich würde Ihnen schildern, was ich gelitten, aber das wäre eine Anklage gegen Robert. Nur zu gut fühle ich es, daß hier," sie legte die Hand auf das Herz, „etwas gebrochen, das kein Arzt, keine Zeit wieder zu heilen vermag. Ich bin ja auch zufrieden; Niemand hört eine Klage von mir und Gott mag mich zu sich nehmen, wenn er mir nur das Eine noch gewährt!"

Das Eintreten des Arztes unterbrach hier Beide. Er war mit dem Zustande seiner Patientin nicht zufrieden.

"Die Kranke ist aufgereggt," sagte er, indem er Amine einen schonenden, aber verständlichen Wink gab.

Diese erhob sich, um von Victorine Abschied zu nehmen.

Die Kranke, als sie Aminens Hand ergriff, welche sie ihr gereicht, zog sie zu sich herab.

"Nicht wahr, Amine," flüsterte sie ihr zu, „Sie werden mir behülflich sein, ihn noch einmal zu sehen? . . . Freilich . . . wird es wohl bald geschehen müssen!" setzte sie matt hinzu.

Amine war zwar ein wenig betroffen, sagte ihr indes zu und als sie schied, sah sie ein frohes Lächeln der glücklichsten Hoffnung auf dem Antlitze der Kranken.

III.

Ein Verschmähter.

Vorbed ist bisher wenig in den Vordergrund unserer Geschichte getreten. Es ergeht ihm darin wie allen bescheidenen Leuten.

Heute sehen wir ihn mit seinem Chef, Herrn von Wennberg, beim Frühstück, zu welchem dieser ihn häufig einladen läßt, namentlich wenn er mit ihm Wichtiges zu besprechen hat.

Wennberg ist noch im Hausanzuge, sein Haar ist zwar bereits sorgfältig frisiert, auch seine Cravatte schon mit all' der Sorgfalt angelegt, welche das männliche Geschlecht auf diese zu verwenden pflegt, wenn es in ein gewisses Alter tritt und sich sträubt, Bergab zu steigen; im Uebrigen aber ist er noch in den eleganten Hausrock gehüllt, in welchem er sich behaglich in den Sessel zurückgelegt hat, während seine Hand, an deren Gelenk zwei kostbare Brillant-Hemdknöpfe glänzen, kokett nach beendetem Frühstück mit der Cigarre spielt.

Ein selbstzufriedenes Lächeln jener Behaglichkeit, die uns beschleicht, wenn wir mit Sicherheit angenehmen Erlebnissen entgegen sehen, der Abglanz inneren Glücks liegt auf seinem behäbigen Antlitze; er wiegt sich in seligen Hoffnungen. Nicht, daß er ein glänzendes Geschäft gemacht oder einem solchen entgegen sähe, Gott bewahre, was sind ihm Geschäfte, ihm, der dergleichen alle Tage macht! Man braucht nur sein vergnügtes Schmunzeln, das schelmische Zusammenkneifen seiner Augen zu beobachten, um zu errathen, daß — — doch, der Leser weiß ja, was wir andeuten wollen.

Ihm gegenüber sitzt Vorbed. In demselben Grade, in welchem die Laune seines Chefs sich während einiger Zeit er-

heiterte, ward Vorbeck stiller und schweigsamer. Wennbergs ganzes Wesen gewann täglich an Elasticität, Vorbeck aber ging in sich gekehrt und düster umher, er gönnte kaum der blonden Agnes ein freundliches Wort, die doch jede Gelegenheit benutzte, um mit ihm zu plaudern, und sich alle Mühe gegeben, ihn aufzuheitern, bis sie eingesehen, daß dieselbe vergeblich sei.

Agnes, die an dem kleinen Frühstück Theil genommen und den Herren servirt hatte, warf auch jetzt zuweilen verstohlene Blicke auf Vorbeck; sie hatte ihn stets so gern gehabt, sie hatte ihm gegenüber hieraus niemals ein Hehl gemacht, aber sie war hinter gewisse Geschichten gekommen, die sie schon damals andeutete, als wir sie und Vorbeck zum ersten Male in Gegenwart des alten Herrn von Wennberg sahen. Anfangs hatte sie Vorbeck genedigt, d. h. so lange sie noch nicht überzeugt war, daß Vorbecks häufige Besuche bei einer gewissen armen Familie was man so nennt: ihren Haken hatten. Dann aber, als sich zu ihrem heimlichen Schmerz diese Ueberzeugung ihr dennoch aufdrängte, hatte sie dies Thema nur selten und dann auch nur aus Revanche berührt.

Wie in den Romanen, so geht es auch in dieser unsrer der Wirklichkeit entnommenen Geschichte: sie lieben Alle nach einer verkehrten Richtung hin, und daraus entstehen mancherlei Wirrwarr, Herzeleid und arge Konflikte.

Die Unterhaltung hatte sich im Sande verloren, weil die beiden Herren so ganz mit sich selbst beschäftigt waren. Agnes hätte glauben können, sie seien in wichtige Geschäfte vertieft, aber namentlich was Vorbeck anbetraf, war sie vom Gegentheil überzeugt.

Heute war er besonders wortfarg und unliebenswürdig gegen sie gewesen; Agnes fühlte das Bedürfniß, ihm dafür einen kleinen Stich zu geben. Sie wandte sich zu dem Hausherrn.

„Herr von Wennberg,“ begann sie, „ich habe ganz ver-

geffen, Ihnen zu erzählen, daß ich vor einigen Tagen in einer kleinen Gefellſchaft ein junges Mädchen Ihres Namens kennen lernte. Man ſagte mir auch, ſie ſei eine entfernte Verwandte von Ihnen.“

Wennberg gab nur halb auf ihre Erzählung Ahr; ein Seitenblick auf Vorbeck zeigte ihr, wie dieſer erbleichte. Das wollte ſie gerade.

„So, ſo!“ antwortete Wennberg zerſtrent und lächelnd, wie er es gern that.

„Ja, ein höchſt liebenswürdiges Mädchen, ſo ſtill, ſo beſcheiden; man gewann ſie allgemein lieb in der Gefellſchaft und ich bemerkte namentlich, wie ein junger Ingenieur ihr den Hof machte. Ich bin überzeugt, daß das ein Paar wird!“

„Das letztere freilich iſt immer ein Hauptgegenſtand der Wahrnehmung unſerer jungen Damen,“ lächelte Herr von Wennberg, der von der durch Agnes berührten Verwandtſchaft gar keine Notiz nahm.

„O, die anweſenden Herren ſchienen das auch zu bemerken,“ antwortete Agnes. „Das junge Mädchen iſt Geſellſchafterin bei einer reichen alten Dame. Man wollte auch wiſſen, wenigſtens behauptete dieſe eine junge Frau, die ſie aus ihrer Vaterſtadt kannte, daß das junge Mädchen eine Schweſter habe, die . . .“

Vorbeck machte eine haſtige Bewegung, die ihrer Aufmerkſamkeit nicht entging. Sie ſah ihn glühend roth im Geſicht, ſie ſah, wie er ihr einen ängſtlichen Wink gab.

„Die auch ſehr intereſſant und talentvoll ſein ſoll,“ ſetzte Agnes, das letztere Wort betonend und mit einer etwas boſhaften Miene hinzu.

Vorbeck fiel ein Stein vom Herzen. Zu ſeinem Glück trat Ewald ins Zimmer und wünſchte mit freundlichem Lächeln der kleinen Gefellſchaft einen guten Morgen.

Plaudernd ſetzte er ſich zu ihnen. Endlich ſprach er gegen
 Hans Wachenjuſen. XVII.

seinen Vater den Wunsch aus, ehe dieser sich in's Bureau be-
gebe, mit ihm ein Wort unter vier Augen sprechen zu dürfen.

Dies benutzte Vorbed, der auf glühenden Kohlen saß, um
sich zu erheben und seinen Geschäften nachzugehen.

Mit einem mitleidigen Blick schaute ihm Agnes nach. Sie
ahnte, daß der Ärmste unglücklich liebe — unglücklich, während
er doch so glücklich hätte sein können, wenn er nur bemerken
wollte, daß es noch andere und dankbarere Herzen auf dieser
Welt gebe. Aber Vorbed war ja ihrer Meinung nach wie sie
Alle sind, er ließ das stille Beilchen unbeachtet und trauerte
um eine stolze eitle Camellie, die sich von aller Welt bewun-
dern ließ.

Eine halbe Stunde später saß Vorbed tief in Arbeit ver-
graben in seinem Bureau. Die Geschäfte waren ja das Ein-
zige, was ihm noch Zerstreuung verschaffte, nur durch sie ge-
lang es ihm zuweilen, den Kummer zu verschuncken, der aber
immer wieder ausbrach und von Neuem sein Recht geltend
machte. Der Gedanke an Amine ließ ihm keine Ruhe, aus
allen den großen Handlungsbüchern, in denen doch so positive,
prosaische Dinge verzeichnet standen, aus allen Zahlen und
Buchstaben, aus allen Briefen und Notizen las er stets Aminens
Namen heraus und selbst in die allerwichtigsten Geschäftsge-
danken, in die bedeutendsten Dispositionen, in welchen es sich
doch stets um großartige Summen handelte, kurz in Alles
mischte sich dieser Gedanke.

Vorbeds Herz war tief verwundet und es mußte wohl
lange Zeit noch erfordern, um diese Wunde zu heilen. Mit
welcher Aufrichtigkeit und Wahrheit hatte er dieses Mädchen
geliebt, wie offen und unverkennbar hatte er ihr seine Liebe
an den Tag gelegt, freilich nicht in jener modernen und ro-
mantischen Weise, die über alle Zäune des Anstands und der
Rücksicht klettert, im Sturm erobert und das arme Wesen
dann sitzen läßt, wenn man seiner überdrüssig geworden. Da-

für war Vorbeck ein zu vernünftiger Mensch und namentlich für einen Geschäftsmann würde sich das nicht geschickt haben.

Und sie? Hatte Amine ihn nicht ebenfalls hundertmal fühlen lassen, daß sie ihm ihr ganzes Vertrauen schenke? Hatte sie ihn nicht in jeder Hinsicht ausgezeichnet, ja sogar ihm unzweideutige Beweise ihrer Liebe gegeben?

Gewiß hätte er ihr seine Erklärung bereits gemacht, wenn nicht die Krankheit der Mutter dazwischen gekommen wäre; oft wenn sie während derselben Beide allein im Zimmer saßen und so recht innig und vertraulich einander in's Auge schauten, sich gegenseitig in's Herz hinein plauderten, oft war dann Vorbeck auf dem Punkte gewesen, ihr seine Liebe offen zu gestehen — da aber hatte endlich der Teufel sich in's Spiel gemischt. Man hatte ihr einen Gedanken in's Ohr geflüstert, den ihre Eitelkeit, diese Allerwelts-Verführerin, mit Enthusiasmus ergriffen, und von da ab hatte Vorbeck mit blutendem Herzen tagtäglich deutlicher einsehen müssen, daß sie für ihn verloren sei.

Amine hatte nur als Vorwand für diese Eitelkeit das Bedürfnis hervorgehoben, sich und die Mutter aus ihrer dürftigen Lage ziehen zu müssen, ja gewiß, das war nur ein elender Vorwand gewesen, denn es gab ja tausend andere Wege, für eine bessere Existenz zu sorgen, namentlich aber — und das schmerzte Vorbeck am meisten — mußte sie ja in ihm Denjenigen sehen, der für sie sorgen wollte, der ihr zwar nur eine bescheidene, aber dennoch höchst achtbare Existenz zu verschaffen im Stande war.

„Jetzt ist sie eine Komete!“ murmelte Vorbeck, während er von lauter „Soll“ und „Haben“ umgeben war. „Jetzt ist sie verloren, und die Gerüchte . . . es ist gewiß kein Rauch, wo nicht auch Feuer ist . . . man behauptet es als ganz bestimmt, daß sie blind und thöricht genug gewesen, sich diesem jungen Roué hinzugeben . . . Es ist wirklich eine Schande, daß ich noch

immer an sie denke! Ich muß, ich will, ja ich kann sie vergessen!"

Aber das ist leicht gesagt. Ein Herz, das wahrhaft liebt, giebt seinen Prozeß nicht so leicht verloren, es hat zehn Advokaten bei der Hand, die immer auf's Neue für ihren Klienten plaidiren und der anklagenden Vernunft beweisen, daß schwarz nicht schwarz, sondern doch eigentlich weiß sei. Und so erging es auch Vorbed.

Während er sich mit einem erstaunlichen Eifer in seine Bücher vergrub, erschien Ewald in seinem Bureau. Vorbed liebte diesen jungen Mann, obgleich er keineswegs mit dessen Lebensweise einverstanden war; er wußte, daß Ewald ein gutes Herz besaß und daß er mit einigem Hang für Zerstreuungen von seinen Freunden in den Strudel mit fortgerissen werde. Seine Sache war es nicht, sich da hinein zu mischen.

Die Angelegenheit, welche Ewald in das Bureau führte, setzte Vorbed nicht wenig in Erstaunen; derselbe kam, um im Namen seines Vaters Herrn Vorbed um Anweisung einer beträchtlichen Summe an die Kasse für seinen Vetter Gustav zu ersuchen.

Vorbed stutzte und blickte Ewald vorwurfsvoll an.

"Ich weiß, Sie mögen meinen Vetter nicht, lieber Vorbed," sagte Ewald. "Aber glauben Sie mir, er ist nicht so schlecht, wie Sie denken."

"Herr von Wennberg," antwortete Vorbed, "es handelt sich hier nicht um meine Sympathien oder Antipathien gegen den Herrn Lieutenant; dennoch glaube ich, Ihren Herrn Vater aufmerksam machen zu müssen, daß diese Summe keineswegs hinreichend, um Ihren Vetter aus seiner Klemme zu reißen."

"Wie? Sie wissen?" fragte Ewald betroffen.

"Was, Herr von Wennberg?"

"Nun, daß . . . Gustav machte mir vor einigen Tagen recht traurige Eröffnungen über seine Lage . . ."

„Diese Eröffnungen hätte ich Ihnen längst machen können, wenn ich hätte indiscret sein wollen. Es ziemt mir nicht, ein Urtheil darüber zu fällen, ob diese Summe richtig verwendet wird, wohl aber weiß ich, daß sie ein Tropfen in's Meer ist, und ebenso vermuthe ich, daß der Herr Lieutenant dieselbe nicht zur Befriedigung eines Gläubigers benutzen, sondern sie zu denselben Zwecken verwenden wird, die ihn eben in Schulden gestürzt und ihn rettungslos den Wucherern in die Hände geliefert haben.“

„Sie beurtheilen seine Lage zu streng, zu kaufmännisch, lieber Vorbed“, sagte Ewald entschuldigend. „Gustav hat mir seine Verhältnisse offen und ohne Rückhalt dargelegt, er gestand mir, daß er sich durch diese Summe ein Jahr lang Frist verschaffen könne, und inzwischen werde es ihm wohl gelingen, sich aus dieser Lage zu ziehen.“

„Ich will es ihm wünschen“, antwortete Vorbed trocken, schrieb die Anweisung und überreichte sie Ewald.

„Apropos!“ rief dieser, als er sich zum Gehen anschickte. „Ich werde nächstens ein kleines Souper veranstalten; nicht wahr, ich darf auch auf Sie rechnen, lieber Vorbed?“

Dieser war unschlüssig.

„Auch Gustav wird natürlich dabei sein“, fuhr Ewald fort; „es sollte mich recht herzlich freuen, wenn ich bei dieser Gelegenheit eine Annäherung zwischen Ihnen und ihm zu Stande bringen könnte. Glauben Sie mir, Vorbed, er ist au fond wirklich ein guter Mensch!“

„Wenn meine Zeit es erlaubt, werde ich nicht ermangeln, Herr von Wennberg!“

Ewald ging und Vorbed vertiefte sich kopfschüttelnd wieder in seine Bücher.

IV.

Sam geht an's Werk.

Es giebt Menschen, bei denen man wirklich an den guten Absichten der Natur verzweifeln könnte, nämlich Menschen, die geborne Spitzbuben sind. Wir wissen nicht, wie es der Himmel mit ihnen halten mag, wenn er sie dereinst abberuft von dieser Erde, auf welcher sie nur Schlechtes verüben konnten, weil ihnen von Gott und Natur Alles vorenthalten ward, was ihnen erlaubt hätte, irgend etwas Gutes zu thun. Die Behauptung, der Mensch sei von Natur gut, steht also auf sehr schwachen Füßen und ebenso die Ansicht, daß nur Erziehung und Verhältnisse den Menschen schlecht machen.

Aus unserm Sam z. B. hätte selbst ein Engel, wenn ihm ein solcher zum Hofmeister gegeben worden wäre, nicht einen rechtschaffenen Menschen zu machen vermocht. Er besaß alle Instincte eines Raben, eines Iltis, die denn auch sich üppig entwickelten, als er kaum in die richtige Schule gekommen. Alles was er sann und dachte, waren Schlechtigkeiten, ohne daß er selbst sich im geringsten was Böses dabei dachte. Er tüftelte über Bosheiten und Spitzbübereien wie ein Anderer über Edelthaten, ohne daß ihm dabei auch nur ein einziger Gedanke gesagt hätte: aber Sam, Du bist ja ein ganz elender Schurke! Wenn andere Böfewichter aus Egoismus, aus Habsucht zu schlechten Dingen getrieben werden, so fühlte sich Sam aus natürlichem Bedürfniß dazu gestachelt, er hatte Freude daran und dachte erst in zweiter Reihe an den Gewinn. Wir haben ihn bereits in seiner Vaterstadt aus reinem uneigennützigstem Naturtriebe die schlechtesten Streiche verüben gesehen und erinnern uns ja auch, wie er erst durch fremden

Antrieb auf den Gedanken gebracht wurde, mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden.

Jetzt allerdings war der Gesichtspunkt des Erwerbs mehr in den Vordergrund seiner Speculationen gedrängt worden. Sam hatte die Annehmlichkeiten des Geldbesitzes kennen gelernt, das Geld war ihm zum Bedürfniß geworden, weil er eben kostspielige Bedürfnisse hatte; sein Gesichtskreis erweiterte sich in demselben Grade, in welchem er die Freuden des Lebens kennen lernte, und mit diesem Gesichtskreis vergrößerte sich auch sein Raffinement. Jetzt endlich, nachdem er bereits die erste Dressur des Spigbuben durchgemacht, hatte man ihm ein allzu verlockendes Ziel vor Augen gestellt: er sollte ein reicher Mann werden; er konnte dies werden, wenn ihm nur ein verhältnißmäßig kleiner Bubenstreich gelang, zu welchem freilich die größte List und Gewandtheit gehörte, und alle seine geistigen Fähigkeiten waren also angespannt, um die ihm gestellte Aufgabe zu lösen.

Zunächst galt es aufzupassen, wenn Abends auf dem Flur des kleinen Bureau-Hauses die mit dickem Eisen beschlagene und mit zwei großen eisernen Kreuzstangen verwahrte Thür zur Rast geschlossen wurde. Dies war für Sam nicht schwer; er schlich sich vom Hofe durch die zu demselben führende Thür des Hauses in den Flur um die Abendzeit, wo ein alter bewährter Diener das Kassenzimmer schloß. In das Dunkel der Ecke gebuddt, welche die Treppe bildete, konnte er den Diener genau beobachten. Als dieser die beiden großen Schlüssel tüchtig herum gedreht, dann auch mit einem andern Schlüssel die eisernen Stangen vorgelegt, schritt er über den Hof und in das Hauptgebäude.

Sam folgte ihm natürlich leise und schleichend wie eine Kage. Der Diener mit dem schweren Schlüsselbund klappernd stieg eine Treppe hinauf durch den Corridor und trat in ein Zimmer. Sam hatte Glück. Keine Seele begegnete ihm, als er mit klopfen-

dem Herzen zum ersten Mal es wagte, die vornehmen, mit Teppichen belegten Treppen zu betreten.

Als der Diener in das Zimmer getreten, merkte sich Sam die Thür genau, um danach seine weiteren Erkundigungen einzuziehen, auch da dieses Zimmer nach dem Hofe zu liegen mußte, von diesem aus das Fenster zu berechnen.

Glücklich erreichte er den Hof. Er spähte hinauf und sah von den etwa zehn nach dem Hofe liegenden Fenstern des ersten Stockwerks nur zwei erleuchtet. Gewiß, das mußten sie sein, denn unmöglich konnte der Kassenbedienter in ein dunkles Zimmer getreten sein.

Sams Auge leuchtete, als er die seinen Zwecken so günstige Lage dieser Fenster sah. Das letzte derselben nämlich befand sich etwa drei Fuß über dem Dach des langen, an das Hauptgebäude stoßenden Stall- und Remisengebäudes.

Welch ein Vortheil war aus diesem Umstande zu ziehen! Sams Kämmerchen befand sich unter diesem Dach; wenn er auf demselben und zwar auf der ziemlich soliden Wasserrinne entlang schlich, so mußte er endlich jenes Fenster erreichen und dann — hier freilich stieß seine Berechnung auf ein großes Fragezeichen. Indes, es galt vor Allem eine Recognoscirung.

Wie gewöhnlich trat er, als der Dienst vorüber, zu seinem Oheim in's Zimmer und speiste mit diesem und seiner Tante zu Abend. War ihm dies stets sehr langweilig, zumal Onkel Ailian das Mahl mit endlosen politischen und andern Redensarten zu würzen pflegte, so war es ihm dies heute zehnfach. Sam war entsetzlich schläfrig, die Augen fielen ihm zu und Onkel Ailian nannte ihn einmal über das andere eine Schlafmütze.

Gern ließ sich Sam das gefallen. Als das Abendmahl zu Ende und der Onkel wie gewöhnlich die Zeitung vorlas, unterbrach ihn plötzlich ein aus der Ofenecke hervordringendes orkanartiges Schnarchen.

Dunkel Kilian horchte auf; er glaubte nicht anders als der Sturm heule im Rauchfang. Sam schnarchte wiederum, als sei er im Begriff, einen Eichbaum zu durchsägen. Kilian, der in einem sehr gebiegenen Zeitartikel, der ganz in seine Kerbe schlug, unterbrochen ward, nahm die Pfeife aus dem Munde, erhob sich, packte den Schnarcher beim Ohrzipfel und zog ihn vom Stuhl.

„Auf der Stelle in Deine Kammer, Du Faulpelz!“ rief er kategorisch.

Sam schüttelte sich, als friere ihn ungeheuer, er machte ein entsetzlich dummes Gesicht, rieb sich das blau gekniffene Ohr und that einen jämmerlichen Seufzer.

„Ich gehe ja schon!“ rief er ganz schlaftrunken, wünschte eine gute Nacht, und konnte vor lauter Schlassucht die Thür nicht finden.

Raum auf dem Hofe angelangt, bligten seine Augen wie die eines Fuchses zu den bewachten Fenstern hinauf. Sie waren noch erleuchtet.

Ein schneller Gedanke durchfuhr Sams Schlangkopf. Schnell hinauf in die Kammer, dann durch das Fenster auf's Dach und so weiter! Dunkel genug war's, daß ihn Niemand so leicht bemerken konnte, es hinderte ihn also nichts an seinem Unternehmen.

Wenige Minuten später sehen wir ihn behende wie ein Eichhörnchen zum Fenster heraus schlüpfen. Langsam ließ er sich auf dem Dach die kurze Strecke bis zur Wasserrinne gleiten; er prüfte die Widerstandsfähigkeit derselben, fand sie solide genug, ihn zu tragen, wenn er sich mit den Händen zugleich auf das Dach stützte, und so trat er denn in Gottes oder vielmehr in des Teufels Namen seine Promenade an.

Rein Unfall störte ihn, wohlbehalten erreichte er das Ende des Daches und befand sich jetzt unter den erleuchteten Fen-

stern, von denen nur eins durch einen weißen Vorhang geschützt war.

Sam, im Klettern und allen Turnübungen gewandt und geübt, war doch zu vorsichtig, um sein Unternehmen dem Unfall auszusetzen, daß er auf den Dachsteinen ausgleite oder daß einer derselben zerbreche und polternd in den Hof hinab falle. Leise hob er einen Dachstein nach dem andern aus, machte sich so eine förmliche Treppe und erreichte das Fenster.

Noch einen vorsichtigen Blick in den Hof, dann richtete er sich auf, klammerte sich mit den Händen an das Fenstergestims und der aus dem Zimmer dringende Lichtschimmer beglänzte seinen Rothkopf.

Im Zimmer selbst regte sich nichts. Auf der einen Seite desselben stand ein Bett mit dunklen Vorhängen, es war also ein Schlafzimmer. Auf der andern Seite, auf dem Sopha aber saß ein Mann, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische, mit einem Bleistift auf einem Stüde Papier hin und her fahrend, als zeichne er zerstreut sinn- und gedankenlose Figuren auf dasselbe. Vor ihm auf dem Tische lagen auch die großen Schlüssel, welche vorhin der Diener gebracht. Da das Gesicht des Mannes im Schatten war, vermochte Sam, der doch alle Angehörigen des Hauses bereits gesehen und sich gemerkt hatte, den Mann nicht zu erkennen. Dieser blieb lange und fast regungslos in derselben Stellung, so daß Sam die seinige bereits schwierig wurde.

Endlich aber warf der erstere das Blei aus der Hand, zerriß das Papier, streute die Stüde auf dem Tisch umher und blickte starr vor sich hin.

Vorbed war es, Vorbed, der wieder mit denselben Gedanken beschäftigt war die, wir ja kennen.

Wenn er nun noch lange so da saß, konnte Sam natürlich auch noch lange warten, bis er erfuhr, was er eigentlich erfahren wollte, nämlich den Ort, wo Vorbed während der Nacht

die Schlüssel aufbewahrte. Wirklich machte Vorbed keinerlei Anstalten, irgend etwas zu unternehmen, er schien so vollauf beschäftigt, daß er an nichts Anderes dachte.

Endlich nach einer Viertelstunde sah Sam, als ihm das fernere Behaupten seines unbequemen Postens schon unmöglich ward und Wind und Kälte ihn erstarren machten, endlich sah Sam einen Lakaien eintreten, der mit einer Verbeugung einige Worte an Vorbed richtete, welche dieser mit einem Kopfnicken beantwortete, und dann mit wieder einer Verbeugung sich entfernte.

Wenige Minuten darauf erhob sich Vorbed, nahm mit derselben zerstreuten Miene die Schlüssel, schritt zum Bett, hob den Vorhang hinter dem Kopf-Ende desselben und legte sie in ein eigens hiezu zwischen der Bettstelle und dem Vorhang angebrachtes Behältniß.

Sam wußte, was er wissen wollte, und trat seinen Rückzug an, um zunächst sein Casino zu besuchen und dann den Rest der Nacht hindurch zu überlegen, wie er in Vorbeds Zimmer komme. Etwas freilich war schon erreicht, aber das Schwierigste lag ja noch vor ihm.

Indeß Schicksal oder Zufall sollten seine Verblündeten werden; Sam sollte sein Probestück liefern.

V.



Die zwei Briefe.

Am nächsten Mittage saß Robert in eleganter Morgentoilette beim Frühstück. Zu seinen Füßen lag eine Dogge, an den Wänden seines Schlafgemachs glänzten die kostbarsten Waffen, vom Bogen des Indianers bis zum zierlichsten Floret aller Gattungen von Mordwerkzeugen der verschiedensten Nationen

repräsentirend. Auf dem Toilettentisch lag ein großer Haufe von Goldstücken, durchwachsen von Banknoten, die er gestern Abend gleichgültig von sich gelegt.

Robert war verstimmt. Er war erst gegen Morgen zurückgekehrt und hatte Zerstreuung suchend den Abend in den verschiedensten Kreisen zugebracht. Zuerst hatte er der bereits erwähnten jungen Frau, der Gräfin Breitenstein, seinen Besuch gemacht, deren Gemahl, wie er wußte, auf mehrere Tage zur Jagd gefahren war. Die Gräfin, eine reizende junge Frau, aber eine Erzkolette, welche den jungen Mann aus purer Sinnlichkeit in ihre Netze gelockt, hatte ihm den Thee servirt, ihn aber, trotzdem sie ihn im verführerischsten Negligé empfing, sehr unaufmerksam gegen ihre Reize und überhaupt sehr zerstreut gefunden. Sie bot alle ihre Hülfstruppen, Laune, Geist, Koletterie auf, um den sonst so lebensfrohen jungen Mann zu galvanisiren; als Alles vergeblich war, führte sie die Eifersucht in's Feuer, sie ward bald bleich, bald glühend roth und endlich entschlüpfte in höchstem Unmuth Aminens Name ihren Lippen, denn sie wußte bereits, daß Robert der jungen Künstlerin alle erdenklichen Aufmerksamkeiten erwies.

Auch Roberts Antlig färbte sich höher bei diesem Namen, seine Stirn umblüthete sich, schweigend starrte er vor sich hin, ohne ein Wort zu erwidern. War es Zufall, war es Absichtlichkeit, oder klang es ihm nur so, die Gräfin nannte diesen Namen mit einer merkbar satyrischen Betonung und Roberts Eitelkeit spiegelte ihm vor, die Gräfin müsse bereits von dem erhaltenen Korbe erfahren haben.

Die Unterhaltung stockte, Robert war schweigsam, er erwiderte nichts auf diesen Vorwurf und erhob sich bald. Die schöne Gräfin biß sich auf die Lippen, daß diese sich blutig färbten. Robert wußte, daß ihr Gemahl auf der Jagd, sein zeitiges Aufbrechen war also eine Beleidigung für sie. Als Robert

seinen Hut ergriff, schellte sie ihrer Kammerjungfer und befahl ihr, den Herrn Baron über den Corridor zu begleiten.

Die Kriegserklärung war somit geschehen. Robert indeß achtete nicht hierauf, seine Eitelkeit war schwer gekränkt durch die Vermuthung, daß seine Niederlage bekannt geworden. Wie sollte er es wagen, noch Jemanden mit dem alten Selbstbewußtsein in's Auge zu schauen!

Robert befand sich auf der Straße, er wußte selbst nicht wie. Die schöne Gräfin warf sich auf den Divan, sie zerbiß sich die Lippen, die zierlich gepflegten Nägel — sie war tödtlich verletzt, blutig gekränkt! Bisher hatte sie nur diese Künstlerin gehaßt, weil sie eifersüchtig auf dieselbe war, jetzt haßte sie auch Robert, denn ein eitles Weib verzeiht es nie, wenn der Geliebte weiß, daß ihr Gatte auf der Jagd, und er sich dennoch während des Thees schon entfernt. Entweder er ist ein Tölpel, und das war Robert nicht, oder er ist gleichgültig, und das ist Hochverrath, so lange sie es nicht ist. Wenn eine Liebe beginnt, erwartet das Weib vom Manne die Initiative, wenn sie aber zu Ende geht, will nur sie zu derselben berechtigt sein.

Eine Stunde später befand sich Robert in dem Club, welcher nur die fine fleur der Aristokratie umschloß. Er suchte Zerstreuung um jeden Preis. Zum ersten Male fehlte er heute im Theater bei einer Vorstellung, in welcher Amine auftrat; er berechnete sehr richtig, daß sie ihn an seinem gewohnten Platz vermissen werde.

Bald erschien auch Ewald und nach ihm Gustav, Letzterer heute namentlich sehr aufgeräumt und in schönster Laune, welche zu Roberts Stimmung einen entschiedenen Miston bildete. Der Club war ausnahmsweise spärlich besucht; man zog sich in eins der hinteren Zimmer zurück und begann zu soupiren.

Roberts Antlitz färbte sich höher, je mehr die Traube der

Marne sein Blut durch die Adern trieb. Ewald verlangte die Ursache seiner seltsamen Stimmung zu erfahren. Robert mußte sich zu einer Nothlüge bequemen.

„Apropos, Robert, wie steht's mit unsrer Wette aus?“ fragte Gustav, der das durch Ewald erhaltene Geld in der That nicht zur Befriedigung seiner Gläubiger, sondern zu der seiner Lebenslust verwendete, weil er sehr richtig calculirte, daß er, wenn er Einen befriedige, dadurch nur den Appetit des Andern reize.

Roberts Antlitz bedeckte Purpurgluth, sein Auge rollte wild umher, er stürzte ein Glas des kalten Champagner hinunter, um dadurch nur Del in's Feuer zu gießen.

Ewald warf Gustav einen beschwörenden Blick zu, als er Robert so aufgeregt sah. Gustav indeß achtete nicht darauf.

„Nun, lieber Baron, sind Deine Actien etwa gesunken, da Du so schweigsam bist? Was Teufel soll aus uns Anderen werden, wenn der stets siegreiche Herr von Reineval sich am Ende gar schon mit Körben schmücken muß! . . . Du siehst, ich bin uneigennützig, Robert, ich trinke auf Deine neue Eroberung! Stoß an!“

„Robert ergriff hastig das Glas. Sein Antlitz verklärte sich plötzlich, ein Lächeln trat an die Stelle der Verstimmung.“

„In einigen Tagen sollt Ihr von mir hören!“ rief er. „Es bleibt bei unsrer Wette!“

„Du wärest ein Zauberer, wenn es Dir gelänge, denn wie man hört, hat sie fabelhafte Körbe ausgetheilt. Indeß, ich zweifle nicht an Deinem Erfolg; ich trinke Dir das zweite Glas, und dann ein drittes Deinen Schönen!“

Die Gläser klirrten, der Champagner perlte, Robert gerieth endlich in seine alte, ausgelassene Laune. Dann, als der Wein die Köpfe bereits illuminirt hatte, rief Gustav nach Karten; das Spiel war seine Leidenschaft und da er jetzt ausnahmsweise

wieder sehr bei Rasse war, glaubte er sich um so mehr berechtigt, derselben zu fröhnen.

Man spielte. Gustav war anfangs außerordentlich glücklich, Gold auf Gold häufte sich vor ihm Mitternacht war vorüber, als Gustav seine letzten Banknoten in der Hand zusammenballte, sie auf eine der Karten setzte und...verlor.....

Robert erhob sich nach dieser Nacht sehr spät vom Lager. Man hatte getrunken, gespielt, dann wieder getrunken und erst gegen Morgen die Ruhe gesucht. Robert fühlte eine gewisse Schwere in Kopf und Gliedern, jenes erklärbaren Etwas, das sich wie Blei an jeden auftauchenden Gedanken hängt, Alles was vor und hinter uns liegt durch einander mengt und uns namentlich die Gegenwart sehr unbehaglich macht.

Auch Walter, der ihn beim Frühstück bediente, sah sehr übernünftig aus, seine Hände zitterten, seine Augen standen ihm etwas quer im Kopf und Alles an ihm verrieth, daß er die Nacht nicht solider verbracht als sein Herr. Die zu Roberts Füßen liegende Dogge schaute bald den Einen, bald den Andern fragend an, als wisse sie nicht, was sie denken solle, denn während des ganzen Frühstücks hatte Robert noch kein Wort geäußert und Walter sich wahrscheinlich nicht für besugt oder veranlaßt gehalten, das Schweigen zu brechen.

Da trat Roberts kleiner Onoom, ein rothbäckiger Junge von zwölf Jahren, herein und präsentierte seinem Herrn ein zierliches Billet, dessen Adresse die Handschrift einer Dame trug.

Robert, gewohnt, dergleichen Billets viele zu erhalten, zeigte nicht die geringste Neugier; er warf den Brief auf den Tisch, zündete eine Cigarre an und starrte dann mit den Fingern auf den Tisch trommelnd in's Blaue hinein.

Plötzlich fiel ihm die ziemlich vermessene Aeußerung ein, welche er gestern seinen Freunden gegenüber gethan. „In einigen Tagen sollt Ihr...“ Robert ward unruhig, er schlug das eine

Bein über das andre, dann das andre über das eine. Wenn er sein Wort nicht löste, war er verhöhnt, verlacht . . .

Nie hatte ihm ein Weib so viel Sorgen gemacht wie dieses Mädchen!

Er erhob sich, er maß mit langen Schritten das Zimmer. Walter verzog sich schweigend und mit einem schielenden Blick auf seinen Herrn; er sah, daß er überflüssig war.

Minuten lang war Robert auf und ab geschritten, und doch war ihm noch immer nichts Gescheidtes eingefallen. Seine Gedanken liefen alle wie Essig und Del durcheinander. Er warf sich wieder auf den Stuhl.

Mechanisch faßte seine Hand das daliegende Billet, ohne es zu öffnen kniffte er es zwischen den Fingern zusammen, bis das Siegel sprang. Ebenso mechanisch zog er das Papier aus dem Couvert und warf, sich selbst fast unbewußt, einen Blick nur auf den unterschriebenen Namen.

Dieser traf ihn wie ein elektrischer Strahl. Seine Hand bebte, sein Auge überschlug die zwei kurzen Zeilen, die aber unendlich mehr enthielten, als er den ganzen Vormittag sich zusammengebacht hatte.

Diese Zeilen lauteten:

„Herr Baron!

Ich muß Sie in einer dringenden Angelegenheit sprechen und bitte deshalb um Ihren Besuch.

Amine Münster.“

Ein triumphirendes Lächeln war die erste Wirkung dieser Zeilen; Robert sprang übergliedlich auf und las das Billet noch einmal.

„Sie schreibt!“ rief er. „Sie hat mich gestern Abend im Theater vermißt, sie will wieder gut machen, was sie gethan! . . . Und ich Thor war im Stande, mir so viel Sorgen um eine Kinderei zu machen! . . . Walter, in einer Viertelstunde muß ich angekleidet sein!“ rief er mit lauter Stimme in's Re-

benzimmer. „Alsdann laß mir den Emir satteln, ich will einen Spazierritt machen!“

Walter, der auf diesen Ruf in's Zimmer getreten war, entfernte sich schweigend und träge. An Robert war Alles wieder Leben und Gluth, sein Auge leuchtete, sein ganzes Wesen hatte wieder die gewohnte Elasticität; Robert hatte sein ganzes Selbstvertrauen wieder gewonnen und lächeln mußte er, wenn er sich jetzt an die Möglichkeit erinnerte, dies jemals verloren zu haben. Freilich konnte auch Cäsar Schlachten verlieren, aber nur an würdige Gegner.

Noch lag Aminens's Brief geöffnet auf dem Tische, als Ewald von Wennberg eintrat.

* * *

Ganz um dieselbe Zeit finden wir auch Vorbed mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt, der von der Majorin von Wennberg an ihn gerichtet ist. Um Aminens's Kummer zu stillen und in dem von ihr selbst gefühlten Bedürfniß, den jungen Mann wieder zu sehen, der ihr sonst so redlich und mit so aufrichtiger Theilnahme zur Hand gegangen, hat sie Vorbed in diesem Briefe zugleich in Aminens's Namen, sie wenigstens nicht ganz zu meiden; habe man ihn absichtslos vielleicht verletzt, so möge er ihnen Gelegenheit geben, ihm zu beweisen, wie unendlich werth ihnen seine Freundschaft sei.

„Meine Freundschaft!“ rief Vorbed mit bittrem Lächeln vor sich hin. „Habe ich je Aminens's Freundschaft begehrt, und darf man von mir erwarten, ich könne, nachdem man meine Liebe verschmäht, irgend welchen Werth legen auf die Freundschaft einer“

Auf Vorbed's Zunge lag ein bittres Wort, vor welchem er selbst erschrak. „Doch der Mutter will ich wenigstens nicht wehe thun; ich selber war ja Zeuge, wie sie vergeblich gegen

Leichtsin der Tochter anknüpfte. Ich will zu ihr gehen und zwar zu einer Zeit, wo das Fräulein Tochter von ihrer Kunst (Vorbed betonte dies Wort satyrisch) in Anspruch genommen ist, so habe ich mir ihr gegenüber nichts vergeben! Gott soll mich behüten, mit ihrem vornehmen Courmachern in Konkurrenz treten zu wollen, unter denen der einfache Kaufmann eine klägliche Rolle spielen würde!“

VI.

Eine Falle.

Victorine hatte keine Ahnung davon, welch' schwere Pflicht Amine übernahm, als diese ihr versprach, ein letztes Wiedersehen mit Robert zu vermitteln. Die Letztere hatte ihr Versprechen schon mit schwerem Herzen gegeben, denn wie konnte sie einer Sterbenden diese Bitte versagen. Schwerer noch lastete dieses Versprechen auf ihrem Herzen als sie zu Hause überlegte, daß dasselbe sie wieder in nahe Berührung mit einem Manne bringe, den von sich fern zu halten sie so triftige Ursache hatte.

Indeß Amine hatte der Unglücklichen einmal zugesagt; es galt einer Sterbenden den Abschied vom Leben zu erleichtern, sie sann also darüber nach, wie sie ihr Versprechen zu halten im Stande sei. Daß Robert nicht gern zu Victorine ging, begriff sie; wenn er das geringste menschliche Gefühl besaß, mußte er sich sagen, daß er ihr Mörder sei. Dieses Bewußtsein mußte er bereits haben, denn Victorinens Zustand konnte ihm unmöglich unbekannt sein, er war also entweder ein herz

loser Mensch (und dies leuchtete aus den so schonenden Worten der Unglücklichen hervor) oder er war feige genug, sein Opfer zu fliehen, und in beiden Fällen bedurfte es also einer wirklichen Vermittelung.

Amine blieb nichts übrig, als an den Baron zu schreiben, denn Victorine hatte ihr ja angedeutet, daß Gefahr im Verzuge sei. Schwer ward ihr dieser Brief; ihre Hand zitterte, die Schrift ward so unsicher, daß man ihr die Gemüthsbewegung der Schreiberin ansah. Sie zerriß den ersten Briefbogen und begann mit einem Seufzer den zweiten Brief. Sie zerriß auch diesen und so kamen denn erst auf dem vierten Bogen einige Zeilen zu Stande, die man ohne sich ihrer zu schämen absenden konnte.

Schnell, ehe es ihr leid werde, sandte sie den Boten ab. Aber eine namenlose Angst überfiel sie, als der Brief an seine Adresse wanderte. Es war ihr, als habe sie etwas Böses gethan; dennoch durfte sie sich durch das Bewußtsein beruhigen, daß sie ja eine heilige Pflicht erfüllt; nur eine Besorgniß ließ sich durchaus nicht nieder kämpfen; sie fürchtete einen neuen Ausbruch von Robert's Leidenschaft und also eine Scene, die ihr unendlich peinlich.

Wie sonnenklar ihr auch aus dem Schicksal und den so schonenden Worten der armen Victorine hervorleuchtete, daß Robert in der That ein herz- und gewissenloser Moné sei, es erging Amine wie es ihren Schwestern fast immer in solchen Fällen ergeht, sobald sie dem Angeschuldigten nicht persönlich abgeneigt sind: ihr fast unbewußt regte sich in ihrem Herzen eine leise Fürsprache zu Gunsten des Angeklagten.

Selten finden wir bei den Frauen so viel Esprit de corps, daß sie solidarisch gegen einen Verbrecher an ihrem Geschlechte die Partei ergreifen; in den meisten Fällen geschieht sogar das Gegentheil: der Verbrecher erhält vollständige Amnestie, ja seine Sünden machen ihn interessant, man bietet ihm bereitwillig

Gelegenheit zu neuen Sünden. Es ist das ein unbegreiflicher Zug des weiblichen Herzens, nur erklärbar aus einem Gesichtspunkt, und diesen verschweigen wir aus Höflichkeit gegen unsere Leserin, mit der wir uns hier nicht erzürnen wollen.

Wie Amine vorausgesehen, ließ Robert nicht auf sich warten. Amine wagte bei seinem Eintritt kaum das Auge zu ihm zu erheben, und nichts ist natürlicher, als daß Robert sich dies zu seinen Gunsten deutete.

Gestern zurück gewiesen, heute zurück gerufen, weil man sich die Sache anders überlegt! dachte er bei sich.

Amine gewann erst die nöthige Courage, als er ihre Hand erfaßt hatte und dieselbe mit einem leisen Druck an seine Lippen führte. Durch diesen Druck beabsichtigte Robert zu erforschen, in wie fern seine schöne Gegnerin bereit sei, sich heute langsam oder schnell zu ergeben.

Zu seinem Erstaunen entzog Amine ihm rasch die Hand — folglich wünschte sie eine längere Capitulation. Auch dazu war Robert bereit.

„Herr Baron,“ begann Amine, die ihn heute in der einfachsten dunklen Hausrobe empfang, als wolle sie ihm dadurch andeuten, daß sie sehr ernste Dinge mit ihm zu besprechen habe. „Ich war so dreist, Sie mit einem Billet zu belästigen . . .“

„Das mir eine Botschaft vom Himmel war, mein gnädiges Fräulein!“ fiel Robert ein, während sie noch immer das Auge zu Boden senkte.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, lassen Sie uns ohne Complimente sprechen. Was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist durchaus ernster Natur; Sie müssen mir gestatten, mit aller Offenheit zu Ihnen zu sprechen.“

„Mein Gott, wo soll denn das hinaus!“ dachte Robert bei sich, als er den feierlichen Ausdruck ihres Gesichtes sah.

„Sie sehen, ich bin die Aufmerksamkeit selbst!“ sagte er laut und rückte näher.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Baron, eine ernste, dringende Bitte, nicht für mich, sondern . . . Wollen Sie mir versprechen, diese Bitte zu erfüllen?“

„O, mit tausend Freuden, wenn sie in meiner Macht liegt, und selbst dann noch, denn ein Wink von Ihnen . . .“

„Ich wiederhole, Herr Baron, keine Complimente!“ unterbrach Amine ihn. „Ihr einfaches Wort genügt mir, denn was ich von Ihnen erbitte, liegt durchaus in Ihrer Macht, ja es ist sogar ein edles Werk.“

Sie versetzen mich in die höchste Spannung, Amine!“

Diese erschrad leicht, als sie sich von ihm bei ihrem Vornamen nennen hörte. Das war eine Warnung, auf ihrer Hut zu sein. Sie schöpfte tief Athem, denn sie mußte jetzt zur Sache kommen, und zwar so schonend wie möglich, damit er nicht verletzt werde.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, Herr Baron, ist die Botschaft einer Freundin, der Gruß einer Sterbenden, die, ehe sie von hinnen scheidet, Ihnen noch ein letztes Lebewohl sagen möchte!

Amine erhob bei diesen Worten ängstlich den Blick, um sich zu überzeugen, welchen Eindruck ihre Worte auf ihn machten.

Roberts Stirn verfinsterte sich plötzlich, seine Brauen zogen sich zusammen, sein Auge starrte düster vor sich nieder.

„Eine Intrigue! Eine schändliche Intrigue!“ dachte er. „Auch hier also legt sich mir dieses Weib in den Weg! . . . Doch gleichviel, ich muß vorwärts über ihre Leiche!“

„Sie schweigen, Herr Baron?“ wagte Amine vorsichtig fortzufahren. „Zum ersten Male seit meinem Debut sah ich Victorine gestern wieder; ich fand sie hoffnungslos, ihre Stunden sind gezählt. Als ich von ihr schied, machte sich mich zur Vermittlerin eines Wunsches, der mich überraschte, nämlich des Wunsches, Sie noch einmal zu sehen. Ich übernahm dies, denn von Ihrem edlen Herzen war ich überzeugt, daß es von

einer Sterbenden für Sie nur eines Winkes bedürfe, um ihr den letzten Trost zu bringen!“

Robert hatte sich gesagt, er schaute Amine forschend an, als wolle er sich überzeugen, in wie fern hier ein Complot geschmiedet sei. Amine aber begegnete seinem Blick so offen und treuherzig, ja so innig bittend, daß er sich in dieser Hinsicht beruhigte.

„Gewiß, ich habe nicht umsonst gebeten; nicht wahr, Herr Baron?“ fuhr Amine fort.

Robert biß die Zähne zusammen, diese Zumuthung war ihm eine Folter; nicht daß er Gewissensbisse gefühlt hätte; Robert war nur empört darüber, daß dieses ihm jetzt so lästige Weib selbst auf dem Sterbebette noch seine Pläne durchkreuzen mußte, daß ihr Verlangen seiner Unterhaltung mit Amine eine Richtung gab, die Meilen weit von seinem Zielpunkt lag. Indes er fand Mittel, das Gespräch zu lenken.

„Wie kam Victorine dazu, mein Fräulein, gerade Sie zur Trägerin dieses Wunsches zu machen?“ fragte er endlich.

Amine war auf diese Frage nicht ganz gefaßt; dieselbe aufrichtig zu beantworten war ihr ohne Erröthen nicht möglich. Dennoch fand auch sie einen Ausweg, auf welchem sie ihm zu entweichen hoffte.

„Sie wissen, Herr Baron, daß einer Sterbenden nicht viel Zeit vergönnt ist, ihre Voten zu wählen. Ich sagte Ihnen bereits, daß ich Victorine gestern zum ersten Male seit meinem Debut wieder gesehen; gewiß würde sie jeder andern Person eben so gern diesen Auftrag erteilt haben, dessen Erfüllung eben nur eine Pflicht und ein Werk der Barmherzigkeit ist.“

„Für mich ist Ihr Wunsch eine Unmöglichkeit!“ rief Robert mit festem Ton.

„Eine Unmöglichkeit, Herr Baron?“ fragte Amine erstaunt. „Ich fürchte mich, Sie zu verstehen!“ setzte sie mit schwerem Vorwurf hinzu.

Robert sah ein, daß er Alles anbieten müsse, um ein Mädchen nicht zu verlegen, das diese seiner Ansicht nach sinnlose und thörichte Zumuthung von der sentimentalen Seite aufsaßte; er verlor den ganzen Vorsprung in Aminens Herz, wenn er sich als grausam und unempfindlich zeigte, da er aber keineswegs die Absicht hatte, ihr zu willfahren, so mußte er das Blatt zu wenden suchen.

„Ja, eine Unmöglichkeit!“ wiederholte er. „Ich kenne dieses Mädchen, Amine. Thöricht, ungereimt, unverständig und sinnlos, wie sie stets im Leben gewesen, ist sie es jetzt auch im Tode. Was sie Ihnen über unser beiderseitiges, längst gelöstes Verhältniß gesagt haben mag, weiß ich nicht, so viel aber ist mir bewußt, daß die Erfüllung ihres Wunsches zu einer Scene Veranlassung geben würde, . . . die ich nicht zu ertragen vermag . . . Amine!“ fuhr Robert fort, während seine Sprache einen innigen Ton annahm und ein leichtes Vibriren verrieth, als fühle er sich durch die Erinnerung tief ergriffen. „Vergebens würde ich nach Worten suchen, um Ihnen zu schildern, wie unendlich viel Schmerz und Kummer ich durch dieses Mädchen erlitten, das aufzugeben mich einen langen, heftigen Kampf mit mir selbst gekostet. Fassen Sie Alles was Thorheit, Unbesonnenheit, Launenhaftigkeit und Eigensinn heißt, zusammen, legen Sie dies Alles in einen leidlich hübschen Körper und Sie haben einen schwachen Begriff von dem Charakter dieses Mädchens. Ich hatte schließlich nur die Wahl, sie aufzugeben oder mich selbst — ich wählte nach hartem Kampf das erstere. . . . Selbst jetzt noch, wo der ewige Widerspruch in ihrem Charakter sie nothwendig endlich aufreiben mußte, will sie mich zu einer Unüberlegtheit hinreißen. Sie will mich noch einmal sehen, um . . . ja, ich scheue mich nicht, sie dessen zu beschuldigen . . . um vor ihrem Tode noch einmal eine jener entsetzlichen Scenen herbei zu führen, die . . . ich nicht wieder zu erleben im Stande bin . . . Nein, nimmermehr! Steht es mit Victorine so schlimm,

ist ihr Tod so nahe, möge sie in Frieden sterben; ich kann, ich darf es nicht verantworten, sie am Rande ihres Grabes noch einmal in jenem fürchterlichen Zustande nervöser Aufregung zu sehen, deren Erinnerung mir noch heute so schrecklich!"

Robert heuchelte seinen Schmerz mit einer Meisterschaft, die Amine frappirte.

Victorine, dieses engelgute Wesen, sollte ein so launenhaftes, eigenstinniges Geschöpf sein, daß dieser junge Mann es nicht einmal wagte, sich ihrem Sterbebette zu nähern? Amine erschien das unmöglich, und dennoch sprach Robert mit solchem Schein von Aufrichtigkeit, daß er sie in Zweifel versetzte. Freilich kannte sie Victorine nur sehr oberflächlich, aber Wincklers Äußerung und ihre eignen schonenden Worte . . . Amine vermochte nicht sich diesen Zwiespalt zu reimen.

"Ich weiß nicht zu beurtheilen, Herr Baron," sagte sie, "in wie fern Sie berechtigt sind in Ihrer Weigerung, wohl aber weiß ich, daß einem Sterbenden seine letzte Bitte zu verweigern eine Grausamkeit wäre, deren ich Sie nicht fähig halte!"

"Amine," rief Robert seine Hände ringend, "Sie verlangen viel, Sie verlangen das Unmögliche von mir, und dennoch bin ich nicht im Stande, Ihnen einen Wunsch zu versagen, kostete er mich selbst mein Leben! . . . Wohlان denn," setzte er hinzu mit einer Miene, als habe er einen heroischen Entschluß gefaßt, "Sie wollen, und ich gehorche, aber unter einer Bedingung!"

Amine schaute ihn in banger Erwartung an.

"Sie selbst müssen bei diesem Wiedersehen zugegen sein! Nur in Ihrer Gegenwart wage ich es, diesem Mädchen wieder zu begegnen!"

"Dank, tausend Dank, Herr Baron!" rief Amine aufspringend und ihm die Hand reichend. "O, ich wußte ja, daß Ihr

Hetz über Ihre Bedenken flegen werde! Sie werden mich bei Victorine finden zu jeder Stunde, welche Sie bestimmen!“

Robert schüttelte getäuscht den Kopf, während er ihre Hand in der seinigen behielt.

„Nein, Amine,“ sagte er traurig, „meine Bedingung geht weiter: Sie selbst sollen mich zu ihr führen!“

„Um einer Sterbenden die letzten Stunden zu erleichtern, soll auch das geschehen,“ antwortete Amine nach kurzem Bedenken.

Sie sah nicht, wie Roberts Auge plötzlich in heimlicher Freude aufleuchtete, sie fühlte nur einen heißeren Drud seiner Hand, der sie zu neuer Vorsicht mahnte.

„Was aber geschehen soll, muß noch heute geschehen,“ setzte sie hinzu, während Robert mit wichtigen Gedanken beschäftigt schien.

„Noch heute?“ murmelte er anscheinend erschreckt.

„Was hindert uns, auf der Stelle zu der Kranken zu eilen?“

„Wichtige Angelegenheiten, Amine, rufen mich zu meiner Mutter und beschäftigen mich bis zum Abend; erst dann stehe ich Ihnen zu Diensten.“

Aminens Sehnsucht, Victorinen diesen Liebesdienst zu erweisen, fühlte sich etwas getäuscht; Pläne in einem Mädchenkopfe sind aber stets sehr heißer und dringlicher Natur.

„Heute Abend!“ wiederholte sie nachdenkend. „Eine Rolle in dem heutigen Vorspiel wird mich bis acht Uhr beschäftigen.“

„So gestatten Sie, daß mein Wagen Sie nach acht Uhr vor dem Theater erwartet!“ rief Robert mit einer Hast, welche Amine frappirt haben würde, wenn ihre Gedanken nicht schon mit der Freude beschäftigt gewesen wären, welche Victorine bei diesem Wiedersehen empfinden werde.

„Gut! Es sei!“ antwortete sie ebenso schnell, denn sie fürchtete, daß Robert am nächsten Tage schon andern Sinnes sein könne. „Ich sende sofort zu Victorinen, damit ihre Dienerin sie auf diesen Besuch vorbereite!“

Robert küßte inbrünstig Aminens Hand; sie fühlte, wie die seinige zitterte, als er ihre Finger an die Lippen drückte, und hielt dies für eine Folge seiner Nührung.

„Triumph, mein Spiel ist gewonnen!“ rief Robert, als er sich auf der Straße befand. „Jetzt eilig das Nothwendigste vorbereitet und morgen, wenn das Geschehene einmal nicht mehr zu ändern ist, wird sie sich zu finden wissen!“

* * *

Erst zwei Stunden später erreichte der Baron von Reineval in einem Fiaker seine Wohnung. Der kleine Groom hielt bereits seit lange den Emir gesattelt, auf seinen Herrn wartend.

„Ich reite nicht!“ rief er dem Kleinen zu und eilte die Treppe hinauf.

Ueber den Corridor schreitend und in sein Wohnzimmer tretend, hörte er einen lauten Wortwechsel in seinem Schlafgemach; eine heifere Stimme stieß die wildesten Verwünschungen aus, begleitet von einem dumpfen Poltern und Stoßen.

Erstaunt eilte Robert hinzu, fand aber nur seinen Diener Walter vor; indeß in welcher Situation! Walter tobte wie ein Wahnsinniger auf dem Divan, mit glühendem Gesicht und geschwellenen Adern rang er sich auf seinem Sopha, wälzte sich auf demselben, streckte die Arme, packte mit den Fäusten in den Divan, als kämpfte er mit einer andern Person; dabei stieß sein Mund die wildesten Flüche und Verwünschungen aus, während seine Augen die aus ihren Höhlen heraus geschwellen waren.

Robert stand sprachlos da, Walters ganzes Treiben bot in der That einen abschreckenden Anblick. Zu Roberts Entsetzen sah er ein blaues Messer in der Hand Walters.

„Bill, zu Hülfel! Zu Hülfel! röchelte dieser endlich ermat-

tend. „Er drückt mir die Kehle zu, der Hund! Hilf mir . . . Will . . . oder . . .“

Walter raffte noch einmal alle seine Kräfte zusammen, mit einem Wuthgebrüll fuhr sein Messer in den Divan . . . Walter brach ermattet zusammen, wälzte sich herum und lag, ein tiefes, heiseres Gurgeln ausstoßend, starr und unbeweglich auf dem Divan.

Diese Scene hatte Robert natürlich ganz außer Fassung gebracht. Im ersten Augenblick war es ihm gewesen, als kämpfte Walter wirklich mit einem lebenden Wesen, dann aber, als er sich überzeugt, daß der Diener allein war, hielt er sein ganzes Treiben für die Aeußerungen eines Traumes.

Als er die Klinge in Walters Hand blitzen sah, sprang Robert hinzu, um ihm in den Arm zu fallen, kam jedoch zu spät. Staunend blickte er in das offenbar von Alkohol und Aufregung des Traumes erhitzte, geschwollene Gesicht. Ein Ekel überfiel ihn; er war im Begriff, die übrige Dienerschaft herbei zu rufen, um den jetzt laut Schnarchenden aus seinem Schlafgemach entfernen zu lassen. Zur rechten Zeit aber überlegte Robert, daß er Walters bedürfe und daß es dringend nöthig sei, denselben so bald als möglich wieder nüchtern zu machen.

Er packte ihn bei der Brust, rief ihm seinen Namen in's Ohr und schüttelte ihn verb. Minuten verstrichen; Robert mußte dies dreimal wiederholen, ehe Walter zu sich kam. Dann endlich schlug dieser seine Augen auf und glözte seinen Herrn eine Zeit lang mit einem wahnstinnigen Blick an. Er mußte nicht, wo er sich befand; der im Schlafe bestandene Kampf hatte ihn so erschöpft, daß er seine Glieder nicht zu gebrauchen vermochte. Dicker Schweiß lag auf seinem entstellten Antlitz.

Plötzlich erkannte er den Baron, er suchte erschreckt sich zu-

sammen zu raffen und aufzuspringen, fiel aber wie ein Stüd Holz wieder zurück.

„Herr Baron . . .“ sprach er mit heiserer, halb gebrochener Stimme. „Ich . . . ich bitte . . . um Verzeihung . . . Ich . . . mußte eingeschlafen sein.“

Inzwischen machte er die erdenklichsten Anstrengungen sich aufzurichten, was ihm denn schließlich auch gelang.

„Was, zum Teufel, treibst Du hier für Tollheiten?“ rief Robert, lange nicht so erzürnt, wie es Walter gefürchtet hatte, der jetzt immer mehr zu sich kam.

„Ich weiß nicht, Herr Baron . . . es hat mich wieder überfallen,“ stotterte er.

„Was hat Dich überfallen?“

„O, es ist eigentlich nichts,“ antwortete er ausweichend.

„Nichts? Wenn Du hier der Länge nach auf dem Sopha Dich umher wälzest und dabei die tollsten Dinge schreist, das Messer ziehst, als wollest Du einen Gegner ermorden, und es in den Divan stößt? . . . Sieh, dort steckt das Messer noch!“

Walter ward leichenblaß, als er das Messer erblickte. Robert ersah sofort seinen Vortheil, den er hieraus ziehen könne, da er selbst gerade jetzt Walters Hülfe bedurfte.

„Wer war der Vill, der Dir zu Hülfe kommen sollte, und wer war die Person, die Du im Traume soeben erstachst, als sie Dir die Gurgel zudrückte?“

Walter zitterte vor Angst, als er sich so verrathen sah.

„Ach, es war ja nur ein Traum, Herr Baron!“ antwortete er kläglich.

„Ein Traum? So träumt man nicht, namentlich nicht mit dem Messer in der Hand. Sprich die Wahrheit; auch Jean erzählte mir bereits, daß er Dich im Traume ähnliche Scenen aufführen sah!“

Ein diabolischer Blick, der gewiß der Indiscretion des armen Jean, des andern Dieners, galt, schoß aus Walters Auge;

er überlegte inzwischen, daß er ja ohne Gefahr wenigstens die halbe Wahrheit sagen könne. Die ganze werden wir später erfahren.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron,“ antwortete er, während sein thürdisches Auge vor sich hinstarrte. „Es überfällt mich zuweilen so im Traum; ich hatte einmal einen Zank mit einem Andern, einem Freund . . . es sind schon viele Jahre her . . . und da . . .“

„Da machtest Du mit diesem Messerstich der Freundschaft ein Ende?“ fragte Robert, ohne sich viel dabei zu denken, denn in seiner Heimath machte man von einer solchen kleinen desgracia kein Aufsehen.

„Nein, Herr Baron, Sie irren,“ fiel Walter schnell ein, der sich inzwischen wieder erholt hatte; „aber unsere Freundschaft war natürlich damit zu Ende, und da ich ihn sehr lieb gehabt . . .“

„Das erschien mir allerdings auch so!“ sagte Robert ironisch lächelnd, während er ihm einen Wink gab, die Sache auf sich beruhen zu lassen. „Sprechen wir übrigens von etwas Anderem, Walter; ich habe Dir ein wichtiges Geschäft zu übertragen, das Deine ganze Geschicklichkeit erfordert.“

„Ich stehe zu Befehl, Herr Baron!“ rief Walter, sehr erfreut dieses unerquidliche Thema beseitigt zu sehen.

Robert warf sich in den Sessel und sann einige Minuten nach.

„Schließe die Thür!“ befahl er Walter.

Dieser that wie ihm geheißen.

„Jetzt gieb Acht, was ich Dir zu sagen habe, und merke Dir Alles genau, denn ich habe nicht Zeit, heute darauf zurück zu kommen. Siehst Du mir Ursach, mit Dir zufrieden zu sein, so weißt Du, daß ich erkenntlich bin.“

Walter schmunzelte hämisch; er mußte bereits ahnen, um was es sich handle; Miene und Handbewegung schienen andeuten zu sollen, daß er in diesem Genre seinen Meister suche.

VII.

Die weiße Dame.

Zur bestimmten Stunde hielt ein eleganter, mit zwei Kappen bespannter und geschlossener Wagen in der Nähe des Portals, welches zur Bühne führte. Die hier aus und ein gehenden Schauspieler, Choristen und Arbeiter hatten die glänzende Equipage, die ihnen übrigens nicht unbekannt war, sehr bald bemerkt und während das erste Stück gespielt wurde, fielen hinter den Coulissen bereits allerlei Redensarten. Einige waren neugierig zu erfahren, welcher von den Damen diese Ehre gelten werde, Andere meinten lächelnd, darüber könne gar kein Zweifel sein. Gegen Ende des Stückes behaupteten sogar einige soeben erst gekommene Schauspieler, sie hätten den Baron von Reineval in den Wagen steigen gesehen.

Amine hatte von all' Dem nichts gehört, ahnungslos war sie nach Beendigung des ersten Stückes in die Garderobe geeilt, wechselte dort ihre Toilette gegen ein einfaches Kostüm, wartete dann so lange bis ihre in dem Stücke beschäftigt gewesenen Collegen und Colleginnen ihrer Berechnung nach schon das Theater verlassen hatten, und eilte ohne von ihrer Dienerin gefolgt zu sein hinaus.

Robert hatte, wie wir bereits hörten, auf's prompteste Wort gehalten. Amine warf einen flüchtigen Blick über den Platz und als sie sich von Niemanden beobachtet glaubte, eilte sie auf die Equipage zu. Diese öffnete sich von innen, zwei Arme hoben sie schnell in den Wagen, der auf dem Bod sitzende Kutscher, dessen Amt heute ausnahmsweise Walter versah, trieb die Pferde an und der Wagen fuhr in die Nacht hinein.

Wußte Amine auch, daß sie im Begriff, ein edles Weib zu sein, so wollte sie doch der Welt keine Veranlassung zu Miß-

deutungen geben. Ueberzeugt, daß Niemand sie gesehen, nahm sie neben Robert Platz, den sie heiterer gestimmt fand als sie zu vermuthen gewagt. Vielleicht würde sie weniger vertrauensvoll gewesen sein, wenn sie geahnt hätte, mit welcher Ostentation die Equipage auf dem Platze gehalten, mit welcher Absichtlichkeit Robert selbst vorhin sich auf demselben gezeigt, als sei es sein Wunsch, daß Jedermann von seiner Anwesenheit wisse.

Dennoch war Robert an Abenteuer dieser Art so gewohnt, daß Prahlerei unmöglich die Veranlassung dieser Ostentation sein konnte; der Grund mußte also tiefer liegen.

Noch war kein Wort zwischen beiden gewechselt und trotzdem hatten sie nicht bemerkt, wie in dem Augenblick, wo Amine in den Wagen stieg, eine andre Equipage an dem etwas seitwärts gelegenen Hauptportal hielt, daß in demselben Augenblick, wo Amine im Wagen verschwand, eine stattliche Dame in weißem Burnuß heraustrat und von einem Diener begleitet auf ihre Equipage zu schritt.

Es war die Gräfin Breitenstein, die, da Amine heute spielte, Robert im Theater geglaubt hatte, als sie aber ihren Irrthum einsah, die Voge nach dem ersten Stück wieder verließ.

Zum Unglück hatte ihr Auge, von der Eifersucht geschärft, Amine erkannt. Sie stuzte, als sie auch die Equipage erkannte. Schnell entschlossen raunte sie ihrem Diener einige Worte zu, dieser instruirte den Kutscher und gleich darauf schlug ihr Wagen dieselbe Richtung ein, welche Robert genommen.

Noch immer schwiegen die Beiden. Amine, etwas bekümmert bei dem Gedanken, mit Robert allein zu sein, aber getrübt durch ihre gute Absicht, sah alsbald auch Robert etwas nachdenkend; sie wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen, weil das Ziel ihrer Fahrt ihm nothwendig ein peinliches sein mußte.

Der Wagen bog von einer Straße in die andere; Amine erschien es bald, als nehme derselbe einen ganz eigenthümlichen

Weg nach der ziemlich entfernten Wohnung Victorinens. Dies gab ihr Gelegenheit zu einem harmlosen Gespräch.

„Sie verzeihen, Amine, wenn ich Sie ohne Ihre Erlaubniß zu einem kleinen Umweg zwingen,“ antwortete Robert auf ihre Frage lächelnd. „Ich durfte unmöglich mein Wort brechen; die Angelegenheiten, welche ich bei meiner Mutter zu ordnen hatte, zogen sich in die Länge; stets in der Hoffnung, noch bei Zeiten zu Ende zu kommen, versäumte ich, Sie benachrichtigen zu lassen. In der Zuversicht, von Ihnen entschuldigt zu werden, nehmen wir den kleinen Umweg zu meiner Mutter, in deren Wohnung ich noch ein wichtiges Actenstück zu unterschreiben habe.“

„Zu Ihrer Mutter?“ rief Amine betroffen.

„Sie ist bereits unterrichtet von dem frommen Werke, das wir vorhaben. Meine Mutter hat, durch ihre Kränklichkeit gehindert, Sie noch nicht auf der Bühne sehen können, hat aber so viel über Sie gehört, daß sie höchst erfreut ist über diese Gelegenheit, Sie kennen zu lernen.“

„Herr Baron, ich hätte wohl erwarten dürfen, zeitiger hiervon in Kenntniß gesetzt zu werden!“ sagte Amine ein wenig unwillig.

„Es wäre geschehen, doch deutete ich Ihnen vorhin bereits die Umstände an, welche mich hinderten.“

Amine fügte sich, wenn auch sehr ungern. Der Wagen rollte weiter und hielt endlich vor einem isolirt stehenden, von Gärten umgebenen Hause einer Vorstadt.

Der Kutscher sprang vom Bod und öffnete den Wagen, Robert bot Amine den Arm, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein; er fühlte, wie sie leise zitterte, sie aber bemerkte nicht die heimliche Freude, welche aus den Augen des jungen Mannes leuchtete. Beide indeß sahen nicht, wie in kurzer Entfernung ein andrer Wagen hielt, aus welchem in großer Eile eine Dame stieg.

„Seien Sie ohne Furcht, Amine; nur wenige Minuten und

wir eilen weiter!" sagte Robert beruhigend, während sie seinen Arm nahm und sich von ihm in das Haus führen ließ.

Raum waren Beide verschwunden, als Walter sich wieder auf seinen Bod schwang, die Pferde antrieb und davon fuhr.

Unschlüssig blieb die in den weißen Burnuß geküllte Dame einen Augenblick vor dem Hause stehen und blickte zur ersten Etage hinauf, als wisse sie bereits Roberts Ziel. Zwei Fenster dieser Etagen waren erleuchtet; diese behielt sie im Auge, dann trat sie entschlossen in das Haus.

"Es wäre besser, ich hätte Ihre Rückkehr im Wagen erwartet," sagte Amine vor der Treppe angelangt. "Lassen Sie mich zurückkehren; ich fühle eine unbegreifliche Angst . . . Gewiß, es ist besser, wenn ich Sie draußen erwarte!"

Amine begleitete diese Worte mit einem bittenden Blick. Robert lächelte über ihre Thorheit, dann nahm sein Antlitz plötzlich eine ernste Miene an.

"Wie Sie wünschen," sagte er. "Fahren Sie voraus zu Victorine, doch rauben Sie mir dadurch einen Vorwand, mich so schnell von hier los machen zu können, wie es Ihnen zu Liebe meine Absicht war . . . Wählen Sie Amine!"

Diese Antwort hatte die berechnete Wirkung; sie winkte ihm, voraus zu gehen, und folgte ihm mit beklommenem Herzen die Treppe hinan.

Rein Diener empfing sie oben. Robert zog einen Schlüssel hervor, öffnete die zum Corridor führende Thür und geleitete sie in ein einfach decorirtes, durch mehrere Lampetten erhelltes Zimmer.

Auch hier war Niemand. Furchtsam blickte Amine umher; ihre Angst lehrte zurück; sie warf einen zugleich fragenden und flehenden Blick auf Robert.

Das Antlitz des jungen Mannes zeigte die größte Ruhe; er nahm ihre Hand und führte sie zu dem Sopha.

"Herr Baron," stotterte Amine zitternd, während sie mit

Widerstreben Platz nahm, „Sie versprachen mich zu Ihrer Mutter zu führen; ich vertraute mich Ihnen an als einem Mann von Ehre, und noch einmal übergebe ich mich der letzteren.“

„Und meiner Liebe!“ rief Robert, indem er sich vor ihr auf die Kniee warf. „Amine, verzeihen Sie dieser Liebe einen Entschluß, den ihr nur die Verzweiflung eingeben konnte! Ich verehere Sie, ich bete Sie an, Sie sind mir Alles, mein Leben, meine Sonne, meine Seele . . . Sie ließen mich fühlen, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig sei, und dennoch stießen Sie mich von sich; was blieb mir übrig, als zu einer List zu greifen, um Ihnen ungestört sagen zu können, daß Sie mich lieben müssen, daß ich verloren bin, wenn Sie mich noch einmal zurückstoßen!“

Aminens Antlitz hatte sich schon bei seinem ersten stürmischen Worten enfärbt, jetzt ward es leichenblaß, sie versuchte, sich zu erheben, aber ihre Glieder versagten ihr den Dienst und Robert, der ihre beiden Hände gegriffen, hielt sie krampfhaft umfaßt, während aus seinen Augen ein unheimliches Feuer der Leidenschaft glühte. Sie warf ängstliche, verzweifelte Blicke umher, als suche sie nach Hülfe, aber Niemand erschien. Eine namenlose Angst durchheulte mit Fieberfrost ihre Glieder, ihr Auge trübte sich . . . Dennoch raffte sie sich zusammen, sie begriff, daß nur die äußerste Ruhe sie aus dieser gefährlichen Lage zu ziehen im Stande.

Robert überströmte inzwischen von Versicherungen seiner Liebe, seiner Anbetung, er nahm den Himmel zum Zeugen seiner Aufrichtigkeit und schwor ihr sein Herz, seine Seele, sein Alles.

Endlich hatte sich Amine die Ruhe erkämpft, deren sie bedurfte. Ein kalter, eiskiger, fast verächtlicher Blick fiel auf den vor ihr knienden Baron.

„Sie nahmen Ihre Zuflucht zu einer List,“ sagte sie.

„Sie glaubten sich zu derselben berechtigt, weil ich Sie habe fühlen lassen, daß Sie mir nicht gleichgültig seien. Herr Baron, Sie waren im Irrthum und sind es in diesem Augenblick mehr als je, indem Sie sich Erfolg von dieser List versprechen . . . Ihr Benehmen verdient die tiefste Verachtung. Sie versprachen, mich zu einer Unglücklichen zu begleiten, deren Lebensglück Sie zerstört, statt dessen versuchen Sie eine neue Unglückliche zu machen. Erfahren Sie denn, daß wenn ich wirklich einiges Interesse für Sie gefühlt, dies erloschen ist, als ich erfuhr, mit welcher empörender Herzlosigkeit Sie Victorine geopfert . . . Und jetzt, nach diesem offenen Geständniß, Herr Baron, lassen Sie wenigstens mich mein Versprechen erfüllen und zu einer Sterbenden eilen, deren Unglück ich erst jetzt ganz begreife!“

Amine wollte sich erheben, Robert jedoch suchte den Arm um ihren Leib zu schlingen und sie fest zu halten. Hatte Amine vorhin nur Verachtung für ihn gefühlt, so erregte er jetzt ihren Abscheu. Mit Aufbietung aller Kräfte stieß sie ihn von sich und suchte zur Thür zu eilen. Robert jedoch vertrat ihr den Weg. Amine fuhr zurück, denn ein Blick auf sein Antlitz verrieth ihr wozu er entschlossen sei.

„Herr Baron von Reineval,“ rief sie, sich stolz aufrichtend, „ich ersuche Sie noch einmal um die Erlaubniß, mich von einem Orte entfernen zu dürfen, den ich unter dem Schutz eines Ehrenmannes betreten und den ich auch unter diesem Schutze zu verlassen hoffe! Bei dem Allmächtigen schwöre ich Ihnen, daß jeder Versuch, mich hier festzuhalten, vergeblich sein wird!“

„Und ich Amine, schwöre Ihnen, daß selbst Ihr Zorn mich nicht vermögen wird, Sie aus meinen Armen zu lassen!“ antwortete Robert, der, als er alle seine Hoffnungen durch diesen Schwur betrogen sah, einen andern Ton anschlug.

„Auch nicht meine Verachtung, Herr Baron? Auch nicht

die Schande vor der Welt, wenn diese erfährt, daß Sie unter den verabscheuungswürdigsten Vorwänden ein unschuldiges Mädchen hieher gelodt?"

„Diese Welt, theure Amine, wird nichts davon erfahren,“ antwortete er, die Maske von sich werfend, mit unverschämter Miene. „Man hat Sie vor dem Theater freiwillig in meinen Wagen steigen gesehen; man weiß, daß ich in demselben saß, denn Ihre Collegen haben mich gesehen; in diesem Augenblick also erzählt man sich bereits, daß Sie mich erhört und Niemand wird Ihnen ein Märchen glauben, das Sie vielleicht erfinden, um Ihre Schwäche damit zu bemänteln!“

„Niemand, außer Einer,“ rief plötzlich eine Frauenstimme so laut und gebietend, daß selbst Robert zusammen fuhr.

Bleich und überrascht wandte er sich zurück und vor ihm stand die weiße Dame — die Gräfin Breitenstein, die ihn mit einem Blick voll tödtlichem Haß und Verachtung maß und dann lächelnd der bleichen Amine die Hand reichte.

„Was ich gethan,“ sagte sie, ohne auf Robert weiter zu achten, mit Würde und sogar einer gewissen Hoheit; „ist einer jener unüberlegten Schritte, zu welchen die Leidenschaft uns Frauen nur zu oft hinreißt. Thöricht wäre es von mir, mein Fräulein, diesen Schritt durch ein Interesse für Sie rechtfertigen zu wollen, das ich, aufrichtig gesagt, niemals gefühlt. Indem ich Sie jetzt in meinen Schutz nehme, haben Sie Urfach, sich mir verpflichtet zu fühlen, ich darf mich daher Ihrer Discretion übergeben und unter uns Dreien offen bekennen, was mich hieher führt. Ich sah Sie in den Wagen des Herrn Baron steigen, ich folgte Ihnen — aus welchem Antriebe, Sie begreifen es, denn Sie sind ein Weib wie ich . . . Da ich dieses Haus, diese Wohnung kenne, da ich sogar den Schlüssel zu derselben bei mir führte, war es mir erlaubt, als Ihr Schutzengel aufzutreten, und diese von mir übernommene Rolle führe ich zu Ende, indem ich Ihnen meinen Wagen anbiete.“

Mit diesen Worten machte sie dem wie versteinert dastehenden Baron eine ironische Verneigung und führte Amine zu der Thür, durch welche sie herein getreten.

Robert machte keinen Versuch, sie zurück zu halten; er schlug sich mit einem Fluch vor die Stirn und maß in höchster Aufregung das Zimmer.

„Der Satan selbst hat dieses Weib bieber geführt!“ rief er. „Aber wie Dem sei, meine Wette ist gewonnen!“ ... Und sie selbst?“ setzte er nach kurzer Ueberlegung hinzu. „Ist sie selbst mir denn verloren? ... Man hat sie in meinen Wagen steigen gesehen, man weiß also, sie gehört mir! Was sie auch thun mag, sich zu rechtfertigen, wer wird ihr ein solches Märchen glauben! ... Und wenn sie sehr bald einsteht, daß es nutzlos und thöricht, eine Tugend noch länger bewahren zu wollen, die bereits so zernagt vom Urtheil der Welt, dann wird sie freiwillig sich mir überliefern ... Vor der Hand ist es nothwendig, daß Niemand heut Abend mich sehe!“

Robert warf sich auf das Sopha und da er einmal aus obiger Rücksicht verdammt war, den Abend einsam zu verbringen, zündete er sich in diabolischer Ruhe eine Cigarre an. Was war ihm die Ehre eines Weibes! Was war diese Ehre gegen die Nothwendigkeit, seine Ehre als Cavalier aufrecht zu erhalten! Robert gehörte zu denjenigen, welchen der Ruf einer Frau als ein Nichts, als eine Phantasie erscheint. Das Weib war ihm nichts weiter als ein Weib, eine schillernde Ribelle, die jeder zu haschen berechtigt, und er zerbrückte sie mit dem Muthwillen eines Knaben, wo es ihm gelang, sich ihrer zu bemächtigen.

VIII.

Ein gebrochenes Herz.

Um dieselbe Zeit that ein armes langsam verblutendes Herz, das Robert so heiß geliebt, seine letzten Schläge.

Als die Gräfin, wie wir sahen, ein geistreiches, aber ebenso kokettes Weib, deren Nachsicht soeben den vollständigsten Triumph gefeiert, Amine in ihren Wagen geführt und sie neben dem armen Mädchen saß, das noch immer vor Aufregung zitterte, fühlte sie eine aufrichtige Sinneigung zu derselben. Sie hatte die Künstlerin gehaßt, weil sie in ihr eine Nebenbuhlerin gefürchtet, die Würde aber, mit welcher Amine den Baron zurückgewiesen, schloß ihr jetzt um so höhere Achtung für die letztere ein, als sie sich nur allzu sehr bewußt, wie schwach sie selbst gegen diesen jungen Mann gewesen. Ein schönes und geistreiches Weib verzeiht niemals, wenn sie ihre Liebe verrathen sieht, mag sie sich auch den Anschein geben, als habe sie verziehen.

Die Gräfin bat Amine, die heute gemachte Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen, und erbot sich, sie bis vor ihre Wohnung zu begleiten. Amine erschrack bei dem Gedanken, in dieser Aufregung vor ihre Mutter zu treten, zumal dieselbe sie noch nicht erwartete. Sie erinnerte sich des der armen Victorine gegebenen Versprechens. Zu ihr wollte sie, dort bei dem unglücklichen Opfer dieses herzlosen Mannes, für den sie, wie sie sich selbst leider gestehen mußte, eine gewisse Schwäche gefühlt, vor dem sie nur eine glückliche Verkettung der Umstände gerettet, dort hoffte sie ihre Ruhe wieder zu finden.

Die Gräfin gab sofort Ordre, in die von Amine bezeich-

nete Straße zu fahren. Vor Victorinens Wohnung trennte sie sich von der Künstlerin mit der dringenden Bitte um ihren Besuch, den Amine dankbar zusagte.

Als die letztere Victorinens Wohnung betrat, erschrad sie vor dem Gedanken, allein zu kommen, denn sie hatte die arme Freundin auf die Ankunft des Barons vorbereiten lassen.

Die Jose empfing Amine mit allen Spuren der Verzweiflung auf dem Antlitz.

„Sie stirbt!“ flüsterte sie ihr zu . . . „Kommen Sie schnell, denn die Arme überlebt diese Stunde nicht mehr!“

Amine eilte in das Zimmer. Hier lag die Unglückliche bereits im Todeskampf; ihr Antlitz war entstellt, ihre Augen waren tiefer in ihre Höhlen zurück gesunken und starrten Amine geisterhaft an, als diese vor dem Bette niederkniete und mit zärtlichen Worten ihre Hand ergriff, die bereits ganz gefühllos schien.

Es bedurfte einiger Minuten, ehe die Kranke ihre Freundin erkannte. Gleichzeitig aber kehrte ihr das Bewußtsein zurück.

„Du kommst . . . allein!“ rief sie mit matter, kaum verständlicher Stimme, während sie ins Zimmer blickte, als suche sie Jemand. „O, ich wußte es ja, daß er nicht kommen werde! . . . Doch, es ist vielleicht . . . besser so,“ hauchte sie mit einem tiefen Seufzer . . . Ja, es ist besser, ich fühle es, daß ich so ruhiger sterben kann . . . nicht wahr, Amine,“ wiederholte sie, „es ist besser so?“

Amine schwieg; Thränen schwammen in ihren Augen. Sie barg das Antlitz auf dem Bett und brach in leises Schluchzen aus.

„Du weinst, Amine!“ sagte die Sterbende. „Sieh doch nur, wie gefaßt ich bin, und Dir bietet doch das Leben . . . ach das schöne Leben, diese wunderbar schöne Welt, noch der Freuden so viel! . . . Ich sagte Dir, Amine, ich scheide gern aus dieser Welt, weil sie für mich keine Freuden mehr bietet,

weil ich verloren und verlassen bin, denn mein Vater starb, vielleicht aus Gram über die Verirrung seiner Tochter. Robert ist auch todt für mich, und nun habe ich ja Niemand mehr auf dieser Welt . . . Deine Freundschaft, Amine, muß es wohl sein, die mich jetzt wieder an das Leben klammert, jetzt, da es doch viel zu spät ist! Ich wünschte, ich hätte Dich früher so nahe kennen gelernt, vielleicht . . . ja vielleicht hätte ich mich noch aufraffen können, denn mir fehlte ja ein Wesen, das mich verstand, an das ich mich anschließen konnte, so hätte der Schmerz mich wenigstens nicht ganz allein beherrscht, mich nicht so ohne Widerstand aufreiben können . . . Ach, es ist schwer, allein zu stehen, Amine, wenn man unglücklich ist! Sieh, da ist der häßliche bleiche Gesellschafter, der Gram, stets um uns, und . . .“

Ein Husten unterbrach sie, wahrscheinlich in Folge der Anstrengung, mit welcher sie gesprochen. Von hier ab ward ihre Stimme matter und unverständlicher. Sie ließ Aminens Hand nicht aus der ihrigen, ihre Rippen bewegten sich oft, als habe sie der Freundin noch so Vieles zu sagen. Dann wieder sank ihr Haupt zurück, ihre Augen schlossen sich, ihre Brust athmete schwach, nur eine leise Bewegung verrieth zuweilen, daß noch Leben in ihr sei.

Amine wagte es nicht, sie zu verlassen. Durch einen Boten benachrichtigte sie ihre Mutter, daß sie die Nacht hindurch bei der Sterbenden bleiben werde. Um Mitternacht schien die letztere aus ihrer Erstarrung zu erwachen. Sie bat um einen Trunk, sie erkannte Amine wieder, nur mit dem Auge vermochte sie ihr den Dank für ihre Aufopferung auszusprechen.

In Gesellschaft der Zofe durchwachte Amine die ganze Nacht am Sterbebette. Endlich, als der Morgen bereits graute, richtete sich Victorine im Bette auf. Mit wildem, unheimlich blickendem Auge starrte sie im Zimmer umher.

„Wo ist Robert? . . . Er ist noch immer nicht da!“ rief

sie mit herzerreißender Stimme und sank dann mit einem Schrei ins Rissen zurück.

Victorine hatte ausgerufen.

* * *

Der Tag war bereits angebrochen, als Amine erschöpft von einer unter heftigen Gemüthsbewegungen durchwachten Nacht ihre Wohnung wieder erreichte. Victorinens Tod, das fürchterliche letzte Aufschreien, in welchem die entfliehende Seele der Unglücklichen wie in einer zum Himmel jammernden Anklage den ganzen Inhalt eines verfehlten Lebens, all ihr Sehnen, all ihr Weh zusammenfaßte, dieser Schrei hatte sie namentlich aufs tiefste erschüttert.

Amine fühlte sich zerschlagen, erschöpft an Leib und Seele. Die Erlebnisse des Abends, die Folter am Sterbebette eines ihr theuer gewordenen Wesens, der Zusammenhang dieses Abends und dieser Nacht — Alles vereinigte sich, um sie in einen fieberhaften Zustand und zugleich in eine totale körperliche Abspannung zu versetzen. Nur das Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben, belebte sie noch und stützte ihre sinkenden Kräfte. Leider aber sollte Amine den Dank für diese Pflichterfüllung nur in sich selbst finden, vor der Welt stempelte sie sich durch dieselbe zur Verbrecherin.

Ihr gegenüber wohnte eine Collegin, die sich durch Aminens schnelle Erfolge gekränkt, in ihrem Rollensfach beeinträchtigt glaubte und deshalb zur Partei von Aminens Rivalin hielt. Das Unglück wollte, daß diese am Fenster stand, als Amine mit bleichem, übernächtigem Gesicht aus dem Fialer stieg und in das Haus eilte.

Die Nachbarin stieß bei diesem Anblick ein lautes, schallendes Gelächter aus und sprang jubelnd im Zimmer herum.

Fünf Minuten später stürzte sie in ihrem von dem Mantel

nur halb verdeckten Negligé in das Zimmer einer andern Collegin, die als loseste Zunge am ganzen Theater bekannt war.

„Etwas Neues! Etwas Nagelneues!“ rief sie der eben beim Kaffee sitzenden Collegin zu, sich übergücklich in die Hände klatschend.

Diese schaute sie groß und gespannt an.

„Sie erinnern sich doch, daß die züchtige, sittsame Amine Münter, dieser Tugendspiegel, diese Mimose, gestern Abend gesehen wurde, wie sie in den Wagen des Baron von Meineval stieg, der sie in demselben schon erwartete, sie zärtlich zu sich hinein hob und mit ihr in Nacht und Nebel davon fuhr!...“

„Allerdings! . . . Nun, und . . .?“ fragte die Nachbarin, der diese Vorrede schon viel zu lange dauerte, ganz bleich vor Spannung.

„Nun, dieses züchtige, sittsame, tugendhafte Kind . . . Denken Sie sich nur: ich stehe soeben am Fenster und repetire meine Rolle zu dem neuen Stück, von dem heute die Generalprobe ist und die ich mir mit Mühe und Noth vom Regisseur erlämpft habe, der mich immer zurück setzt, seit er der Pelikan die Cur macht . . .“

„Aber ich beschwöre Sie, liebe Collegin . . .“

„Es kommt ja gleich, geben Sie nur Acht! Also wie ich am Fenster stehe, was kommt angefahren? Ein Fiaker!“

„Ein Fiaker! . . . Ah!“

„Ja, und wer stieg aus dem Fiaker?“

„Ja, wer stieg . . .?“

Die Collegin zitterte vor Spannung.

„Mit bleichem, von Schlaflosigkeit und Ermattung angespanntem Gesicht . . .“

„Ganz recht . . . Gesicht!“ rief die Collegin, die der Andern jedes Wort vom Munde laß,

„In ziemlich unordentlicher Toilette . . .“

„Nun freilich! . . . Also: Toilette!“

„Wer war es?“ . . . Denken Sie sich, liebe Collegin . . . es ist zum Todtlachen . . . es ist hundert Thaler werth! . . .“

Die Collegin sagte sie ganz außer sich vor Spannung am Arm.

„Amine Münter! . . . Keine andere als unsere züchtige Münter, die des Abends durch Nacht und Nebel mit schönen und reichen Baronen davon fährt und Morgens in ganz derangirter Toilette nach Hause kommt! . . . Ich sage Ihnen, Collegin, es ist zum Todtlachen!“

Damit sprang sie abermals aus vollem Halse lachend im Zimmer herum.

Schweigend, aber in fieberhafter Erregung griff die Collegin nach Hut und Mantel, um diese kapitale Nachricht noch vor der Probe weiter zu tragen, und als diese begann, wußten bereits Alle davon bis zum letzten Maschinisten hinab.

IX.

Ein Hiobsbote.

Am Abend desselben Tages, um die Zeit, wo die Comtoire des Wennberg'schen Hauses geschlossen zu werden pflegten, erschien Dr. Winkler in dem Bureau Vorbeds und forderte seinen Freund auf, mit ihm den Abend zu verbringen.

Winkler pflegte sehr selten um diese Zeit zu kommen, um welche er sonst durch Soirées, Theater, Concerte u. sehr stark beansprucht war, indeß Vorbed fand in seinem Besuch nichts Außerordentliches. Er lud Winkler ein, mit ihm eine Tasse Thee in seiner Wohnung zu trinken, und Winkler nahm dies an.

Beide begaben sich über den Hof in das Hauptgebäude hinauf. Zwei listige Augen lugten ihm aus dem Stallgebäude nach.

Vorbed liebte es, im Winter sein geräumiges und wirklich höchst comfortables Schlafgemach als Wohnzimmer zu benutzen. Winkler warf sich in die Sopha-Ecke, während Vorbed nach einem Diener schellte und den Thee befahl. Als bald sumimte auch der Theekessel über der Spiritusflamme vor ihnen auf dem Tisch seine melancholische Melodie.

„Man sieht Sie so selten jetzt, lieber Vorbed, daß Ihren Freunden nichts übrig bleibt als Sie aus Ihrer Einsamkeit aufzustöbern,“ begann Winkler, den Rauch der Cigarre vor sich hin blasend und dabei seine hübsche Hand betrachtend.

„Ich bin Tags mit Geschäften überhäuft und Abends so abgespannt, daß ich am liebsten innerhalb meiner vier Wände bleibe,“ antwortete Vorbed.

„Und dabei erfahren Sie von der Welt natürlich sehr wenig!“

„Allerdings nicht mehr als ich hier in der Wennberg'schen Familie höre. Fräulein Agnes ist indeß ein kleines Wochenblatt, das stets viel Neuigkeiten weiß.“

Eine kurze Pause, die nur der Theekessel mit seinem Gesumme ausfüllte.

„Sie sind wohl lange nicht bei der Majorin gewesen?“ fuhr Winkler fort.

„Nein, seit sie ihre alte Wohnung verlassen, nicht.“

„Sie haben natürlich auch Ihre ursprüngliche Absicht nicht ausgeführt, eine Annäherung zwischen der Majorin und Ihrem Chef herbeizuführen?“

„Ich unterließ es früher, weil die Majorin selbst aus getränktem Stolz es nicht wünschte, und später . . .“

„Vorbed schwieg; es nagte ihm doch am Herzen, wenn von diesem Gegenstand die Rede war.

„Sie haben vielleicht gut gethan, es zu unterlassen,“ fuhr Winkler fort. „Ich weiß sehr wohl, daß Sie früher ein kleines

Faible für das Mädchen gehabt; Sie haben vielleicht auch gut gethan, sich zurück zu ziehen.“

Borbeck wechselte die Farbe; er sah und hörte es Winkler an, daß dieser auf etwas hinsteuerte.

„Auch ich zog mich von dem Mädchen zurück, wie Sie vielleicht wissen!“ fuhr Winkler fort. „Es that mir aufrichtig leid, ich achtete sie hoch, ich hatte mir sogar vorgenommen, sie mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen.“

„Ich hörte es!“ sagte Borbeck zerstreut.

„Aber ich sah, daß sie aus demselben Holze geschnitzt wie die Uebrigen.“

Borbeck that einen leisen Seufzer.

„Es ist eine alte Erfahrung, die nur seltene Ausnahmen aufweist, daß die Mädchen, sobald sie die verwünschten Bretter betreten, wie das Wetter umschlagen. Man giebt gern dem bösen Beispiel die Schuld, aber das ist Thorheit; die Eitelkeit flüstert ihnen zuerst ins Ohr; man fühlt sich geschmeichelt durch die Ovationen der Cavaliere, die Freiheit und Ungenirtheit, mit welcher diese gebracht werden, schieben die alten Gewohnheiten der Erziehung bei Seite. Man ist präparirt, möchte ich sagen. Dann kommt das Toilettenbedürfniß; dieses ist unbegrenzt und geht über die Toilette des Bedürfnisses um hundert Meilen hinaus; aber das thut nichts, man hält die unbezahlbarsten Kleider und Schmuckfachen für das unabweisbarste Bedürfniß. Findet bei einer solchen präparirten Theater-Novize nur irgend Einer, der kein garstiges Gesicht, moderne Toilette, Tournaire, Frechheit oder nur Dreistigkeit genug und die nöthigen Ducaten in der Tasche hat, mag er sie auch um fünfzig Procent vom Bucherer geborgt haben, — findet ein Solcher nur die richtige Gelegenheit, der Novize beizukommen und sie zu einer kleinen, scheinbar ganz harmlosen Dankbarkeit für alle seine schmeichelhaften Aufmerksamkeiten zu verleiten, so ist der erste Schritt geschehen, et c'est le premier pas qui

coüte. Die andern Schritte sind dann nicht mehr der Rede werth, denn seine Tugend verliert man nur einmal. Diesen Prozeß der Jungfräulichkeit, den dieselbe aber fast jedesmal verliert, habe ich nun während der langen Zeit, in welcher ich mit dem Theater in so naher Verührung stehe, so oft und stets mit einer solchen Regelmäßigkeit der Instanzen angesehen, daß ich gar nichts Ueberraschendes mehr darin finden sollte."

Borbed servirte während dieses Vortrages den Thee und zwar mit etwas unsichern Händen.

"Sie haben Recht, lieber Doctor," sagte er, als Winkler eine Pause machte, „dieselbe Ueberzeugung trug auch ich damals in mir!"

"Und doch muß ich gestehen, daß gerade dieses Mädchen, das doch, wie wir uns Beide überzeugt, eine so ausgezeichnete Erziehung genossen, das fern von den Verführungen einer großen Stadt aufgewachsen, daß gerade dieses Mädchen die sonst üblichen und selbst am Theater des Scheines wegen beobachteten Stationen mit einer Geschwindigkeit überspringt, die meine Befürchtungen weit hinter sich läßt."

Borbed mußte die Tasse aus der Hand stellen, da diese zu zittern begann.

"Sie haben neuerdings von ihr gehört?" fragte er mit mühsam gewonnener Fassung.

"Leider ja! Ich selbst war Zeuge, wie sie schon bei ihrem Debut mit dem herzlosesten Moné der ganzen blasirten Gentry, dem Baron Reineval, kokettirte. Tief verletzt hiedurch in der Achtung, mit welcher ich dem Mädchen bis dahin begegnet, mied ich sie schon von diesem Abend ab, zollte aber ihren künstlerischen Leistungen alle die Anerkennung, welche ich ihrem wirklich bedeutenden Talente schuldig war. Endlich und wahrscheinlich in dem Bedürfnis, noch mehr gelobt zu werden, was ja die Lebensbedingung aller Künstler ist, ließ sie mich um meinen Besuch bitten. . . Ich kam, vollständig vorbereitet auf den Zweck

dieser Einladung. Indesß ich täuschte mich. Sie fragte, warum ich sie meide; ich erklärte ihr die Gründe rund heraus. Sie ward außer sich, sie gerieth in eine sittliche Entrüstung, die, wenn sie nicht aufrichtig, doch so meisterhaft gespielt war, daß sie selbst mich täuschte. Sie versprach mir hoch und heilig die sonnenklarsten Beweise, daß ich sie falsch beurtheile, sie nahm mir das Versprechen ab, ihr wieder der Alte zu sein, wenn sie mir diese Beweise geliefert . . .“

Winkler machte wieder eine Pause, ein ironisches Lächeln spielte um seinen Mund.

„Nun, und sie . . .?“ fragte Vorbed ängstlich.

„Und sie bewies mir, daß alte Erfahrungen alte Wahrheiten sind, daß man Eva's Tochter gegenüber stets wieder der alte Narr ist, wie oft man auch klug gemacht wird. Sie bewies mir, daß man sie schändlich verleumdet und zwar dadurch, daß sie sich gestern Abend vor dem Theater von dem Baron Reineval in dessen Wagen heben ließ, mit ihm in Nacht und Nebel davon fuhr und . . . erst heute Morgen in ihre Wohnung zurückkehrte.“

In dem armen Vorbed begann das Blut eine solche Revolution, daß er aufsprang und mit langen Schritten im Zimmer umher ging.

Eben trat der Diener ein und legte mit einem trockenen „guten Abend“ die Schlüssel auf den Tisch.

Vorbed schritt auf und ab, ihm wurde so siedend heiß im Herzen und im Kopf, daß er zum Fenster ging und dieses aufstieß.

„Aber, lieber Freund, bedenken Sie, daß wir im Dezember sind und die Lüfte unserer Zone in diesem Monat an Wärme und Sonne viele zu wünschen übrig lassen!“ bemerkte Winkler, der Vorbeds Aufwallung anfangs nur für die Empörung seines sehr sittlichen Gemüthes hielt. „Uebrigens ist das noch nicht Alles: die Sache hat eine ganz eigenthümliche Pointe,“ fuhr

der unbarmherzige Winkler mit einem schlaun Seitenblick auf Vorbed fort.

Der letztere stieß einen Ton aus, ähnlich einem Seufzer, der aus zerrissenem Herzen dringt. Er legte die Hand an seine heiße Stirn, blickte zur Decke, als beschwöre er Gott, doch ein Einsehen zu haben, und stellte sich dann mit gekreuzten Armen wieder an den Tisch, als sei Alles, was Winkler noch zu erzählen habe, jetzt nur noch von geringer Bedeutung.

„Diese Pointe ist nämlich die,“ fuhr Winkler fort, daß es sich hier, wie man mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit sagte, zugleich um eine Wette zwischen dem Lieutenant von Wennberg, dem eignen Verwandten der jungen Dame, und dem Baron von Reineval handelte. Letzterer vermaß sich, dieselbe binnen drei Monaten zu erobern, man wettete und der Baron hat, wie Sie sehen, gewonnen, ehe noch die Zeit um war.“

Winkler wußte nämlich nur, daß der Lieutenant von Wennberg überhaupt ein Verwandter Aminens sei und glaubte, derselbe stehe dem Bankierhause näher, weil er stets in diesem verkehrte.

„Aber was sehe ich, lieber Freund!“ fuhr Winkler anscheinend sehr erstaunt fort. „Sie sind in einem Grade aufgeregt, der mich betroffen macht! Sollten Sie etwa wirklich eine tiefere Neigung für dieses Mädchen . . .“

„Rein, nein!“ rief Vorbed schnell und abwehrend und mit einem forcirten Lächeln, das gänzlich mißlang. „Wie sollte ich . . . wie können Sie nur auf einen solchen Gedanken kommen! . . . Aber ich gestehe Ihnen, lieber Doctor,“ setzte Vorbed mit beengter Stimme und zersahrenem Blick hinzu, „ich gestehe Ihnen, daß mich dies bei dem hohen Interesse, welches ich für die Familie hegte und leider noch hege, aufs Aeußerste empört! Wenn ich mir denke . . . die arme Mutter . . . und dieses Mädchen . . . schon jetzt verloren auf dieser abschüssigen Bahn . . .“

es ist . . . es ist unglaublich! . . . „Nieber Doctor,“ setzte er verwirrt und selbst kaum wissend was er sprach, hinzu . . . „Sie schlugen vorhin eine Promenade vor . . . Lassen Sie uns hinaus, gleichviel wohin . . . Sie mögen bestimmen . . . nur hinaus . . . die Luft erstickt mich hier im Zimmer!“

Winkler schüttelte den Kopf über ein so inniges Interesse, indeß er, der ohnehin nirgendwo lange Ruhe hatte, war mit diesem Vorschlage einverstanden und bald darauf verließen Beide das Zimmer

Raum einige Minuten waren verstrichen, als sich ein rother Kopf in dem offnen Fenster zeigte und mit listigen Augen herein lugte. Sam war es, der sich auf die Brüstung schwang. Die Lampe brannte auf dem Tisch, die Schlüssel lagen da, wie sie der Diener gebracht.

Im Umsehen war das Spitzbubenstück geschehen, in welchem Sam sich vorher von einem geschulten Kameraden hatte sorgfältig unterweisen lassen, und ungestört wie er gekommen, verschwand er mit der Geräuschlosigkeit einer Kage wieder durch das Fenster.

X.

Der Verbrecher-Ball.

Noch an demselben Abend hatte Sam mit leuchtenden Augen sein Probestück in dem geheimen Magazin der Frau Rose an den Amerikaner abgeliefert. Dieser hatte dasselbe gut gefunden und ihm auf Abschlag ein doppeltes Goldstück in die Hand gedrückt. Sams Augen funkelten natürlich noch einmal so lebhaft, als er den Beifall des Meisters hörte und das schwere Gold-

stüd in der Hand wog. Mehr als je war er überzeugt, er habe ein Metier ergriffen, das seinen Mann nähre.

Auch einige der übrigen Kameraden fanden sich ein, nur Einer wurde vergeblich erwartet und dieser sollte doch eine Hauptrolle in dem projectirten nächtlichen Unternehmen spielen. Trotzdem wurde vorläufig abgemacht, daß der Coup in einer der nächsten Nächte ausgeführt werden müsse, denn der Amerikaner wollte die sicherste Nachricht erhalten haben, daß eine große Sendung Goldbarren bei dem Bankier aus Paris eintröffe. In welcher Nacht man vorgehen wolle, das zu bestimmen behielt er sich für morgen vor; jedenfalls solle man seines Winkes gewärtig sein und namentlich solle Sam von ihm noch aufs genaueste instruiert werden.

Alles deutete darauf hin, daß Sam eine wichtige Person bei dem Unternehmen sein werde. Er war stolz darauf; er sann schon auf die Art, und Weise, wie er sich der elenden und seiner Talente durchaus unwürdigen Stellung im Hause seines Onkels entziehen werde, ohne dadurch Aufsehen zu erregen, denn wer wie er im Begriff war sein Lebensglück zu gründen — und darum handelte es sich ja jetzt — der wird doch unmöglich daran denken, die demüthigende Beschäftigung eines Stalljungen fortzusetzen.

Sam bekam schon einen Nagel in den Kopf. Seine Phantasie drehte sich nur noch um schöne, moderne Kleider, theure Cigarren, Billardspielen, Spazierengehen, Essen und Trinken und — schöne Weiber. Natürlich konnte hiebei aber die schwarze Lotte unmöglich weiter in Betracht kommen. Crinolinen, goldene Ketten und die feinsten Handschuhe mußten diejenigen tragen, die er fortan seiner Aufmerksamkeit noch würdigen konnte.

Man sieht, Sam hatte den Instinct des Vornehmen; er sah sich schon unter den beneidenswerthesten Flaneuren der

Promenade. Ob er sich ein Reitpferd anschaffe, das wollte er sich noch überlegen.

Glück und Freude schienen übrigens ihre Wellen förmlich über Sam zusammen zu schlagen, denn Schlaumche Rettig erzählte ihm, daß er morgen Abend ihn in eine jener Abendunterhaltungen führen werde, von denen er schon kürzlich ein Wort habe fallen lassen. Er solle sich nur in seinen besten Kleidern pünktlich um zehn Uhr im Paradiese einfinden, er werde dort keinen der gewohnten Bekannten sehen, dieselben seien alle dort, wohin er, Schlaumche, ihn führen werde.

Der Letztere machte bei dieser Ankündigung ein so schlaues, listiges Gesicht, daß Sam nothwendig den ganzen folgenden Tag in großer Spannung verlebte.

Am nächsten Abend fand er sich pünktlich ein. Schlaumche hielt Wort; er nahm seinen Freund unter den Arm und führte ihn nach einer Vorstadt, in eine Tabagie, die wenig besucht schien. An der zu den hinteren Räumen führenden Thür sah er einen Zettel kleben, auf welchem mit großer Schrift eines in der Kalligraphie und Orthographie wenig bewanderten Künstlers die Worte „Geschlossene Gesellschaft“ standen.

Schlaumche führte ihn durch diese Thür, durch einen weiten Gang, in welchem ihm bereits die Töne eines schlechten Pianos entgegen schallten. Eine andere Thür führte in einen geräumigen Saal, der von der buntesten Gesellschaft belebt war, über deren Gruppen der Tabacksqualm in der Phantasie Sams einen zauberhaften Wolkenshimmel bildete, wie er ihn einige Male schon in den Zauberstücken des Theaters gesehen. Zwei an diesen Saal stoßende Zimmer schienen für das Buffet und das Spiel bestimmt zu sein.

Zu seiner Freude fand Sam mancherlei alte Bekannte unter der Gesellschaft; Alle waren sie nach seinen Begriffen sehr fein gekleidet, indeß hatte auch er seine Sonntags-Garderobe angelegt, die freilich aus den abgelegten Kleidern seines Oheims

bestand. Man empfing ihn von verschiedenen Seiten mit einer Aufmerksamkeit, die ihm nicht wenig schmeichelte; man zog ihn zum Buffet, man tractirte ihn mit Bier, mit Punsch, sogar mit Wein!

Sam gestand sich, daß Schlaumche nicht übertrieben. Ein Glas Punsch versetzte ihn alsbald in eine wärmere Stimmung; er trat in den Saal zurück, um die schöne Welt zu mustern.

Wenn er die schwarze Lotte mit den hier anwesenden, sich im Tanz oder im Scherz umher bewegenden Schönen verglich, so hatte Schlaumche wiederum Recht, denn diese Damen imponirten ihm sowohl durch ihre Toilette als durch ihre Reize. Was war jene gegen die stolze schlank gewachsene Schöne z. B., die er mit einem verführerischen Roth auf den Wangen, so buftig, so maitroffig, im Gespräch mit einem seiner Freunde sah. Dieses Mädchen hatte den Wuchs einer Königin; in ihren dunklen Augen lag für den armen Sam eine ganze Welt von Romantik; ihr Mund war so fein, so schön geschnitten, und dieses rabenschwarze Haar! . . . Sam gerieth in den süßesten Taumel; das war eine neue Welt für ihn! Was wußte er davon, daß dieses Weib bereits die Carriere des unglücklichen Schimmels gemacht, daß sie von dem Glanzpunkt einer fürstlichen Maitresse stufenweise bis zu diesem Verbrecherball herab gesunken, daß er eine aufgepumpte Ruine bewundere, daß die Noblesse, welche aus dem ganzen Erscheinen dieser Unglücklichen sprach, noch eine Erinnerung, eine Gewohnheit aus besseren Tagen war.

Aber da war ja nicht diese allein! Blonde, Brillnetten und Schwarze in den verlockendsten Toiletten tummelten sich hier durch einander; Alle schienen sie auf dem vertrauesten Fuße mit den Männern zu stehen, das ging aus ihrem beiderseitigen Benehmen hervor. Warum sollte Sam allein in so stummer Hochachtung dastehen; er mischte sich mit der ihm an-

gebornen Dreißigkeit in diese ihm so wohl gefallende Welt und schwamm sehr bald mit großem Behagen darin herum.

Plötzlich, als Sam eben im Begriff war, die Eroberung eine der ausgelassensten Dirnen zu machen, legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Sam blickte zurück und schaute in das Gesicht des Amerikaners.

„Ich habe mit Dir zu sprechen!“ sagte dieser, indem er ihm einen Wink gab, ihm in das anstoßende Zimmer zu folgen.

Sam fühlte sich allerdings geehrt durch diese Anrede, aber der Tanz begann soeben; für sein Leben gern hätte er in demselben seine Eroberung vollendet. Aber der Amerikaner hatte in so kategorischem Ton gesprochen, daß ihm nichts übrig blieb, als zu folgen. Mit blutendem Herzen ließ er seine Beute fahren und mußte noch mit ansehen, wie sich ein Anderer derselben bemächtigte.

Sein Kopf war durch die genossenen Getränke zwar ein wenig erhitzt gewesen, als er aber mit dem Amerikaner in das für den Augenblick leere Zimmer trat, fühlte er sich vollständig nüchtern.

Der Amerikaner winkte ihm schweigend, sich mit ihm an den Tisch zu setzen. Dann begann er ihm leise einen längeren Vortrag zu halten, welchem Sam gespannt und zuweilen mit dem Kopfe nickend folgte. Alle seine Erwartungen schienen sich zu bewahrheiten; was ihm der Amerikaner soeben mitgetheilt, war der Art, daß es den ganzen Erfolg des Unternehmens in seine Hände legte. Kein Zweifel, sein Glück war gemacht, denn was der Amerikaner von ihm verlangte, war freilich von der höchsten Wichtigkeit, aber für Sam ein Kinderspiel.

Eben waren Beide einig, als der Tanz schwieg und eine lustige Gesellschaft ins Zimmer stürzte.

„Also der hier ist der Allerweltsjunge!“ hörte er eine grobe

Stimme rufen, während er zugleich einen verben Schlag auf seine Schulter fühlte.

Während der Amerikaner sich erhob und den Andern das Feld überließ, die mit stummer Achtung vor ihm zurücktraten, schaute Sam auf. Vor ihm stand ein langer kräftiger Kerl mit einer echten Galgenphysiognomie, kurz geschorenem Haar und in einer Kleidung, der man es ansah, daß sie ihm nicht gehörte, sondern mühselig zusammen gestellt war.

Ehe Sam noch antworten konnte, hatte ihm der Unbekannte ein Glas in die Hand gedrückt und trank ihm zu. Die Uebri- gen hatten sich lärmend an dem Tisch niedergelassen.

„Auf gute Kameradschaft, Bursche!“ rief der Unbekannte, sein Glas an den breiten Mund setzend und den Inhalt hinab schlüttend. „Aber, zum Teufel, Dein Gesicht kommt mir so bekannt vor. Wir müßten uns doch kennen?“

Sam schaute ihn groß an. Auch ihm war's, als sei ihm dieses Gesicht sehr bekannt; unentschlossen zog er das Glas vom Munde zurück.

Der Unbekannte fixirte ihn mit einem seltsamen Interesse, er riß seine Augen immer weiter auf und schlug endlich mit einem höllischen Gelächter die Faust auf den Tisch.

„Der Teufel soll mich bei lebendigem Leibe holen,“ rief er lachend, „wenn Du nicht. . . Bursche, wie heißt Du?“ setzte er, Sam am Tragen erfassend hinzu und ihm starr ins Gesicht blickend.

„Sam Kilian!“ antwortete dieser etwas aus dem Gleichgewicht gebracht.

„Hab' ich's nicht gedacht!“ rief der Andere, wieder aus vollem Halse lachend. „Und diesen Rothkopf hab' ich nicht beim ersten Blick erkannt; es ist zum Todtlachen! . . . Dieser Junge da,“ rief er den Uebri- gen zu, „ist mein eigener Sohn, mein Sam, mein einziger Sproß, und ich Rabenvater habe ihn nicht sogleich erkannt! . . . Hahaha! Es ist zum Todtlachen!“

Sam saß da wie aus den Wolken gefallen. Allmählig aber belebten sich seine Züge und mit einer von Respect und kindlicher Zuneigung gemischten Miene gloszte er seinen würdigen Vater an.

„Aber jetzt komm her, Junge,“ fuhr dieser fort, indem er aufstand, Sam vom Stuhle riß, ihn bei den Schultern packte und ihm forschend in's Gesicht schaute. „Ja, so mußttest Du aussehen, ganz so, wie ich mir meinen Jungen vorgestellt habe! Komm her, gib mir einen Kuß!“

Stumme Umarmung. Sam war gerührt.

„Und jetzt holt uns zu trinken her!“ schrie der Vater den Uebrigen zu. „Ich bin stolz, wie es je ein Vater auf seinen einzigen Sohn gewesen. An dem Jungen werd' ich Freude erleben!“

Die Nacht ging dem Morgen zu, als Sam in seine Bodenkammer zurückkehrte. Als er erwachte, stand sein Onkel Kilian in eigner Person vor ihm, der ihn unsanft aus dem Schlaf gerüttelt und ihm für seine Faulenzerei eine berbe Ohrfeige beibrachte.

Sam nahm dieselbe ohne zu murren mit der Miene eines Dulders hin. Entschädigte ihn doch das Bewußtsein, daß er keine Waise mehr, daß er seinen Vater gefunden. „Das soll die letzte Ohrfeige sein, die er mir giebt,“ dachte Sam, mit Widerwillen in seine schlechten Kleider fahrend, „und wenn ich erst mein Glück gemacht habe, dann Abe Onkel Kilian!“

XI.

Eine Enthüllung.

In dem rechten Flügel der zweiten Etage des Wennberg'schen Hauses ging es an einem der nächsten Abende sehr lustig und geräuschvoll zu.

Ewald, der, wie wir wissen, schon seit einiger Zeit die Absicht gehabt, seinen Freunden eine kleine Soirée zu veranstalten, sah heute diese Freunde bei sich und unter ihnen auch Vorbed, der trotz seiner früher gezeigten Unlust doch die Einladung angenommen hatte.

Das Souper war glänzend, die Weine waren vorzüglich, der Champagner floss in Strömen. Da die Gesellschaft nur aus jungen Männern und zwar aus der Elite der Gesellschaft bestand, war die Unterhaltung sehr lebhaft, ja sie ward wärmer, animirter und endlich sogar stürmischer in demselben Grade, in welchem der Wein die Köpfe erhitzte.

Das schlechte Beispiel gewisser Autoren vermeidend, welche ihren Lesern den Speisezettel bis auf den Senf hinab zum Besten geben, treten wir erst in den glänzend decorirten Speisesaal des jungen Erbsen in dem Momente, wo das Souper seinem Ende zugeht, der Wein selbst die trägsten Zungen gelöst und des Champagners Gold die Phantasie mit den kostbarsten Perlen umsäumt.

Ewald fühlte sich glücklich und stolz, als er den Humor seiner Gäste sah, sein Auge leuchtete vor Heiterkeit; er war der liebenswürdigste Wirth und unübertrefflich in seinen Arrangements. Gustavs Antlitz war vom Wein erhitzt; man sah es ihm an, er suchte mancherlei Sorgen zu verjagen, und dies gelang ihm in so fern, als er schließlich in seinem Uebermuth keine Grenzen mehr kannte. Robert war der lebhafteste und

unterhaltendste der Gäste; er erzählte hunderterlei sogenannte „Cancons“ aus der Gesellschaft, aus seinen erotischen Erlebnissen, und wie das in einer Gesellschaft von jungen Männern nicht anders der Fall, wurde bei dieser Gelegenheit so mancher Schleier gelüftet, so manche Tugend entlarvt und leider auch so manches Wort über die Wahrheit hinaus gesprochen. Alberne Renommage hat schon viel Unheil angerichtet, aber der Wein reizt die Phantasie und die Wirklichkeit ist oft sehr arm an dieser; man muß ihr also ein wenig unter die Arme greifen.

Der stillste von allen Gästen war Vorbeck, ohne jedoch hiedurch einen Miston in die Gesellschaft zu bringen. Seine soliden und geraden Ansichten, sein offenes und ehrliches Wesen mußten natürlich sich hier und da ein wenig durch die alle Barrieren des guten Tons zuweilen überspringenden Ein- und Ausfälle der jungen Cavaliere etwas verletzt fühlen, indeß machte er gute Miene, ja er bemühte sich sogar, seine Laune hinauf zu schrauben, er zwang sich zur Heiterkeit und gelang ihm dies auch oft über seine Erwartung, so zerrte ihn doch immer sein natürlicher Ernst wieder zurück.

Vergeblich hatte Ewald gesucht, eine Annäherung zwischen ihm und seinem Vetter Gustav zu Stande zu bringen, Vorbeck war ihm jedesmal entwischt, wenn sich eine Gelegenheit bot und da zwischen Beiden doch keine erklärte Feindschaft bestand, so litt es der Tact nicht, in dieser Hinsicht mehr zu thun, als eben die Beiden einander scheinbar absichtslos zu nähern. Dies war mißlungen; indeß Ewald rechnete noch immer darauf, seinen Zweck zu erreichen, wenn die Gesellschaft sich nach dem Souper in einzelne Gruppen auflöste.

Der Toaste waren eine ganze Reihe schon ausgebracht. Vorbecks Auge haftete jetzt aufmerksamer und mit einer gewissen Besorgniß auf Gustav von Wennberg, denn er hatte diesen einige Worte gegen Ewald äußern gehört, welche ihm den Schweiß auf die Stirn trieben.

„So weit kann dieser Mensch in seiner Underschämtheit nicht gehen!“ murmelte er vor sich hin. Dennoch überzeugte ihn das Benehmen Gustavs, daß er ihm in seiner gegenwärtigen Verfassung Alles zutrauen dürfe.

Endlich sah Vorbed, wie Gustav eine grübelnde Miene annahm, als sinne er über die Fassung eines neuen Toastes nach, und zu seinem Schrecken gewahrte er, wie endlich der Lieutenant mit feierlichem Ausdruck sich erhob, um einige Minuten Gehör bat und einen selbstgefälligen Blick über die Gesellschaft warf.

Alles schwieg; man glaubte die Toaste vorüber und durfte jetzt auf etwas ganz Besonderes gefaßt sein.

„Meine Herren und Freunde,“ begann Gustav mit lauter Stimme und ironischem Lächeln, „wir haben auf das Wohl unseres liebenswürdigen Amphitryon getrunken, wir haben auf das Wohl von Allem getrunken, was uns lieb und werth ist, gestatten Sie mir jetzt, noch besonders der Veranlassung zu erwähnen, welcher wir unser Beisammensein in diesem so gastfreien Hause verdanken.“

Gustav machte hier eine kleine Kunst-Pause. Vorbeds Auge hatte sich an dem Lieutenant fest gesogen; starr und unbeweglich saß er da.

„Diese Veranlassung, meine Herren,“ fuhr Gustav fort, „ist so origineller Art, daß sie in den Annalen unsrer Gentry verzeichnet zu werden verdient; sie ist zugleich eine Trophäe in der glänzenden Reihe von Triumphen, welche die Liebenswürdigkeit eines unsrer vollendetsten Cavaliere gefeiert. Wiewohl von der Unwiderstehlichkeit derselben durch Erfahrung vollständig überzeugt, wagte ich doch mit ihm eine Wette, in welcher er sich anheischig machte, binnen kurzer Frist eine der reizendsten Erscheinungen, welche vor einiger Zeit am Firmamente der Kunst aufstauete und die Sie Alle zu bewundern Gelegenheit gehabt, an seinen Siegeswagen zu fesseln. Diese mir anfangs unglaublich erscheinende Aufgabe hat er gelöst durch den Zauber

seiner Liebeshwürdigkeit, und wie einst die zum Tode Verurtheilten riefen „die Sterbenden grüßen Dich, Cäsar!“ so bringe ich selbst, der Ueberwundene, dieses Glas dem Sieger, meinem Freunde Robert von Reineval!“

Ein allgemeiner Jubel, ausgelassenes Gelächter, ein wirres endloses Klirren der Gläser erhob sich; Alles eilte zu Robert, um mit ihm anzustoßen und ihm Complimente zu sagen, die er mit affectirter Bescheidenheit hinnahm.

Nur Einer rührte sich nicht vom Platze, nur Einer stand regungslos wie eine Bildsäule da, nämlich Vorbed. Das Gesürchtete war dennoch geschehen, dieser Uebermüthige hatte öffentlich ein Mädchen an den Pranger gestellt, das vielleicht schwach gewesen — und Gott wußte ja, was er selbst dadurch litt — das aber eine solche Strafe nicht verdiente. Hatte er Amine verachten zu müssen geglaubt, so bemitleidete er sie jetzt und empfand einen tieferen Abscheu als je gegen diesen Menschen; ja er haßte ihn wie die Sünde selbst. Was hätte er darum gegeben, wenn diese Scene nicht vorgefallen wäre!

Da plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der seinem Hasse Luft geben, dem Uebermuth dieses Mannes eine tiefe Demüthigung bereiten, ihn selbst vor den Augen dieser sonst sehr vorurtheilsfreien Gesellschaft erniedrigen mußte.

Der Gedanke war ein verhängnißvoller, in seinen Folgen vielleicht nicht zu berechnender. Gustav überlegte dies genügend, denn er hatte zugleich seine Fassung, ja sogar die alte, so lange vermiste Ruhe, sein vollständiges Gleichgewicht wieder gewonnen. Ein schneller Entschluß, ein schnelles Wort, und es war geschehen.

Vorbeds Auge erhob sich wieder. Mit Würde und Gemessenheit überblickte er die Gesellschaft, deren Jubel sich allmählig legte, während Einzelne bereits ihre Plätze wieder suchten. Vorbed war entschlossen, aber er übereilte sich nicht; mit festem Blick beherrschte er das Ganze und als- endlich

einigermassen die Ruhe wieder eingetreten, bat er mit klarer und sicherer Stimme auch seinerseits um Gehör.

Mit Erstaunen sah man in das bleiche Antlitz Vorbeds. Niemand konnte einen ebenso glänzenden und humoristischen Toast von diesem bleichen und sonst so stummen Mann erwarten, wie ihn sein Vorredner ausgebracht. Gustav namentlich blickte mit verächtlichem Mitleid zu ihm hinüber und freute sich im Voraus auf das Fiasco, das der Kaufmann da drüben nach seiner, die Krone aller heutigen Toaste bildenden Rede erleben werde.

Selbst Ewald erschrak, als er Vorbeds Blässe und die Feierlichkeit auf seinem Antlitz bemerkte.

„Meine Herren,“ begann Vorbed unter allgemeiner Stille und mit wohlklingender, sicherer Stimme, „Sie tranken soeben auf das Wohl des Siegers. Erlauben Sie mir, auch der in dieser Wette Besiegten zu gedenken und ihnen ein Hoch zu bringen, ein Hoch nämlich . . . dem Herrn Lieutenant Gustav von Wennberg und . . . seiner Schwester, dem Fräulein Amine von Wennberg, genannt Amine Minter!“

Alles hatte bereits bei Gustavs Namen, sich von den Plätzen erhebend, zum Glase gegriffen, dieser Zusatz aber, den Vorbed mit erhobener Stimme sprach, machte die ganze Gesellschaft stumm; man schaute fragend sich gegenseitig, den Baron und Vorbed an. Das Klirren eines Glases, welches Gustavs Hand entglitt und zersplitternd zu Boden fiel, war natürlich nicht gegnet, die Gemüther zu beruhigen.

Gustav und Vorbed hatten jetzt die Rollen gewechselt, die Blässe Vorbeds war einer glühenden Röthe gewichen, während Gustav erblasste. Starr und mit einer entsetzlichen Frage im Auge schaute er Vorbed an. Bleich und sprachlos stand Ewald da.

Endlich löste sich Gustavs Schreck, seine Bestürzung fand

Worte, denn er sah, daß Aller Blicke jetzt auf ihn gerichtet waren, als erwarte man von ihm die Lösung dieses Räthfels.

„Herr,“ rief er mit donnernder Stimme, „wer giebt Ihnen den Muth zu einer solchen Beleidigung meiner Familie?“

Borbeck war auf diesen Angriff gefaßt.

„Was mir den Muth giebt, Ihnen die Wahrheit zu sagen, Herr Lieutenant — denn Gott bewahre mich, eine Familie zu beleidigen, welche ich so hoch schätze — Ihr Benehmen war es, das Sie unbewußt veranlaßte, die eigne Schwester der Art in die Arme jenes Herrn zu treiben (er zeigte auf Robert) daß derselbe vorhin in Ihrer Gegenwart von dieser Dame, von Ihrer Schwester, Herr Lieutenant — ich wiederhole es, wenn Sie den ganzen Inhalt dieses Wortes noch nicht erfasst haben — von Ihrer Schwester als von seiner Maitresse zu sprechen . . . Sie, meine Herren,“ wandte er sich an mehrere seiner Nachbarn, „waren Zeuge jener Unterhaltung, und was Sie, Herr Lieutenant, an Erklärungen zu wünschen haben, fordern Sie von dem Herrn Baron von Reineval. Nicht ich habe Ihre Familie beleidigt, sondern er . . . Habe ich für meine Worte um Entschuldigung zu bitten, so ist es bei der Gesellschaft und zwar dafür, daß ich einen Uebermuth in seine Grenzen zurück wies, der mir als ein strafbarer Frevel erschien.“

Mit diesen Worten verbogte sich Borbeck und verließ den Salon. Sprachlos wie vorhin starrte ihm Alles nach. Niemand wagte die peinliche Stille zu unterbrechen.

Nur Einer hatte sich geregt, Gustav selbst, der vernichtet auf den Stuhl zurück gesunken war. Borbecks Worte hatten ihn wie ein Donnerschlag getroffen.

XII.

Eine unruhige Nacht.

Als Vorbeck nach einer kurzen Unterbrechung, deren wir später erwähnen, seine Zimmer erreicht hatte, setzte er sich an sein Bureau, schrieb einen Brief, adressirte ihn an Herrn von Wennberg, Chef des Hauses J. C. Kleinmeier u. Comp., versiegelte den Brief sorgfältig und legte ihn auf den Tisch, um ihn sofort am nächsten Morgen durch den Diener an seine Adresse befördern zu lassen.

Die Ruhe zu suchen war ihm unmöglich, obgleich es bereits elf Uhr vorüber. Vorbeck war im höchsten Grade aufgeregt, aber mit sich selbst zufrieden. Aminens Ruf in dieser Gesellschaft zu retten, wäre ihm nach den vorangegangenen Aeußerungen über sie unmöglich gewesen; Alle wußten um Roberts Heldenthat, man betrachtete ihn als den Geliebten der schönen Künstlerin. Für ihn konnte es sich also nur darum handeln, die empörende Indiscretion, die elende Prahlerei zu strafen, durch welche man den ohnehin so leichtsinnig gefährdeten Ruf eines jungen Mädchens gänzlich zu vernichten suchte. Gleichzeitig aber hatte Vorbeck die Genugthuung, die arme, schulblofe Mutter für die unnatürliche Vernachlässigung von Seiten des eignen Sohnes zu strafen, der sich offenbar ihrer schämte und seine Pflichtvergessenheit so weit getrieben hatte, daß er sich um die eignen Geschwister nicht kümmerte, obwohl er von deren Anwesenheit in der Stadt erfahren hatte.

Eine Stunde lang war Vorbeck in seinem Zimmer auf und ab geschritten, als er plötzlich an seine Thür klopfen hörte.

Zu seiner Ueberraschung sah er Ewald eintreten. Dieser war noch immer bleich und im höchsten Grade verwirrt.

„Um Gottes willen, lieber Vorbeck, was haben Sie angerichtet!“ rief er die Hände faltend und sich vor ihn stellend.

„Vielleicht etwas mehr als meine Schuldigkeit, aber nicht mehr als meine Pflicht, Herr von Wennberg!“ antwortete Borbed mit äußerster Ruhe. „Ich bedaure nur Eins, und zwar, Ihre Gesellschaft gestört zu haben. Ich habe hiesfür nur eine Entschuldigung: ich konnte nicht anders. Sie kennen die Verachtung, welche ich gegen Ihren Vetter fühle und diese wurde heute bis zum Äußersten getrieben.“

„Ja, ja, ich verstehe diese Verachtung erst jetzt seit dieser überraschenden Erklärung! Aber ich beschwöre Sie, Borbed, warum sprachen Sie nicht früher davon, warum ließen Sie uns Alle im Dunkeln; warum zogen Sie mich nicht ins Vertrauen?“

„Herr von Wennberg,“ rief Borbed mit offener Entrüstung, „war es meine Aufgabe, Sie an Ihre eignen Angehörigen zu erinnern?“

„Nein, nein, Sie haben ja Recht, Borbed! beruhigte ihn Ewald. „Ich begreife selbst nicht, wie es gekommen, daß wir nichts von ihnen hörten. Gustav selbst trägt ohne Zweifel die größte Schuld, er hat sich schwer vergangen und er sieht es ja auch selbst jetzt ein! . . . Er ist wie vernichtet, er ringt unten in meinem Zimmer die Hände, denn er weiß nicht, wie er sich aus dieser entsetzlichen Lage reißen soll. Er ist compromittirt vor seinen Kameraden, vor der Gesellschaft, wenn die Sache bekannt wird; ich habe deshalb meinen Gästen, ehe sie sich sehr verstimmt entfernten, ihr Ehrenwort abgenommen, einstweilen diesen fatalen Vorfall geheim zu halten, und zum Glück war keiner von der Dienerschaft zugegen außer dem alten Joseph, der zu schweigen versteht. Inzwischen muß ein Arrangement getroffen werden; Gustav ist zum Äußersten bereit und ich selbst sehe ein, daß er nur hiedurch sich und uns zu retten vermag . . . Gott im Himmel, daß uns Dies widerfahren mußte!“

Ewald rannte händeringend im Zimmer herum und konnte sich nicht beruhigen. Seine ganze Familie war ja dem Spott

der Gesellschaft ausgesetzt, sobald dieser Vorfall in die Öffentlichkeit drang, und daß dies trotz all der empfangenen Ehrenworte nicht zu vermeiden, darüber machte er sich keine Illusion.

„Wie sehr ich selbst fühle, daß ich Ihrer Familie und namentlich Ihrem Herrn Vater ein schweres Leidwesen bereitet, das beweist dieser Brief, in welchem ich um Verzeihung und um meine sofortige Entlassung gebeten habe,“ sagte Vorbed und wies auf den von ihm geschriebenen Brief.

„Aber das wäre ja noch toller!“ rief Ewald. „Wollen Sie uns denn noch unglücklicher machen? Sie selbst wissen, daß mein Vater Sie nicht entbehren kann!... Vorbed, auch von Ihnen habe ich ein Versprechen zu fordern! Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie diesen Brief nicht absenden wollen!“

„Ich muß, Herr von Wennberg, denn meines Bleibens kann in diesem Hause nicht mehr sein!“

„Thorheit! Nichts als Thorheit! Niemand von uns hat Ihnen etwas zu Leide gethan, wofür wollen Sie uns also strafen?... Zudem darf mein Vater unter keinen Umständen von dem Vorgefallenen etwas erfahren, so lange ihn nicht... andere Ereignisse darüber aufklären, die, wie ich selbst einsehe, nicht zu verhindern sind!“ setzte er seufzend hinzu. „Also noch einmal, Vorbed, Ihr Wort! Ich beschwöre Sie darum!“

Vorbed kämpfte mit sich selbst. Ewald drang immer heftiger in ihn.

„Wohlan denn, Herr von Wennberg, ich verspreche Ihnen, diesen Brief so lange zurück zu halten, bis Ihr Herr Vater von dem Geschehenen unterrichtet sein wird!“

„Dank! Tausend Dank, lieber Vorbed!... Ich muß jetzt zu Gustav zurück, der die Nacht bei mir verbringen wird. Sie haben in ihm eine Umwandlung bewirkt, so daß er kaum noch zu erkennen ist. Er geht einen schweren Weg, doch es muß sein!“

Ewald entfernte sich. Vorbed athmete freier; er fühlte —

er mußte selbst nicht weshalb — eine Erleichterung; es war ihm, als müsse die bevorstehende Krise eine sehr wohlthätige sein, und dennoch konnte er sich nicht erklären, wie diese möglich sei. Wärs diese Krise enden wie sie wollte, ihm konnte sie nicht seine zertretene Hoffnung, sein so schön geträumtes Glück zurück bringen.

* * *

Ewald kehrte in seine Wohnung zurück. Der Speisesaal, welchen er durchsehte, bot jenen trostlosen Anblick jedes Lokals, das soeben eine lustige Gesellschaft verlassen; das helle Licht der Gastronen und Lampetten bestrahlte die ganze Unordnung der abgespeisten Tafel, die Stühle, die Sessel, die Servietten, Alles stand oder lag durcheinander, die halb oder ganz geleerten Flaschen beugten sich melancholisch über den Rand der silbernen Kühlbeden. Eben bereitete sich die Dienerschaft, an die Abräumung der Tafel zu gehen.

Fast ebenso trostlos sah es in dem Rauchzimmer aus und der Geist einer peinlichen Langeweile gähnte in den übrigen Gemächern.

Ewald durchschritt die ganze Reihe seiner eleganten Zimmer absichtlich, um auf den Gesichtern der Dienerschaft zu lesen, ob diese vielleicht dennoch von dem Zwischenfall gehört, welcher die Gesellschaft früher aufgelöst, als er berechnet hatte. Alle waren schweigend beschäftigt, die Zimmer zu räumen und in ihre alte Verfassung zurück zu versetzen.

Ein wenig beruhigt erreichte Ewald sein Cabinet. Hier fand er Gustav, der an dem Cylinder-Bureau saß und eben einen Brief couvertierte.

Schweigend trat er an Gustavs Seite.

„Du hast überlegt, Gustav?“ fragte er.

„In einer Lage wie der meinigen wäre dies überflüssig
Sans Wachenhusen. XVII.

lieber Ewald," antwortete Gustav mit einer Stimme, welche den ganzen Umfang seiner Resignation verrieth. „Ich habe zunächst an meine Mutter geschrieben.“

„An Deine Mutter!“ wiederholte Ewald halblaut, denn zum ersten Male hörte er dieses Wort von Gustavs Lippen.

„Ich habe sie und meine Schwester um Verzeihung gebeten. Diesen Brief, lieber Ewald,“ fuhr er mit sanfter und ruhiger Stimme fort, „wirfst Du persönlich an seine Adresse befördern, wenn mir etwas widerfährt, was mir unvermeidlich erscheint ... Doch laß uns jetzt mit Ruhe besprechen, was zu besprechen ist,“ fuhr er fort, indem er sich erhob und Ewald zum Sopha führte, auf welchem er mit ihm Platz nahm.

Gustavs Antlitz verrieth die ganze Entsagung, welche seine Lage erheischte; Ewald konnte nicht umhin, seine Fassung zu bewundern, denn keine Bewegung Gustavs deutete auf die leiseste Unschlüssigkeit, indeß klang durch seine Worte ein wohlthuender Ton von Wehmuth, sogar Reue.

„Du warst Zeuge Dessen, lieber Ewald, was zu thun mir nach jenem Vorfall eine heilige Pflicht ist,“ fuhr Gustav fort. „Was hilft es, spräche ich die Vorwürfe aus, welche ich hier innen fühle; es genügt, wenn ich Dir sage, daß ich an dem heutigen Abend eine Strafe empfang, deren Gerechtigkeit ich im vollsten Maße erkenne. Mit Vorbed zu rechten bin ich nicht befugt; ich selbst habe seine Aeußerungen provoziert und mir selbst also habe ich es zuzuschreiben, wenn ich ihn als öffentlichen Ankläger gegen mich aufrief. Gegen Robert handelte ich wie es mir als Offizier und als ... Bruder geziemte (dieses letztere Wort rief eine hohe Röthe auf sein bleiches Antlitz). Allerdings war ich selbst es, der ihn zu jener Wette antrieb, deren entsetzliche Bedeutung und Tragweite ich erst heut Abend kennen lernen sollte, aber wie Dem sei, das Verhältniß Roberts zu meiner ... Schwester, zu meiner natürlichen Schwester zwingt mich, meinen Abschied zu nehmen; dies indeß soll und muß mit

all' den Ehren geschehen, die ich noch aus meinem Schiffsbruch zu retten vermag Wie Du mir sagtest und wie ich nicht anders erwarten konnte, hat Robert die Nothwendigkeit meiner Handlungsweise eingesehen, wir werden uns heute Morgen um zehn Uhr treffen; Du, Ewald, wirst mein Beistand sein; Einer von uns Beiden wird und muß auf dem Plage bleiben. Hoffentlich trifft mich dieses Loos, denn für mich sehe ich nach keiner Seite hin eine Rettung. Meinen Abschied muß ich nehmen, denn selbst wenn ich dieses Duell überlebte, würde keiner meiner Kameraden mit mir dienen wollen. Meiner Stiefmutter, meinen Geschwistern, die ich so lange strafbar vernachlässigte, mich jetzt noch zu nähern, vermag ich nicht; ihnen zu nützen in ihrer Armuth bin ich ohnehin nicht im Stande, denn sobald ich meinen Abschied genommen, wird das Heer meiner Gläubiger mich überfallen. Mir bliebe also nur eine schmählische Flucht und da ich eine solche Rettung verachte, so bleibt mir nur die Hoffnung auf Roberts Kugel, die, so weit ich seine Fertigkeit kenne, mir ziemlich sicher ist. Du wirst auch dafür sorgen, daß das Arrangement mit seinem Secundanten in diesem Sinne getroffen wird; ich fordere dies von Dir wie eine Ehrensache."

"Deine Lage ist so verzweifelt nicht, Gustav, wenn Dir nur selber daran liegt, sie zu klären," antwortete Ewald traurig. „Ich begreife Deine augenblickliche Stimmung, morgen aber wird sie zuverlässig eine andere und bessere sein! Daß Du in Bezug auf Robert nicht anders zu handeln im Stande, sehe ich vollständig ein, was aber Deine finanzielle Lage anbetrifft, so dürfte ein offenes Bekenntniß gegen meinen Vater —"

„Nimmermehr!“ unterbrach ihn Gustav heftig. Ich danke ihm bereits viel, sehr viel! Dreimal hat er mir geholfen und eben so oft habe ich diese nicht unbedeutenden Summen meinem Leichtsinne geopfert, anstatt dadurch meine so arg gefährdete Zukunft zu sichern. Jetzt ist es zu spät; ich bin mir auch nur zu

deutlich bewußt, daß dieser Leichtsinns mich stets wieder fortreißen wird, und deshalb betrachte ich diesen Vorfall als eine mir vom Schicksal dargebotene Gelegenheit, wenigstens meine Ehre zu retten . . . Noch einmal, Ewald," setzte er feierlich hinzu, „beschwöre ich Dich, gestatte kein Arrangement, das nicht in diesem Sinne geschähe! Ich mache Dich für die Folgen verantwortlich, denn mit meinem Namen wird auch der Deinige der Schande preisgegeben!"

Ewald mußte ihm sein Ehrenwort geben, bei den Präliminarien am Morgen auf den von ihm angebotenen Bedingungen zu bestehen. Au Schlaf war während des Restes der Nacht kaum zu denken; dennoch begab sich Ewald in sein Schlafgemach, während Gustav darauf bestand, den Morgen auf dem Sopha erwarten zu wollen.

Um acht Uhr bereits wurde Ewald eine Karte überbracht. „Heinrich von Sternfeld“ las er auf derselben und darunter war mit Blei geschrieben: „im Namen des Baron von Reineval.“

Ewald empfing den jungen Mann, den er allerdings aus dem Club kannte und mit dem er oft zusammen getroffen, ernst und höflich, wie es der Moment erheischte. Sternfeld kam, um als Roberts Secundant mit Ewald die Modalitäten zu besprechen, und schied von ihm, einverstanden mit den von Ewald gestellten Bedingungen, wie rigourös ihm dieselben auch erscheinen mochten. Ewald hatte um keine Linie von diesen Bedingungen zu weichen erklärt und Sternfeld mußte sich kopfschüttelnd darein finden. Der junge Mann kannte den Grund dieses Duells nicht, Robert hatte ihm nur von einer Beleidigung gesagt, welche seiner Ueberzeugung nach so blutige Maßregeln keineswegs rechtfertigte, er hoffte indeß noch auf dem Kampfplatze selbst eine Milde rung derselben vermitteln zu können.

XIII.

Der Einbruch.

Wir haben hier noch ein Ereigniß der Nacht einzuschalten, das für die Entwicklung unserer Geschichte von einiger Bedeutung sein sollte.

Wie wir wissen, hatte der alte Friedrich die Verabredung der Spitzbuben genau genug mit angehört, um danach seine Maßregeln treffen zu können. Um zwölf Uhr in der nächsten Nacht sollte der Einbruch geschehen; ihrer Drei wollten sie auf dem verabredeten Wege in das Haus des Bankiers bringen und so sollte der große Kassenraub ausgeführt werden.

Friedrich merkte sich die Stunde genau und versprach, auch mit dabei zu sein.

Den ganzen folgenden Tag hindurch freute er sich wie ein Kind auf den Augenblick, wo er die Hallunken in seiner ganz soldatischen Weise überrumpeln werde. Die Sache vorher der Polizei zu denunziren, das war nicht nach seinem Geschmack, denn dadurch wurde sie ihm aus Händen genommen und er hatte dann höchstens seine Schuldigkeit gethan. Friedrich aber wollte mehr davon haben, er wollte eine Husaren-Attaque machen.

Am Mittage erschien er in der stillen Gasse „als Streifpatrouille,“ wie er sagte. Er fand das niedre Haus, welches die Comtoire enthielt, er las die Firma an demselben, die freilich nicht mit dem Namen Wennberg übereinstimmte, aber eine Verwechslung konnte nicht stattfinden. Um sich auch von den inneren Lokalitäten zu überzeugen und das Terrain zu kennen, auf welchem er seinen Feind suchen wollte, zog er an der Klingel, ward eingelassen, und erkundigte sich bei einem

ihm begegnenden Comtoir-Diener, ob der Besitzer dieses Comtoirs nicht ein naher Verwandter des verstorbenen Majors von Wennberg sei.

Wie er vorausgesetzt, wußte der Diener ihm keinen Bescheid zu geben; Friedrich wurde in das Comtoir verwiesen und konnte man ihm hier auch ebenso wenig Auskunft geben, so hatte er doch seinen Zweck erreicht, d. h. das Terrain recognoscirt. Von dem Comtoir sandte man ihn in das Hauptgebäude, in das Wohngebäude des Herrn von Wennberg, wo man ihm jedenfalls Näheres mittheilen könne.

Friedrich trat den Rüdzing an, ging zu dem Portal des Wohnhauses und zog an der Klingel. Der dicke, mastige Portier öffnete, und sah sich den grauen Schnauzbart mit großen Augen an.

„Lieber Freund,“ begann Friedrich sehr vertraulich, als kenne er den Portier schon seit Jahren, „ich suche eine Auskunft, die ich im Comtoir nicht erhalten konnte; man hat mich zu Ihnen geschickt.“

Der Portier stemmte beide Hände in die Seiten und kam sich sehr wichtig vor.

„Gewisse, sehr wichtige Umstände,“ fuhr Friedrich jetzt fort, „machen es mir nothwendig zu erfahren, ob der Herr Bankier von Wennberg ein näherer Verwandter des Majors von Wennberg ist, der im letzten Winter zu * * * verstorben.“

Der Portier, geschmeichelt, daß man von ihm Familiennachrichten über seinen Herrn verlange, machte ein nachdenkendes Gesicht und schaute in die Luft.

„Darüber kann ich Ihnen nichts Näheres mittheilen,“ antwortete er. „Es kommt hier nur ein Lieutenant von Wennberg in's Haus.“

„Ganz recht, das ist der Sohn des Majors, Herr Gustav von Wennberg!“ rief Friedrich schnell und erwärmt durch die Erinnerung an den Lieutenant, den er seit Jahren nicht gesehen,

der aber stets ein großer Ausbund gewesen und ihm viel zu schaffen gemacht hatte.

„Sie kennen also den Herrn Lieutenant?“ fragte der Portier.

„Ob ich ihn kenne! Auf diesen Armen hab' ich ihn getragen, als er noch ein Junge war!“

„Sie?“ fragte der Portier gedehnt.

„Natürlich, lieber Freund, denn ich war ja der Diener des seligen Majors!“

„Und was wünschen Sie nun von dem Herrn von Wenberg?“ fragte der Portier etwas mißtrauisch.

„Lieber Freund, haben will ich von ihm nichts, sein Sie deshalb beruhigt. Ich komme nur, um ihm einen großen Dienst zu erweisen, zu dem mich der Zufall in Stand setzt.“

„Das wäre! . . Aber treten Sie mit mir in mein Zimmer,“ fuhr der Portier leutseliger fort, in der Hoffnung, etwas Neues zu erfahren. „Meine Frau ist ausgegangen, wir sind also ungeführt.“

Friedrich nahm dies an und Beide saßen alsbald in der Portierstube.

„Also einen großen Dienst, sagten Sie?“ knüpfte der Portier das Gespräch hier wieder an.

„Ja, wie ich sagte!“

„Und kann man darüber nichts erfahren? Vielleicht könnte ich die Vermittelung . . .“

„Lieber Freund, zu vermitteln ist hiebei nichts, aber wenn Sie mir helfen wollen, so soll mir das lieb sein.“

„Wenn es zum Vortheil meines Herrn ist, versteht sich das von selbst.“

„Das war brav gesprochen! . . . Sagen Sie mir: haben Sie Courage?“

Der Portier schaute dem Alten, dem man den Soldaten auf hundert Schritte ansah, verwundert und halb beleidigt ins Gesicht.

„Ob ich Courage habe? Donnerwetter, Herr, wollen Sie eine Probe davon?“

Der Portier war aufgesprungen und schien Lust zu haben, ihm diese Proben zu zeigen und ihn zur Thür hinaus zu werfen.

„Gut! Sie sind mein Mann!“ rief Friedrich lachend. „Aber noch Eins! Können Sie schweigen?“

„Herr, Sie fragen wie ein Criminalrichter!“

„Gut, auch das! . . . Und nun noch Eins: lieben Sie den Schlaf?“

Portiers schlafen immer gern und zu jeder Tageszeit, Friedrich wußte das und vergaß deshalb diese Frage nicht. Der erstere wußte nicht, was er antworten sollte.

„Ich meine damit,“ ergänzte Friedrich seine Frage, „ob Sie sich wohl heute bis Mitternacht wach erhalten können, denn das ist nothwendig, wenn Sie mein Mann sein wollen.“

Dem Portier ward etwas unheimlich zu Muth, als er von Mitternacht hörte, eine Stunde, um welche jeder rechtschaffene Portier gern in den Federn liegt.

„Herr, ich hab' es satt, mich hier wie einen Schulzungen von Ihnen ausfragen zu lassen. Scheeren Sie sich Ihrer Wege!“

Friedrich lächelte sich in den Bart; der Mann gefiel ihm ganz wohl.

„Nur nichts für ungut, lieber Freund!“ sagte er beschwichtigend. „Die ganze wichtige Angelegenheit geht ja in die Brüche, wenn wir uns jetzt erzürnen wollen!“

„Aber was reden Sie denn da von Mitternacht?“

„Weil ich Sie eben um diese Zeit gebrauche!“

„Sie? . . . Mich?“

„Ja, ich Sie!“

„Da wäre ich doch neugierig!“

Der Portier nahm wieder Platz und erwartete jetzt die Potüte zu hören.

„Also kurz und bündig herans mit der Sache!“ rief er ungeduldig.

Friedrich strich sich den Schnauzbart.

„Am Mitternacht also werde ich Ihnen vor der Hausthür ein Signal geben, Sie öffnen mir und schließen mir die Thüre zu dem Hause auf, in welchem das Comtoir ist.“

„Was wollen Sie da? . . . Den Schlüssel zu der Thüre darf ich nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten benutzen.“

„Eine solche Gelegenheit bietet sich diese Nacht. Mit einem Worte, lieber Freund, ich bin durch Zufall dahinter gekommen, daß man dort um zwölf Uhr einbrechen will.“

Dem Portier zog sich eine Gänsehaut über den Rücken, er glöpte seinen Gast groß und staunend an.

„Wenn wir nun der Polizei davon Anzeige machen, so verhindert diese vielleicht durch Ausstellung von Wachen das ganze Vergnügen, das ich mir davon verspreche, diese Hallunken mitten in ihrer Arbeit zu übertumpeln; außerdem kann man nicht wissen, ob diese Wort halten und man könnte sich möglicherweise in lange und unangenehme Verhöre und Protokolle verwickeln, wenn man zu vorschnell ist. Heut zu Tage kann man sich selbst auf die Spitzbuben nicht mehr verlassen. Wenn wir Beide aber die Sache selbst besorgen, so giebt das erstens einen kostbaren Spaß, denn ich werde meine beiden Pistolen mitbringen, und Sie können sich dadurch bei Ihrem Herrn einen ungeheuren Stein in's Brett ziehen. He?“

Dem Portier kam die Sache gar nicht so übel vor, sie hatte nur zwei unangenehme Seiten: erstens sollte die Geschichte am Mitternacht vor sich gehen, und zweitens: wer garantirte ihm dafür, ob nicht dieser fremde Mensch selbst ein Spitzbube sei?

Forschend, als wolle er Friedrich durch und durch schauen,

blickte er ihn an, mußte sich aber gestehen, daß der Alte mit einem Spitzbuben nicht die entfernteste Ähnlichkeit habe; man sah es ihm vielmehr an, daß er sich innerlich auf dieses Abenteuer freue. Endlich kam also der Portier, nachdem er eine Zeit lang die Stirn in die Hand gestützt, zu dem Beschluß, daß er sich ja die Sache noch den ganzen Nachmittag und den langen Abend hindurch überlegen könne, daß es dann noch immer in seiner Hand liege, zu öffnen oder nicht zu öffnen, wenn Friedrich ein Signal gebe, und daß er ja, wenn er sich wirklich darauf einlassen werde, seine Frau beauftragen könne, im Hintergrunde Lärm zu schlagen, sollte das Abenteuer eine schlechte Wendung nehmen. Jedenfalls war es sehr lochend, sich von seinem Herrn eine anständige Belohnung zu erwerben, und er versprach also durch Wort und Handschlag, Friedrich um Mitternacht zu erwarten. Sein Signal sollte ein dreimaliges Krachen an der Hausthür sein, damit die Spitzbuben nicht gewarnt würden und ihnen aus dem Garn gingen, denn wenn man diesen Rückzug nach der Straße absperrete, so saßen sie wie die Maus in der Falle und der Portier bestätigte, daß sie über den Hof nicht entweichen könnten.

Dabei blieb es und Friedrich wanderte vergnügt nach Hause.

Pünktlich um die verabredete Zeit vernahm der aufmerksam lauschende Portier das geräuschlose Signal. Ein Frösteln lief ihm durch alle seine Glieder. Er, der bisher hinter der Hausthür gelauscht, eilte ins Zimmer zurück, um noch einmal seine Frau zu fragen, ob er sich denn wirklich in dieses halbschreckende Wagestück einlassen solle.

„Aber wie kannst Du nur fragen!“ rief diese aus der Ecke des Zimmers, wo sie sich eilig nach einem kurzem Schlummer wieder in die Kleider warf. „Je größer die Männer gewachsen, desto größere Hasenfüße sind sie doch! Siehst Du denn nicht ein, daß Dir unser Herr die lange gewünschte Zulage geben

wird und daß ich mir dann endlich den seidenen Mantel kaufen kann, zu welchem ich schon lange spare?"

Das letztere war natürlich entscheidend. Der Portier nahm den Schlüssel, zugleich einen derben Knüttel und schickte sich zum Gehen an.

„Aber, Friederike, daß Du ja auf dem Posten bist!“ wandte er sich noch einmal zurück. „Du stellst Dich in die Hausthür und stehst, wo ich bleibe. Sobald ich in das Comtoirhaus getreten sein sollte, schleichst Du bist zur Thür nach und wenn ich rufe, so schreiest Du gleich: Hüffe! Mörder!“

„Gut, ich werde schon meine Schuldigkeit thun! Laß den Mann nur nicht zu lange draußen stehen. Die Spitzbuben werden auch nicht auf Dich warten und können lange mit der Kasse davon sein, ehe Du kommst!“

Der Portier trat mit einem Seufzer hinaus, öffnete leise die Hausthür und fand richtig seinen Mann, der in einen grauen Soldatenmantel gehüllt war, die Mütze über die Stirn gedrückt hatte und ihm schweigend ein paar große Reiterpistolen zeigte.

„Sie lassen mich lange warten!“ brummte er leise. „Die Hallunken sind viel prompter als wir. Ich bin inzwischen schon an das kleine Haus geschlichen und habe Geräusch darin gehört. Sie sind schon drin; also marsch, Herr Portier! Nur immer hinter mir geblieben!“

Mit diesen Worten stellte sich Friedrich stolz wie ein Regiments-Chef an die Spitze seines Portiers und schritt an der Mauer entlang zur Thür des Comtoirhauses.

In der sicheren Erwartung, die Thür nicht verschlossen zu finden, drückte er an der Klinke. Die Thür gab nicht nach, sie war demnach verschlossen.

„Hm!“ brummte Friedrich. „Sie haben sich selbst eingeschlossen, um nicht gestört zu werden!“

Beide lauschten jetzt, das Ohr an die Thür gelegt. Man hörte deutlich das leise Rasseln der vor der Comtoir-Thür lie-

gebunden eisernen Stangen. Dem Portier lief ein Zittern durch alle Glieder. Friedrichs Auge bligte.

„Lassen wir sie erst hinein, so fangen wir sie trinken wie die Mäus in der Falle!“ flüsterte Friedrich.

Dem Portier war dies sehr willkommen; am liebsten hätte er Reißaus genommen, denn die Sache kam ihm immer bedenklicher vor. Er warf einen ängstlichen Blick zurück, ob seine Frau auch da sei. Da die Nacht nicht ganz dunkel war, bemerkte er zu seiner Verhütung eine weiße Nachtmütze, die sich in der Hausthür drüben von dem schwarzen Hintergrunde abzeichnete. Beruhigt suchte er neuen Muth zu fassen.

Einige Minuten verstrichen, während welcher Friedrich, das Ohr an die Thür gelehnt, dastand.

„Jetzt wird's Zeit sein; es ist Alles ruhig auf dem Flur geworden. Schließt leise die Thür auf!“ flüsterte er dem Portier zu.

Dieser that, wie ihm geheißen, aber seine Hand zitterte, er hatte den Schlüssel nicht ganz in seiner Gewalt und konnte also ein leichtes Geräusch desselben nicht hindern. Friedrich warf ihm einen wüthenden Blick zu, denn dieser Mensch konnte ihm seinen ganzen Spaß verderben.

Zweimal drehte sich der Schlüssel mit leisem Geräusch, dann schnappte der Riegel mit einem hellen Schall zurück. Jetzt hieß es Eile, oder es war Alles verloren, denn die Diebe hätten taub sein müssen, wenn sie dieses Geräusch nicht hörten.

Mit der erhobenen Pistole in der Faust eilte Friedrich in den dunklen Flur, ihm nach — nicht der Portier, denn diesem schien es gerathen, seine Haut zu wahren, da es Beispiele gab, daß Diebe mit Messern und dergleichen Instrumenten versehen und es ihnen nicht darauf ankomme, einen rechtlichen Menschen über den Haufen zu stoßen.

Der nächste Augenblick schon überzeugte ihn, wie sehr klug er gerechnet. Friedrich hatte kaum einen Fuß in den Hausflur

gesetzt, als er einen Faustschlag vor die Stirn erhielt, der den alten Soldaten zu Boden warf.

Der Portier sah Friedrich wanken und lautlos zu Boden sinken.

„Zu Hülfe! Zu Hülfe! Diebe! Mörder!“ schrie er aus Leibeskräften in die Straße hinein. Sein Geschrei fand ein Echo in der Thür des Wohnhauses und ehe noch einige Sekunden verstrichen, waren zwei Wächter von der Ecke der nahen Hauptstraße herbei geeilt.

Der Portier stand noch immer mit von Angst gelähmten Gliedern in der Hausthür; er hatte davon laufen wollen, aber die Füße versagten ihm den Dienst. Als die Wächter herzu stürzten, vermochte er nur mit unartikulirten Worten in den Flur zu zeigen.

Hier war Friedrich eben im Begriff, sich wieder aufzuraffen und zwar mit einer Elasticität, die man seinem Alter nicht zugekraut hätte.

„Drauf!“ schrie er aus Leibeskräften. „Die Diebe entkommen uns!“

Und von den Wächtern gefolgt stürzte er sich in den Flur.

Hier aber war inzwischen Alles still geworden. Man fand die mit Eisen beschlagene Thür des Cassenzimmers geöffnet, die beiden Eisenstangen hingen zur Seite herab; sonst aber war Alles still.

Einer der Wächter zündete seine Laterne an. Man trat in das Zimmer, man durchsuchte alle Ecken, nirgendes war ein Spigbube zu finden.

Friedrich war wieder hinaus und nach der zum Hofe führenden Thür geeilt; er fand diese nur angelehnt.

„Die Hallunken müssen über den Hof verschwunden oder in demselben versteckt sein!“ rief er, in das Dunkel hinaus blickend. Aber auch hier war Alles still.

Der Portier bestritt die Möglichkeit, daß die Diebe sich

über den Hof gerettet, weil hier Alles gut verwahrt und kein anderer Ausgang als die Durchfahrt sei, die man aber fest verschlossen fand.

„So müssen sie in die Luft gefahren oder in die Erde gesunken sein!“ brummte Friedrich. „Was ist aber jetzt zu machen? Hätten Sie mit dem Schlüssel nicht solchen Lärm gemacht, wir hätten sie abgefangen!“

Der Portier gratulirte sich im Stillen, daß Alles so und nicht anders gekommen, denn jedenfalls hatte er jetzt die Kasse vor einer Verabung geschützt ohne allzu große Gefahr, und sein Herr mußte ihm dankbar dafür sein.

Einer der Wächter eilte zur nächsten Polizeiwache, um Verstärkung zu holen, während Friedrich, der Portier und der andere Wächter noch im Hofe umher suchten, ohne die geringste Spur zu finden. Als endlich die Verstärkung eintraf, eilte der Portier in das Wohnhaus, um Herrn Vorbed, den er noch bei dem Souper des jungen Herrn vermuthete, von dem Geschehenen Anzeige zu machen.

Er traf Vorbed auf dem Corridor, als derselbe eben in höchster Aufregung die Gesellschaft verlassen und sich auf sein Zimmer begeben wollte.

Vorbed hörte die Erzählung des Portiers in höchster Zerstreuung an. Da seine Pflicht ihn hiezu zwang, eilte er mit dem letzteren an Ort und Stelle, ließ das Kassenzimmer wieder schließen, die nöthige Wache vor dem Hause und im Hofe aufstellen und befahl, da keine Gefahr mehr vorhanden, Niemanden weiter im Hause zu beunruhigen.

Eine Viertelstunde darauf war Vorbed in seiner Wohnung und hatte alle Gefahr, mit welcher die Kasse bedroht gewesen, vergessen. Beschäftigte ihn doch ausschließlich nur der Auftritt in Ewalds Soirée und der Triumph, welchen er über die gesellschaftliche Nothheit gefeiert.

XIV.

Ein Schlag des Schicksals.

Als Herr von Sternfeld am frühen Morgen die näheren Umstände des Duells mit Ewald von Wennberg verabredet und zu Robert zurückkehrte, um ihn von demselben zu unterrichten, fand er diesen nicht zu Hause. Man sagte ihm, der Herr Baron sei eiligst zu seiner Mutter berufen worden und habe für ihn die Nachricht da gelassen, er werde in einer Viertelstunde zurückkehren.

Sternfeld zündete sich eine Cigarre an und beschloß zu warten. Eine Viertelstunde, ja eine halbe Stunde verstrich, ohne daß Robert kam.

Inzwischen war in dem Corridor viel Unruhe, denn Walter, der sich die Anwesenheit seines Herrn bei dem Souper zu Nutzen gemacht und am Abend ausgegangen, ohne seinen Kollegen zu sagen, wohin, Walter war noch immer nicht zurück gekehrt. Man befürchtete, daß er wieder der Flasche zugesprochen, was in regelmäßigen Zwischenräumen geschah, und daß ihm in trunkenem Zustande ein Unglück widerfahren sein könne.

Robert hatte ohnehin an diesem Morgen seiner Mutter einen Besuch zugebacht, ehe er den schweren Gang that; er warf sich in einen Fiaker und erreichte die Wohnung derselben.

Der ihm öffnende Diener, welchen wir schon früher gesehen, zeigte ihm ein sehr bestürztes Gesicht. Robert, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, merkte nicht die ängstliche Spannung desselben. Oben angelangt, trat ihm auch die Kammerjungfer der Mutter mit einem bestürzten Antlitz entgegen. Robert sah auch dies nicht und eilte in das kleine Salon, in welchem er die Mutter zu finden gewohnt.

Auch diese war bleich, auch auf ihrem Antlitz malte sich

die höchste Gemüthsbewegung, zugleich aber eine vollständige Entmuthigung, welche Robert bei seiner sonst so entschlossenen Mutter nicht gewohnt war. Dies frappirte ihn; ein Blick auf das zierliche Bureau, auf welchem Briefe und Papiere lagen, belehrte ihn zugleich über die Ursache dieser Erregung.

Indeß Robert besaß heute keinen Sinn für alltägliche Interessen, und die ewigen, immer wiederkehrenden Geschäftsangelegenheiten der Mutter ekelten ihn heute mehr als jemals an. Einen desto tieferen Eindruck, einen desto bedeutsameren Einfluß schienen sie auf seine Mutter zu üben.

Als diese ihn eintreten sah, verließ sie das Fenster, von welchem aus sie lange und unbeweglich in den von der Hand des Winters verwüsteten Garten geblickt.

Ein harter, vernichtender Schlag hatte die Baronin an diesem Morgen getroffen, ein Schlag, der sie nicht ganz unvorbereitet gefunden und trotzdem mit nicht geringer Wucht auf sie nieder gefallen war.

Dennoch war die Mutterliebe in diesem Weibe eine so unendliche, alle ihre Gefühle beherrschende Gewalt, daß sie für den Augenblick ihren ganzen Schmerz vergaß, als sie in dem Gesichtszügen ihres Sohnes die innere Erregung desselben sah. Sie wankte ihm bleich und matt entgegen und blickte ihn mit so unendlicher Innigkeit an.

„Robert,“ rief sie zitternd aus. „Dir ist etwas widerfahren ... Sprich, was ist Dir?“

Dieser affectirte ein Lächeln und suchte so ruhig wie möglich zu erscheinen.

„Es ist nichts, Mutter!“ antwortete er unbefangen. „Nur die Spuren eines sehr lebhaften Coupers, von dem ich Dir gestern schon erzählte!“

Die Baronin schüttelte traurig den Kopf. Eine ihr unmerkliche Bangigkeit hatte sich seit Roberts Ausblick zu all' ihrem Leid gesellt; ein Schwindel bemächtigte sich ihrer, sie mußte

sich auf die Lehne eines Sessels stützen, um sich aufrecht zu erhalten und dem Sohne ihren Seelenzustand zu verheimlichen.

Ebenso bedurfte es einer Sammlung aller ihrer geistigen Kräfte, um dem geliebten Kinde so schonend wie möglich die Schreckensbotschaft mitzutheilen, welche ihr heute Morgen fast den Todesstoß gegeben.

Sie hatte lange mit sich überlegt, ob sie ihn überhaupt schon von dem Geschehenen unterrichten solle, ob es nicht besser sei, ihn noch in glücklicher Unwissenheit zu lassen; aber es gab Umstände, welche ihr das Schweigen verboten, ja diese Umstände verlangten aufs dringendste, daß Robert auf der Stelle Alles erfahre.

„Mein Sohn,“ begann sie endlich mit mühsam verhaltenem Schmerz, „ich sandte zu Dir, weil ich Dir Mittheilungen zu machen habe, welche Deine ganze Geistesgegenwart erfordern. Bist Du in der Stimmung, diese Mittheilungen zu hören? Sie sind trauriger Natur, sie sind wie ich sie gefürchtet, ja noch schlimmer! . . . Schon seit acht Tagen sah ich sie im Geiste voraus, ich sah sie gleichsam wie ein fürchterliches Gespenst zu uns herüber schwimmen und näher und näher kommen, bis sie endlich diese Schwelle überschritten.“

Die Baronin machte eine Pause. Sie suchte in dem Antlitze des Sohnes den Eindruck zu lesen, welchen ihre Worte auf ihn machten, um in zärtlicher Besorgniß ihm die Hiobsbotschaft gleichsam nur sylbenweise zu geben. Zu ihrem Erstaunen aber sah sie, daß ihre Worte an Robert wie der Pfeil an einem Panzer abglitten; sie bemerkte nur zu deutlich, daß Robert kaum hörte, was sie sprach, daß seine Gedanken ganz anderswo verweilten.

„Robert,“ fuhr sie fort, „hörtest Du, was ich soeben zu Dir sprach und überlegst Du die ganze entsetzliche Tragweite desselben?“

„Ja, ja, Mutter, ich höre! Sie sehen ja, wie aufmerksam

ich bin!“ antwortete er nach der Uhr blickend, und sich ungeduldig auf den Divan werfend . . . „Was sagten Sie doch, liebe Mutter?“ setzte er dann nach einer Pause wie aus einem Traum erwachend hinzu.

Die Baronin erschrad über diese Zerstretheit des Sohnes, sie begriff, wie ganz und ausschließlich ihn irgend etwas Anderes in Anspruch nehmen müsse, wenn ihre so inhalts- und verhängnißschweren Worte in dieser Weise an ihm abgleiten konnten. Ihre Besorgniß wuchs hiedurch, ihre Bangigkeit, deren Grund ihr selbst ganz unklar, steigerte sich zur Angst, sie zitterte vor einem Etwas, das sie nicht kannte, und diese Unkenntniß vermehrte nur ihr Zittern. Dabinzu kam noch die sich ihr aufdrängende Ueberzeugung, daß Roberts Leidenschaft immer tiefere Wurzel geschlagen haben müsse und dies ließ sie rückwärtslos die Vorsicht und Schonung vergessen, welche sie vorhin beobachtet.

„Was ich sagte, Robert?“ rief sie mit all' der Strenge, deren sie ihm gegenüber fähig war. „Ich sagte Dir, daß die Unglücksbotschaft, welche ich fürchtete, bereits eingetroffen ist, daß das Unglück schon geschehen war, als ich Dich zur schnelligsten Abreise aufforderte, daß wir Alles verloren, daß wir am Bettelstab sind!“

Kein Zug in Roberts Antlitz verrieth irgend eine Gemüthsbewegung. Mit Entsetzen sah die Mutter diese Gleichgültigkeit des Sohnes.

Eine Pause verstrich.

„Robert, Du hörtest mich . . . Du sprichst nicht!“ rief die Mutter.

„Ich hörte Sie allerdings, Mutter,“ antwortete Robert mit ruhiger Stimme. „Und was könnte ich sagen anders, als daß es also schon damals für uns überflüssig gewesen wäre, zu reisen!“

Die Baronin war fast erstarrt durch diese Ruhe.

„Und Du ergreiffst mit dieser Gemüthsruhe den Bettelstab?“ rief sie aus. „Du verzweifelst nicht, Du überhäuffst mich, Dich selbst nicht mit Vorwürfen, daß wir so leichtsinnig ein Vermögen verschertzt, das dem eines Erbsus glich?“

„Liebe Mutter,“ antwortete Robert kalt, „ich habe keineswegs die Absicht, diesen Bettelstab zu ergreifen, weil er sich nicht für mich eignen würde. Sie sagen mir, unser ganzes Vermögen sei verloren. Warum erwarten Sie, daß ich Ihnen und mir deshalb Vorwürfe machen soll?“

Robert gehörte in Folge seiner Erziehung zu den seltenen Characteren, die Alles daran setzen, um mit einer eisernen Consequenz und Aufbietung aller Mittel einen Gegenstand zu erringen, den ihre Leidenschaft einmal ins Auge gefaßt, selbst wenn sie sich gestehen müssen, daß sie denselben, wenn sie ihn erreicht, sehr bald als völlig werthlos für sie bei Seite werfen. Er hatte Alles an Aminens Besitz gesetzt, er hatte sogar, als er Alles fruchtlos sah, zu unehrenhaften Mitteln seine Zuflucht genommen. Jetzt, da er sah, daß auch diese gescheitert, daß keine Hoffnung für ihn mehr vorhanden, jetzt war ihm auch alles Uebrige gleichgültig; er fühlte sich unglücklich und trostlos wie ein eigenstinniges Kind, das nur gerade Das haben will, worauf sich sein Eigensinn capricirt.

Abgestumpft also gegen alles Andere, für den Augenblick selbst gegen die Nachricht seines vollständigen Ruins, weilten seine Gedanken nur bei Amine und das um so mehr, als er einsah, daß er, nachdem er die Sache so bis zum Aeußersten getrieben, zum Gespötte werden müsse, wenn man erfuhr, daß er den Helden auf Kosten eines tugendhaften, vorwurfsfreien Mädchens gespielt. Seine Leidenschaft für dieses Mädchen hatte ihn zum offenbaren Schurken gemacht, er hatte, als Alles vergeblich war, wie wir sahen, darauf gerechnet, daß Amine, verdammt und in die Acht erklärt durch das Urtheil der Welt, die ja in dieser Hinsicht kein Mitleid für eine Künstlerin hat,

freiwillig in seine Arme eilen werde; aber da Tage vergingen, ohne daß seine Hoffnung sich erfüllte, so verzweifelte er auch hieran. Und jetzt endlich, um ihm auch die letzte Hoffnung abzuschneiden, mußte er erfahren, daß sie die Schwester eines seiner intimsten Freunde, den er durch seinen strafbaren Leichtsinne in die Nothwendigkeit versetzt, seine und seiner Familie Ehre zu retten und mit ihm eine Kugel zu wechseln.

Robert sah keinen Ausweg aus diesem Labyrinth. Was war ihm in diesem Augenblick die Nachricht von seinem Verlust, wenn er schon einen andern zu beklagen hatte, der ihn so ganz erfüllte!

Die Baronin nahm endlich die Kaltblütigkeit Roberts für eine Seelengröße, die sie selbst beschämt machte und die sie in ihrem Sohne niemals gesucht. Ihr selbst war der Reichtum kein wesentliches Bedürfnis, aber Roberts ganze Seele glaubte sie an demselben gefesselt — und jetzt sah sie ihn so gefaßt, so erhaben vor sich, daß sie ihn bewundern mußte.

„Robert!“ begann sie wieder, während ihr Antlitz sich plötzlich verklärte und ihr Gemüth alle die düstern Gedanken zu verjagen suchte. „Robert, als diese Nachricht mich heute traf, warst Du mein erster Gedanke. Nur für Dich war ja all’ der Reichtum, nur Du solltest ja damit glücklich werden! Mein Herz blutete, wenn ich an den entseßlichen Moment dachte, in welchem ich Dir diese Trauernachricht geben mußte, die Dich um Deine ganze Zukunft bringt. Robert, Deine Fassung giebt mir auch die meinige wieder! Vereint laß uns tragen, was uns das Schicksal beschieden, das Unglück soll auch mich stark finden, wie es Dich fand!“

Mit einer rührenden Herzlichkeit streichelte sie die bleiche Stirn des Sohnes und blickte ihm so liebevoll ins Auge.

„Robert, da Du diesen Verlust zu ertragen vermochtest, schenke die trüben Gedanken, von denen ich Dich dennoch beschäftigt sehe; was könntest Du noch betrauern, wenn Du

diesen Schlag ertrugst! . . . Und damit Du es sogleich weißt, Robert: wir sind nicht so ganz arm, nicht so ganz ohne Mittel, als daß wir uns aus diesem Schiffbruch nicht noch in einen Hafen zu retten vermöchten. Es ist mir während der letzten acht Tage gelungen, dieses Haus zu verkaufen, freilich zu einem geringen Preise, weil mir daran lag für den Fall unserer plötzlichen Abreise die ganze Summe anbezahlt zu erhalten. Sieh, hier in diesem Bureau liegen dreißigtausend Thaler, (die Baronin schritt an den Schreibtisch und zog eine Schieblade) sie werden genügen, um uns, wenn wir über's Meer zurückkehren . . ."

Hier stockte die Baronin, ihr Auge starrte in die geöffnete Schieblade, sie faßte mit beiden Händen zur Stirn, als suche sie ihre Gedanken zu sammeln, dann nahm ihr Antlitz eine Todesblässe an, ihren Lippen entfuhr ein Schreckenslaut.

Robert ward jetzt endlich aufmerksamer; es war, als erwache er erst jetzt. Er hörte den Ausruf, er sah die Mutter wanken und sprang herzu, um sie in seinen Armen aufzufangen.

Aber noch einmal ermannte sich die Baronin; sie richtete sich mühsam auf, sie stürzte sich wieder an das Bureau, sie riß mit fieberhafter Eile alle Schiebladen auf, bis auch die letzte durchsucht war.

„Fort! . . . Fort! . . . Verschwunden!“ schrie sie, das Antlitz mit beiden Händen bedeckend. „Auch unser letztes dahin . . . Alles verloren!“

Ohnmächtig und mit einem herzerreißenden Angstschrei sank sie auf den Sessel.

Robert gerieth in die höchste Verwirrung. Er rief die Zofe, die sofort alle möglichen Mittel anwendete, er blickte zur Uhr, die ihn an eine Pflicht mahnte, welche auch nicht eine Secunde Aufschub duldete. Er sah voraus, daß er durch das

Erwachen der Mutter die Zeit verschäumen werde; er wußte nicht, was beginnen.

Endlich gab die Mutter wieder ein Lebenszeichen von sich und dies wälzte Robert einen Stein vom Herzen. Dennoch wußte er nicht: sollte und durfte er noch verweilen? Welche Pflicht war die größte, die des Sohnes oder die des Mannes? Die Verlegenheit jagte ihm das Blut zu Kopf, er verlor alle Ueberlegung, er wußte nur noch Eins: daß er fort müsse.

„Ich beschwöre Sie, bieten Sie alle Sorgfalt für meine Mutter auf!“ rief er außer sich vor Verwirrung der Jose zu. „Ich muß eilig fort, keine Secunde länger darf ich weilen! Sagen Sie ihr, wenn sie erwacht, ich werde in einer Stunde wieder hier sein, eine heilige, unverletzliche Pflicht habe mich fort gerufen!“

Mit diesen Worten stürzte Robert hinaus, warf sich in den seiner harrenden Fialer und gewann erst die nothdürftigste Fähigkeit zum Ueberlegen, als die kalte Winterluft seine heftig pochenden Schläfe kühlte.

Jetzt erst vermochte er auch, sich seine ganze Lage zu vergegenwärtigen. Der Verlust Aminsens, der Verlust seiner eigenen Ehre, wenn sein frevelhaftes Spiel ruchbar wurde, der Verlust seines ganzen Vermögens, der ihn zum Bettler machte, der Verlust des Letzten, was die Mutter noch aus dem Schiffbruch gerettet hatte, und das ihm ebenfalls nur durch ruchlose Hand geraubt worden, endlich der ernste Gang, zu welchem ihn schon der nächste Glodenschlag rief — das Alles vereinigte sich, um ihn, der nie Sorgen gehabt, in eine Situation zu versetzen, die einer vollständigen Nothlosigkeit glich.

„Ein Bettler!“ rief er mit lautem Hohngeächter vor sich hin. „Robert von Reineval ein Bettler! Welch' eine Sensation, wenn die Welt dies erfährt!“

Das war das Resumé, welches er endlich aus all' diesen

sich wirr durchkreuzenden Gedanken zog, von denen einer fast so schwarz und entsetzlich war wie der andere.

In diesem Augenblick hielt der Fialer vor seinem Hause. Oben in seiner Wohnung empfing ihn Herr von Sternfeld, der mit Ungeduld ihn erwartet hatte und in dessen Brust bereits die beunruhigendsten Gedanken aufgetaucht waren, obgleich er es für unmöglich hielt, daß Robert in einer so ernstlichen Angelegenheit zum Schelm werden könne. Dennoch erschrad er vor dem bleichen Antlitze, vor der vollständigen Verwirrung Roberts, die an Geistesabwesenheit grenzte.

„Ich beschwöre Sie, Herr von Reineval, was ist Ihnen!“ rief er bestürzt ihm entgegen.

„Nichts! Nichts weiter als daß der Teufel seine ganze Hölle über mich ausgeschüttet hat!“ rief Robert mit demselben verzweifelten Hohnlachen. „Doch das gehört nicht hieher, Herr von Sternfeld! Kommen wir zur Sache!“

Mit diesen Worten ließ er sich in den Wiegestuhl sinken, in welchem er so oft die von ihm, dem Glückling des Glücks und der Schönheit, gefeierten Triumphe im Geiste noch einmal durchlebt. Traurig, als ahne sie ein Unglück, trock die Dogge zu seinen Füßen.

Sternfeld erzählte ihm das Resultat seines Besuches bei Ewald von Wennberg, er hob namentlich die offenbar mörderischen, jedenfalls aber sehr blutigen Modalitäten hervor, welche dieser im Namen seines Veters zur Bedingung gemacht und sprach zugleich seine Hoffnung aus, auf dem Kampfplatze selbst noch ein günstigeres Arrangement zu Stande zu bringen.

„Ich verbiete Ihnen jeden Versuch der Art, lieber Freund!“ rief Robert aufspringend. „Brust gegen Brust! . . . Ja, ja, so wird's am besten sein!“ setzte er mit Zähneknirschen halblaut und für sich selbst hinzu. „Ich Thor, der ich soeben noch in Verlegenheit sein konnte um ein Mittel zur Rettung vor

dein Bettelstab! . . . Ja, Walter!" rief er laut hinaus. „Reinen Wagen! Halte Dich bereit, Du sollst mich begleiten!"

Mit verlegenem Gesicht trat anstatt Walters der andere Diener herein.

„Gnädiger Herr Baron, der Wagen steht auf Befehl des Herrn von Sternfeld schon bereit . . . Was Walter betrifft, so ist derselbe gestern Abend ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt; wir Alle sind in großer Besorgniß um ihn."

„Gleich viel, so wirst Du mich begleiten, Jean! Nur eilig, in fünf Minuten muß ich unterwegs sein!"

Der Diener flog hinaus, Robert eilte in sein Schlafgemach, nahm ein mit Silber eingelegtes Kästchen, das seine Pistolen enthielt, schob es dem im Cabinet wartenden Groom unter den Arm und befahl, es in den Wagen zu bringen.

„Wir haben eine Viertelstunde bis an's Ziel, Herr von Sternfeld, nicht wahr?" sagte er, mit Kaltblütigkeit seine Uhr hervorziehend. „In diesem Falle werden wir noch fünf Minuten vor der verabredeten Stunde an Ort und Stelle ankommen. Lassen Sie uns prompt sein!"

Sternfeld, der sich überzeugt glaubte, daß er es in diesem grausamen Duell mit zwei Selbstmördern zu thun habe, sah zu seiner großen Freude, daß Robert seine Fassung vollständig wieder gewonnen, ja daß er sogar die Sache mit einem gewissen Humor behandelte.

Robert bot Sternfeld mit ruhigem Lächeln eine Cigarre, zündete auch sich eine solche an und Beide eilten in den bereits vor der Thür haltenden Wagen.

XV.

Die beiden Selbstmörder.

Wie Robert ganz richtig berechnet, traf man fünf Minuten vor der bestimmten Stunde an dem Orte des Rendezvous ein.

Es war dies der Saum eines kleinen in der Nähe der Landstraße liegenden Gehölzes. Man überblickte von diesem Rande aus ein weites Feld, das augenblicklich gänzlich verödet, und hatte also eine Stätte zum Kampfplatz gewählt, an welcher man nicht leicht gestört werden konnte.

Robert ließ seinen Wagen auf der Landstraße halten und begab sich mit Sternfeld, begleitet von dem mit dem Pistolenkistchen unterm Arm und kopfschüttelnden Diener auf einem schmalen Steige durch das Gehölz, um den entgegengesetzten Saum zu erreichen. Es war verabredet, daß Gustav die Stelle von der offenen Feldseite aus, also auf einem zwischen Villen und Gärten hindurch führenden Wege erreichen und beide Parteien sich in der Mitte der Lisière treffen sollten.

Als Robert das offene Feld gewann und seinen Gegner noch vermiste, wandte er sich zu Sternfeld zurück.

„Die frische Luft thut mir wohl! Ich fühle mich so frei, so gestärkt, so klar!“ sagte er, indem er mit Behagen den kalten Nordwind einsog. „Sehen Sie, dort bricht auch die Sonne aus dem Nebel hervor und der Wind jagt den Dunst über die Felder . . . Und wenn mich nicht Alles täuscht, so sehe ich dort zwischen den Bäumen der kleinen Allee einen Wagen sich nähern. Es sind unsere Gegner ohne Zweifel; ich glaube sogar, die Uniform des Lieutenants zu erkennen!“

Ohne die geringste Gemüthsbewegung legte Robert die Hand über das Auge und spähte hinaus. Sein scharfer Blick entdeckte nicht nur den Lieutenant, sondern auch den neben ihm

stehenden Ewald, denn Beide kamen, in Mäntel gehüllt, in einer offenen Equipage, wie Gustav dies gewünscht hatte. Die Nacht war ihm so wüßig verstrichen, sein Auge war am Morgen so ermattet, sein Geist so umdüstert von trüben Gedanken und Selbstvorfürfen, daß auch er wie Robert der frischen Luft bedurfte.

Der letztere schritt mit Sternfeld am Saum des Gehölzes auf und ab, die Ankunft der beiden Herren erwartend. Robert war so ruhig und gefaßt, als sei er um der gleichgültigsten Sache willen hier. Kein Gedanke an den Zustand, in welchem er seine arme Mutter verlassen, störte sein Gleichgewicht; Robert that wie alle verzogenen Söhne; die opfernde Zärtlichkeit des Mutterherzens war ihm eine Last geworden. Selbst die Erinnerung an die Hiobsnachricht, welche ihn zum Bettler machte und ihn so ganz plötzlich aus einer Sphäre hinausschickte, in der allein er zu existiren vermochte, selbst diese Erinnerung hatte nichts Entsetzliches mehr für ihn. Die kalte Philosophie eines Menschen, den auch nicht die kleinste Faser mehr an das Leben fesselt, war an die Stelle der Aufregung getreten.

Nach dieser Philosophie hatte das Schicksal sein Leben, seine geistige Existenz bereits vernichtet und was von ihm hier am Waldsaum sich auf und ab bewegte, war eben nur noch eine werthlose Maschine, die der nächste Augenblick ebenfalls in die Luft sprengen sollte. Wozu sollte diese Maschine sich noch mit Gedanken quälen, die ihr gar nicht zugestanden! Der Baron von Reineval, jener glückliche und glänzende Lebemann, der nur in diese Welt gesandt war, um zu genießen, zu blenden und hinzureißern, jener beneidete Robert existirte seit einer Stunde nicht mehr!

Inzwischen hielt Ewalds Wagen am Ende der etwa zweihundert Schritte entfernten Allee und Beide näherten sich auf einem schmalen Feldsteige dem Saum des Waldes.

EWald schlug den Mantel zurück, als er etwa zehn Schritte noch von den Gegnern entfernt war, und blickte nach der Uhr.

„Zehn Uhr, meine Herren,“ sagte er den Hüt ziehend und mit tiefem Ernste grüßend. „Es sollte mir leid thun, wenn wir Sie hätten warten lassen!“

„Sie sind prompt, Herr v. Wennberg!“ antwortete Sternfeld den Gruß erwiebernd.

Auch die Begrüßung der beiden Duellanten geschah mit all' der kalten Achtung, welche der Moment gebot. Kein Zug in den Gesichtern der Beiden verrieth, daß sie sich jemals gekannt; keine Bewegung zeigte den beiden unbemerkt, aber scharf beobachtenden Secundanten, daß in Jenen auch nur die leiseste Gemüthsbewegung sich geltend machte.

Beruhigt traten die beiden Secundanten zu einander und entfernten sich eine kurze Strecke.

Die Besprechung war schnell geschehen. Roberts Waffen, welche Gustav aus früheren gemeinschaftlichen Schießübungen kannte, wurden acceptirt. Beide Duellanten hatten oft genug Gelegenheit gehabt, ihre Sicherheit im Schuß an den Tag zu legen; Beide kannten einander in dieser Hinsicht genau. In- desß nach den von ihnen selbst gewünschten und also von den Secundanten verabredeten Modalitäten stand hier ein Doppelmord bevor, wenn nicht blindes Glück den Einen oder den Andern beschützte.

EWald und Sternberg kehrten zurück mit einer Ruhe, als hätten sie eine Partie Whist verabredet. Das Loos entschied die Wahl zwischen den beiden Waffen; man schritt zur Aufstellung, nachdem EWald noch einen Blick zur Allee geworfen, in welcher er soeben den Wagen des von ihm bestellten Arztes halten sah.

Beide bleich, Beide in feierlicher Haltung, Beide aber so sicher, so ruhig und fest in derselben, daß jeder Muskel seine Schuldigkeit that, beschritten sie die Aufstellung. Beider Blicke

trafen einander zugleich und aus nächster Nähe, aber so schnell, so vorübergehend, und dennoch mit einer Sicherheit, daß Blick und Blick fielen wie die beiden Schüsse, welche ihnen folgen sollten.

Sternberg hatte das Zeichen zu geben. Die Mensur war beschritten, Alles in Ordnung. Auch die Secundanten nahmen ihre Stellungen, jedoch nicht ohne vorher noch einen prüfenden Blick auf ihren Schützling geworfen zu haben.

Die Sonne verbarg sich eben wieder hinter einem grauen Wölkchen und überwarf das Feld mit einem Licht, das den Duellanten sehr günstig gewesen wäre, hätte hier überhaupt die Fertigkeit im Schuß eine Bedeutung gehabt.

Tiefe Stille herrschte rings umher während der wenigen Sekunden, welche Sternfeld verstreichen ließ.

Da fiel das Signal. Zwei Wolken erhoben sich zwischen den Kämpfenden, zwei Schüsse trachten, daß das Echo des Gehörs sie hundertfach wiederholte. Ein matter Schmerzensruf mischte sich in dasselbe.

Als der Pulverdampf versflogen, sah man Robert zusammenbrechend zur Erde sinken. Seine Hand griff zur Brust, als suche er den Blutquell zurück zu drängen.

Gustav seinerseits stand noch aufrecht da. Ewalds scharfes Auge hatte jedoch schnell entdeckt, daß auch er nicht unversehrt, denn den Umständen nach schien dies kaum möglich. Noch ehe er hinzugesprungen, wankte auch Gustav bereits und sank mit einem Seufzer in Ewalds Arme.

Eben hatte der Arzt den Kampfplatz erreicht und sah mit Schrecken beide Gegner zusammenbrechen.

Doctor, es war die höchste Zeit!" rief Herr von Sternfeld. „Verbinden Sie hier zuerst, denn hier scheint die Gefahr am größten!"

In diesem Augenblick kam Robert wieder zu sich; er suchte eine Bewegung zu machen, sich aufzuraffen, fiel aber kraftlos

zurück. Das Blut quoll mit doppelter Kraft aus der Wunde und über die Hand, mit welcher er es zurück zu drängen suchte.

„Ewald! Ich will Ewald sprechen! . . . wo ist er?“ rief er mit matter, schon halb gebrochener Stimme, den ihm nahenden Arzt zurückweisend.

Sternfeld eilte zu dem nur wenige Schritte entfernt von Gustav knieenden Ewald und benachrichtigte ihn von dem Wunsch des Sterbenden. Ewald lehnte den Kopf Gustavs auf Sternfelds Knie und eilte zu Robert.

Als dieser ihn erkannte, ergriff er Ewalds Hand und versuchte sie in der seinigen zu drücken. Es fehlte ihm bereits die Kraft.

„Ewald,“ sagte er, „es ist gut, daß die Kugel mir noch Athem für wenige Secunden läßt, denn es ist vorbei mit mir . . . Sollte Gustav diesen Tag überleben, sag' ihm, meine Strafe sei eine gerechte; seine Schwester sei unschuldig, ich habe aus Eitelkeit und Leidenschaft ein schändliches Spiel mit ihrem Rufe, mit ihrer Jugend getrieben, denn sie wies mich zurück und nur um . . . sie zu zwingen . . . mir zu gehören, . . . entschloß ich mich . . . zu . . . einem Schurkenstreich! . . . Ist auch Gustav gefallen . . . denn ich weiß . . . meine Kugel traf ihn . . . so gehe Du . . . zu . . . dem armen . . . Mädchen . . . Verzeihung . . .“

„Entsetzlich!“ murmelte Ewald.

Mit einem lauten Aechzen sank jetzt Robert zurück, der Arzt, der inzwischen seinen Puls ergriffen, kniete neben ihm nieder, er riß ihm die Kleidung auf, während Roberts Antlitz sich mit Todesblässe überzog und sein Auge starr zum Himmel gerichtet war.

„Tobt!“ rief der Arzt, die Kugel ist mitten in's Herz gedrungen!“

Sternfeld eilte bei diesem Ausspruch herbei, nachdem Ewald den Verwundeten wieder in seinen Arm genommen. Sternfeld

stand mit gefalteten Händen neben der Leiche, Ewald blickte mit Zittern bald den Arzt, bald Gustav an, aus dessen rechter Seite das Blut hervorquoll, während er bewußtlos das Haupt in des da knieenden Ewald Schooß gelehnt.

Endlich näherte sich der Arzt; bebend haftete Ewalds Auge an dem des Doctors.

„Doctor, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, ist die Wunde gefährlich?“ rief er aus.

Dieser schwieg und untersuchte emsig die zwischen den Rippen befindliche Wunde.

„Gefährlich allerdings, doch nicht hoffnungslos. Die Angel sitzt im Körper; es hängt jetzt Alles davon ab, den Verwundeten schnellig unter Dach und Fach zu bringen!“

Welch freudigen Eindruck diese Mittheilung auch auf Ewald machte, die Entfernung seines Wagens vom Kampfplatz verklärte doch die Lage.

Herr von Sternfeld!“ rief er. „Der Doctor und ich wir werden meinen Vetter in meinen Wagen tragen, den ich inzwischen zu schließen den Auftrag gegeben habe. Schaffen Sie nur mit dem Diener die Leiche in den Wagen des Tobten. Das Sommerhaus meines Vaters ist nicht fern von hier; in der Wohnung des Gärtners werden wir die beiden Unglücklichen einstweilen unterbringen können. Sie kennen die Villa; sorgen Sie für das Uebrige.“

Der Doctor war gern bereit, hilfreiche Hand zu leisten. Man improvisirte aus einigen Fichtenstämmen eine Bahre, legte Gustav darauf und trug ihn so über das Feld zum Wagen, den der Kutscher inzwischen geschlossen hatte.

Raum zehn Minuten später langte man vor der Villa an. Der herbei eilende Gärtner wollte in Ohnmacht fallen, als man einen Verwundeten heraus hob, der scheinbar schon eine Beute des Todes, da er beim Transport durch den Garten kein Lebenszeichen von sich gab.

Gustav wurde auf das Bett des Gärtners gelegt und der Arzt begann sein trauriges Werk, während Ewald am Fenster stand und in den von Schnee und Eis bedeckten Garten hinausschaute, dessen Anblick nicht geeignet war, seine Stimmung zu heben.

Jetzt langte auch Roberts Wagen an. Der isolirten Lage der Villa dankte man es, daß auch der Transport der Leiche unbeachtet geschehen konnte, die man auf das Sopha des Gärtners in dessen Wohnzimmer legte.

Ewald war lange unschlüssig, was er beginnen sollte; er eilte verwirrt in das Schlafzimmer, um sich von dem Doctor Nachricht zu holen, der noch immer beschäftigt und nicht mit der Sprache heraus wollte; er eilte zur Leiche in der Hoffnung, trotz dem Ausspruch des Arztes Robert das Auge wieder aufschlagen zu sehen; aber dieses Auge blieb starr und unbeweglich.

Endlich rief ihn der Arzt. Ewald folgte zitternd.

„Ich habe die beste Hoffnung,“ sagte jener, „obgleich der Zustand ein höchst gefährlicher. Uebergeben Sie den Verwundeten der aufmerksamsten Pflege und sorgen Sie vor Allem dafür, daß er dieses Lager nicht zu verlassen braucht!“

Dies entschied Ewalds Unentschlossenheit.

„Es muß das Unvermeidliche geschehen,“ murmelte er vor sich hin. „Herr von Sternfeld,“ sagte er zu diesem tretend, der in finsterner Stimmung darsaß. „Sie begreifen, daß ich den Verwundeten nicht allein lassen kann. Darf ich Sie ersuchen, meine Familie von dem Geschehenen zu unterrichten? Es ist schnellige Hülfe von Nothen!“

„Gern unterziehe ich mich dieser Pflicht,“ antwortete Sternfeld ernst.

„Nehmen Sie meinen Wagen, fragen Sie lieber nach Herrn Vorbed — Sie kennen ihn ja, Sie werden ihn im Bureau finden; er mag meinem Vater das Unglück mittheilen. Sagen

Sie Vorbed zugleich, was der Sterbende mir anvertraut, denn Vorbed muß dies erfahren, daß er jener bewußten jungen Dame Unrecht gethan, daß sie ganz unschuldig, daß er eingestanden, ein frevelhaftes Spiel mit ihrem Ruf getrieben zu haben, nachdem sie ihn zurückgewiesen... Sagen Sie dies an Vorbed; es ist keine Indiscretion gegen unsern unglücklichen Freund, denn Vorbed kennt die Ursache des Duells und muß auch dies erfahren!"

"Es soll geschehen, Herr von Wennberg!" antwortete Sternfeld nach seinem Gut greifend.

"Und dann noch Eins! Wer übernimmt es, Roberts unglückliche Mutter von diesem Verlust zu benachrichtigen? Es muß mit Schonung geschehen, denn wie mir Robert gesagt, ist sie stets tränklich!"

Sternfeld that einen Seufzer.

"Ich weiß es, denn ich hatte die Ehre, ihr vorgestellt zu werden."

"O, so müssen Sie auch dieses traurige Amt übernehmen... Sie begreifen, daß es mir nicht geziemen würde, dem Vetter seines Gegners..."

"Ich begreife dies vollkommen, Herr von Wennberg; ebenso sehe ich ein, daß ich auch diese traurige Pflicht werde übernehmen müssen... Leider," setzte er hinzu, "hat der Unglückliche mich für diesen Fall nicht einmal mit einem Auftrage an seine Mutter versehen... Indes, ich eile zur Stadt!"

Sternfeld verließ das Haus und warf sich in Ewalds Wagen, der sich eilig entfernte. Ewald lehrte zu dem Vermundeten zurück, der bis jetzt nur sehr schwache Lebenszeichen von sich gab und an dessen Wiederherstellung Ewald nur sehr schwache Hoffnung knüpfte.

"Armer Gustav!" murmelte er vor sich hin. "Aber dieser Ausgang war ja vorher zu sehen! Dieses Duell war ja ein Doppelmord!"

XVI.

Eine Ueberraschung.

Rehren wir zu Amine zurück, die sich inzwischen eifrig und opferfreudig damit beschäftigt hatte, der armen Victorine die letzte Ehre zu erweisen und für ein anständiges Begräbniß zu sorgen.

Nur hiermit beschäftigt, hörte sie am ersten Tage nicht auf einzelne spöttische Reden, welche in ihrer Nähe fielen. Sie war weit entfernt zu glauben, daß dieselben auf sie gemünzt seien. Den zweiten Tag, an welchem sie auf der Bühne nicht beschäftigt war, widmete sie ganz den Arrangements zum Begräbniß und am dritten Tage Morgens folgte sie mit den übrigen Theaterpersonen der unglücklichen Freundin zu ihrer Ruhestätte.

An diesem Tage und zwar Mittags war ihr ein Besuch zugebacht, auf welchen sie sehr gespannt war. Herr von Wennberg, der seine langsam fortschreitende Eroberung der schönen Künstlerin mit großer Hingebung fortsetzte, war gestern gekommen, um ihr seine Visite zu machen; sie hatte sich durch ihre Dienerin entschuldigen lassen, da sie in dem Sterbehause ihrer unglücklichen Collegin erwartet werde und ihn um seinen Besuch am nächsten Mittag bitten lassen.

Um zehn Uhr war die Leiche der armen Victorine dem kühlen Schooß der Erde übergeben worden. In demselben Momente, in welchem Gustavs Schuß die Brust ihres Verführers traf, fiel die erste Schaufel voll Erde dröhnend auf den Sarg seines unglücklichen Opfers, dessen letzter Seufzer seinen Namen gehaucht. Als Amine vom Friedhofe zurückkehren wollte, bat eine ihr untergeordnete Collegin sie um die Erlaubniß, in

ihrer Wagen in die Stadt zurückfahren zu dürfen. Amine, die schon Victorinens jetzt verwaister Jose einen Platz in ihrem Wagen angeboten, war hierzu gern bereit und als sie vor ihrer Wohnung ankam, bat sie die Beiden, noch einige Minuten in ihrer Wohnung zu verweilen.

Die kleine Collegin fühlte sich geehrt durch die Zentfeligkeit Aminens, die verlassene Jose nahm dies Anerbieten ebensfalls mit Freuden auf. Während alle drei in Aminens Zimmer plauderten, schien die erstere etwas auf ihrem Herzen zu haben; Amine bemerkte dies und scherzte darüber. Die Kleine aber machte ein trübes Gesicht und erklärte, es betreffe dies Aminens selbst.

„Es ist eine schändliche Verleumdung, mit der man Ihren Ruf zu untergraben sucht,“ begann sie endlich. „Da ich sah, daß Sie nichts davon ahnten, lag es mir schon immer auf der Zunge, aber ich wagte nicht es heraus zu bringen. Heute aber muß es heraus, denn ich weiß, daß Sie unschuldig sind, daß nur Neid und Eifersucht Sie zu erniedrigen sucht!“

Amine entfärbte sich zwar ein wenig, suchte aber doch ihre Fassung zu behalten, und jetzt rückte denn die kleine Collegin mit der ganzen Geschichte von Aminens nächtlicher Fahrt mit dem Baron Reineval und ihrer Rückkehr am frühen Morgen heraus.

„Und dieser schändlichen Verleumdung schenkt man Glauben?“ rief Amine, außer sich vor Entrüstung.

„Ach, Sie wissen ja, wie die Menschen und namentlich wie die Colleginnen sind, liebes Fräulein!“ antwortete die Kleine. „Ich habe immer dagegen gestritten, was ich konnte, aber ich war ja nicht im Stande, etwas zu beweisen!“

„Gut denn, so wird diese hier die Beweise geben!“ rief Amine, auf Victorinens Jose deutend und von dieser eine ungeschmückte Erzählung Dessen fordernd, was an jenem Abend vorgegangen.

Die Jose erzählte, wie Amine versprochen, aus Barmherzigkeit den Baron zu seinem unglücklichen Opfer, der sterbenden Victorine, zu führen, die ihn noch einmal zu sehen verlangt; wie Amine ohne ihn gekommen und ihr erzählt habe, der Baron sei unten vor der Thür andern Sinnes geworden und umgekehrt, und wie dann Fräulein Amine die ganze Nacht bis zum anbrechenden Morgen am Sterbebette verweilt.

„Dies ist die eine Zeugin meiner Unschuld!“ rief Amine. „Es giebt noch eine Zeugin, welche der Welt erzählen soll, was zwischen mir und dem Baron vorgegangen, als er sich weigerte, Victorinen zu sehen. Doch dies genüge Ihnen einstweilen, liebe Collegin; nehmen Sie mich in Schutz, wo Sie können und seien Sie meines Dankes versichert.“

Wie gefaßt Amine auch dieser Verläumdung gegenüber erschien, dieselbe hatte sie doch schwerer verwundet, als sie merken ließ. Kaum allein, brach sie in Thränen aus. War es doch, als wüchsen ihr Feinde auf allen ihren Schritten aus dem Boden! Sie fühlte sich so verlassen, so vereinsamt; selbst die Kunst, die sie bisher so ganz in Anspruch genommen und ihr noch immer in einem gewissen Strahlenkranz erschienen war, lockerte einen Zauber nach dem andern; es wollte ihr erscheinen, als verwische sich allmählich der Goldschaum von diesem Strahlenkranz und als gähne ihr aus dieser Lücke eine Prosa entgegen, die mit dem Kunst-Ideal in großem Widerspruch stand, jedenfalls aber nicht dem entsprach, was ihr trotz ihrer geringen Illusionen vorgeschwebt.

„Ach, sie könnte so schön sein, die Kunst,“ seufzte sie, „aber Neid und Mißgunst, Leichtsin und Bosheit machen sie Demjenigen zur Galeere, der sich unter ihrem Dache reinen Herzens zu erhalten sucht. . . Was mich umgiebt, ist Leichtfertigkeit und Scheelsucht, Neid und ein Raffinement, dem ich mich nicht gewachsen fühle und dem ich nimmer gewachsen sein möchte; ich danke der Kunst schöne und erhabene Augenblicke des innigsten

Glücks, aber man vergiftet mir dieselben, man zieht mich im Genuß derselben stets aus meinem Himmel herab, und arm an Freuden, reich an bitteren Täuschungen suche ich Trost in mir selber . . . O, wie recht hatte Vorbed, als er mir sagte: Amine, Sie machen sich entweder entsetzlich unglücklich durch diesen Schritt, oder Sie gehen moralisch zu Grunde . . . was nicht minder unglücklich wäre!“ . . . Vorbed kennt die Welt, ich kenne sie leider noch zu wenig und was ich von ihr kennen lernte, ist leider geeignet, mich bereitwillig verzichten zu lassen auf einen Glanz, hinter dem sich so viel Armseligkeit verbirgt! . . . O, könnte ich jetzt noch zurück!“ rief sie, ihr Antlitz verhüllend. „Aber wo bietet sich mir eine Aussicht, wo eine Existenz, mit der ich zugleich die Ruhe, das Alter meiner armen Mutter sichern könnte! . . . Freilich, als Vorbed mich noch liebte . . .“

Die Dienerin trat ein, unterbrach Amine in ihrem traurigen Selbstgespräch und meldete Herrn von Wennberg, der seine Aufwartung zu machen wünsche.

„Er ist mir willkommen!“ antwortete sie sich schnell sammelnd . . . „Jetzt, Amine,“ rief sie gefaßt, „fort mit diesen melancholischen Gedanken! Morgen, übermorgen will ich weiter darüber nachdenken, heute gilt es eine Scene aufzuführen, die ich schon so lange vorbereitet. Gerade heute bin ich in der rechten Laune dazu!“

Amine sprang auf, eilte in das Zimmer ihrer Mutter und kehrte in demselben Augenblick zurück, wo Herr von Wennberg senior, leuchtend vor Liebe und Liebenswürdigkeit hereintrat und mit glücklichem Lächeln sich der Hand Aminens bemächtigte, um einen Kuß auf dieselbe zu hauchen.

Die Künstlerin erschien ihm heute besonders guter Laune und mehr als jemals reussirten Wennbergs Galanterien, die sie mit einem Lächeln beantwortete, welches den Bankier über-

zeugte, daß jetzt endlich der glückliche Augenblick des Sturm-
laufens gekommen sei.

Amine hatte den ihm gebotenen Sessel so placirt, daß sein
Auge auf die hinter dem Sopha befindliche Wand fallen mußte.
Während nun Herr von Wennberg bereits alle seine geistigen
Hülfsstruppen zusammen rief, um die schöne Festung durch einen
Anlauf zu nehmen, fiel sein Auge plötzlich auf diese Wand und
namentlich auf ein Delgemälde, das sonst nicht dort gehangen
und das einen Offizier in voller Uniform darstellte.

Herr von Wennberg vergaß die geistreiche Wendung, durch
welche er sein Ziel zu erreichen suchte, sein Auge haftete an
diesem Portrait, sein Mund blieb halb geöffnet, keine Sylbe
wollte über seine Lippen. Er erbleichte und erröthete, er zog
sein Taschentuch und fuhr sich damit über Stirn und Augen
— das fatale Portrait aber hing trotzdem noch immer an sei-
ner Stelle.

„Sie befinden sich unwohl, Herr von Wennberg?“ fragte
Amine naiv. „Kann ich Ihnen mit irgend einer Erfrischung
dienen?“

„O nein, nein, ich danke verbindlichst!“ lächelte der Bankier
mühsam und schweißtriefend. „Es ist nur eine Ueberraschung;
offen gestanden, mein gnädiges Fräulein, dieses Portrait dort
hat eine so frappante Aehnlichkeit mit einem . . . einem . . .
Darf ich fragen, wer dieser Offizier ist, der . . . der . . .“

Herr von Wennberg konnte nicht weiter.

„Dieser Offizier?“ wiederholte Amine lächelnd. „Ei, Herr
von Wennberg; das ist ja das Portrait meines Vaters!“

„Ihres Va . . .?“

Herr von Wennberg hätte in die Erde sinken mögen, wenn
sich ihm nur ein Loch dazu geboten hätte. Indeß, ein beruhig-
ender Gedanke durchkreuzte seinen Kopf. Daß es sich hier
nicht um eine zufällige Aehnlichkeit handelte, davon war er
überzeugt, diese Künstlerin konnte ja . . . mein Gott, es giebt

ja so manche Kinder, denen ihr Vater sehr fremd ist! . . . Wir wagen den gottlosen Gedanken nicht auszusprechen.

„Also Ihr Vater!“ wiederholte der Bankier mit schmunzelndem Lächeln. „Ei, ei! . . . Sie kannten ihn, Ihren Vater, mein Fräulein?“ setzte er etwas unbesonnen hinzu, aber die Nothwendigkeit trieb ihn ja zu solchen Unüberlegtheiten.

„Aber ich bitte Sie, welche Frage!“ rief Amine verletzt. „Wie sollte ich meinen Vater nicht gekannt haben: Wie Ihnen ja bekannt sein muß, starb er im letzten Winter und ließ meine arme Mutter und uns beiden Geschwister verwaist zurück.“

Dem Bankier traten viele Schweißtropfen auf die Stirn. Indesß er mußte doch etwas sagen, mochte es sein, was es wolle.

„Und Sie also, mein Fräulein,“ fragte er stöhnend, „Sie wären . . .?“

„Nun, mein Gott, Amine von Wennberg! . . . Ist Ihnen das etwa unbekannt gewesen? . . . Weshalb denn hätte ich jenen kostbaren Schmutz von Ihnen angenommen, wenn nicht als Präsent eines so nahen Verwandten? Weshalb empfinde ich Ihre liebenswürdigen Besuche, wenn nicht mit dem Gedanken, in Ihnen einen Oheim zu sehen und zu ehren! . . . Herr von Wennberg, Sie gefallen sich darin, eine kleine Comödie mit mir zu spielen!“ rief sie, ihm schelmisch mit dem Finger drohend, um ihm eine Brücke zum Rückzuge zu banen, da ihr seine Verlegenheit schon wehe that; denn der arme Bankier wechselte fortwährend die Farbe, es brannte und zwickte ihn überall, er wußte nicht wo aus, wo ein. Er war wie aus den Wolken gefallen, oder vielmehr die Dichte war ihm aus den Wolken gefallen.

Troßdem hatte er Fassung genug, die ihm durch Amine gebotene Gelegenheit erfassen zu wollen. Indesß ein glücklicher Zufall rettete ihn aus seiner peinlichen Verlegenheit. Man hörte schnelle Tritte im Vorzimmer und als Amine zur Thür schaute, stand — Vorbed auf der Schwelle.

In Ämnen jubelte es beim Anblick des so lange Ersehnten, ihr Antlitz übergoss sich mit hoher Gluth, ihr Herz pochte so heftig, daß sie unwillkürlich die Hand auf die Brust legte, als suchte sie die übergroße Freude des Herzens zu beschwichtigen. Die Gegenwart ihres Oheims vergessend, sprang sie auf und eilte ihm mit ungekünstelter Herzlichkeit entgegen.

„Vorbed!“ rief sie mit einem Ton, der aus dem tiefsten Inneren drang, „Vorbed, Sie! O, welch eine unendliche Freude Sie mir bereiten!“

Damit reichte sie ihm die Hand, ja sie wäre ihm um den Hals gefallen, hätte es der Anstand und die lange Trennung gestattet . . . Ja, die Trennung! Amine erschrad bei diesem Gedanken; denn wer sagte ihr, daß es der alte Vorbed noch war.“

Vorbed erwiderte ihre Herzlichkeit mit einem dankbaren, innigen und so wehmüthigen Blick, als liege eine Bitte um Verzeihung in demselben. Er war so aufgeregt, so außer Fassung, daß er im ersten Momente nicht Worte zu finden wußte. Dahinzu kam, daß er Amine nicht allein sah und dieser Umstand schleuderte sogleich wieder einen Funken des Mißtrauens in seine Seele.

Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er einen Blick in's Zimmer warf und — seinen eignen Chef erkannte, der innerhalb weniger Minuten schon zum zweiten Male aus den Wolken fiel, als er seinen Procuristen, seinen ehrlichen, einfachen Vorbed bei einer Künstlerin und von dieser mit einer Herzlichkeit empfangen sah, deren er sich nicht hatte rühmen dürfen.

Herr von Wennberg also stand wie eine Salzsäule da. Die Entdeckung, daß diese von seinen Fuldigungen verfolgte Künstlerin seine eigne Nichte, die Entdeckung, daß sein eigener Procurist, seine rechte Hand im Coimtoir, in so engen Liaisons mit Künstlerinnen stand, diese beiden Entdeckungen brachten den Bankier, Kammer-Abgeordneten und namentlich stets schlag-

fertigen Redner aus dem Gleichgewicht; er vermochte kein Wort zu finden, was ihm sonst selten passirte.

Borbeck war der erste, der sich von seiner Ueberraschung erholte. Amine sah zu ihrem Schmerz, daß er sie völlig unbeachtet ließ und ersichtlich mit ganz Andreem als mit ihr beschäftigt, sich höflich seinem Chef näherte.

„Herr von Wennberg,“ begann er, „der Zufall unterstützt mich auf eine seltsame Weise, indem er mich Sie hier finden ließ, wohin mich die Erfüllung einer traurigen Pflicht rief. Vor einer Stunde nämlich, Fräulein Amine,“ wandte er sich zu dieser zurück, „wurde Ihr Herr Bruder im Duell verwundet, doch erwartet der Arzt seine Genesung. Ich kam, um Ihnen diese Mittheilung zu machen, welche soeben durch Herrn Ewald mir übersandt wurde, um dieselbe Ihnen sofort zu überbringen, Herr von Wennberg. Da Sie bereits das Haus verlassen, so eilte ich hierher, um die Mutter und Schwester von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen.“

Wie erklärlich hegte Amine für den Bruder nicht mehr Theilnahme, als der Umstand zuließ, daß sie ihn als Kind zuletzt gesehen und daß er sich später nie um seine Eltern und Geschwister bekümmert: dennoch erschrak sie heftig. Ihr zweites Gefühl aber war eine bittere Enttäuschung; also deshalb, nicht von seinem Herzen getrieben, war Borbeck gekommen! Und sie war ihm so liebevoll entgegen geeilt, sie hatte ihm ihr Inneres verrathen und sich vielleicht ihm sogar dadurch zum Gespötte gemacht!

Herr von Wennberg wurde durch diese Nachricht aus seiner noch immer andauernden Verwirrung gerissen.

„Im Duell!“ rief er. „Und Ewald ist Zeuge gewesen?“

„So scheint es, Herr von Wennberg; er sandte mir die Nachricht von Ihrer Villa aus, wohin man den Verwundeten gebracht.“

„Und wer war es, der ihn verwundete?“

„Der Baron von Keineval!“ antwortete Vorbed mit einem Seitenblick auf Amine.

Diese fuhr zusammen. Sie erbleichte.

„Er!“ flüsterte ihre Lippe leise, doch, wie Vorbed zu seiner Gennngthuung zu bemerken glaubte, mit einem innern Abscheu.

„Leider,“ fuhr Vorbed fort, „scheint dieses Duell ein sehr blutiges gewesen zu sein, denn der junge Baron wurde in's Herz getroffen und leblos vom Kampfplatz getragen.“

„Todt! . . . Gott, Deine Strafe traf ihn schnell!“ rief Amine unwillkürlich und so laut, daß beide Herren ebenso unwillkürlich ihre Blicke auf sie richteten.

Amine sank in einen Sessel und lehnte die Stirn in die Hand.

„Sie kennen die Veranlassung, Herr Vorbed?“ fragte Wennberg.

„Freilich kenne ich sie, und leider bin ich selbst nicht ohne Schuld an diesem traurigen Vorfall!“

„Sie! Aber ich bitte Sie, Vorbed. . .“

„Ich habe keine Veranlassung, die Motive dieses Duells gerade an dieser Stelle hier zu verschweigen,“ fuhr der Letztere fort. „Der junge Baron von Keineval hatte sich öffentlich gerühmt, das Herz einer jungen Dame gewonnen zu haben, und gab seinen zweifelnden Freunden einen eclatanten Beweis dieses seines Sieges, der allerdings überführend erschien und jetzt noch der näheren Aufklärung bedarf. Der Lieutenant von Wennberg erfuhr erst gestern Abend, daß diese junge Dame seine eigne Schwester sei. Seine Ehre als Offizier machte es ihm zum Gebot, die Ehre seiner Familie zu retten. Das Resultat ist Ihnen bereits bekannt.“

Amine hatte während dieser Erzählung vor Scham ihr Antlitz verhüllt.

„Großer Gott, in welcher Lage hat man mich gebracht!“ rief sie schluchzend aus. „Um meinetwillen ein Duell, ein

Mord! . . . Gustav, mein eigner Bruder . . . und dann dieser mir verhaßte Mensch . . . O jetzt durchschaue ich Alles . . . Vorbed, bei dem Allmächtigen, bei Allem, was mir heilig und theuer ist, schwöre ich Ihnen, daß ich unschuldig! . . . O ich habe ja einen lebendigen Zeugen meiner Unschuld! Sie soll, sie muß für mich auftreten . . . Ja, sie wird es auch, wenn sie erfährt, mit welch' einem schändlichen Lügengewebe man mich zu vernichten suchte!“

„Beruhigen Sie sich, Amine,“ sagte Vorbed liebevoll, indem er ihre Hand ergriff und ihr in das thränenschwere Auge schaute. „Beruhigen Sie sich, es ist bereits ein Zeuge für Sie aufgetreten, der Baron von Reineval selbst, der im Sterben erklärt hat, daß Sie unschuldig seien, daß er Sie absichtlich dem bösen Feind preisgab, um, nachdem er Ihren Ruf vernichtet, Sie dennoch in seine Gewalt zu bekommen.“

Aminens Antlitz klärte sich wieder, sie trocknete ihre Thränen.

„Und Sie, Vorbed, was haben Sie von mir gedacht? O nicht wahr, Sie haben mich verabscheut, mich, die ich stets . . .“

Amine hielt inne, denn sie überlegte bei Zeiten, daß sie nicht mit Vorbed allein sei. Ein Druck ihrer Hand ergänzte ihm, was sie hatte sagen wollen.

„Dank, tausend Dank für diese Freudenbotschaft, Vorbed!“ rief sie im glücklichen Bewußtsein ihrer getreuen Unschuld. „Und auch meinem Bruder bringen Sie diesen Dank, sagen Sie ihm . . .“

„Ich habe bereits auch eine Mittheilung von ihm zu überbringen, welche Ewald von Wennberg seinem ersten Boten nachsandte,“ unterbrach sie Vorbed. „Ihr Bruder, der bei Abgang der ersten Botschaft nur geringe Lebenszeichen von sich gab, ist inzwischen zum Bewußtsein zurückgekehrt. Er hat den dringenden Wunsch ausgesprochen, seine Mutter und seine Ge-

schwister zu sehen und von diesen Verzeihung für das gegen sie begangene Unrecht zu erbitten."

In diesem Augenblick trat die Majorin ein, welche eben von ihrer täglichen Promenade zurückkehrte. Der Anblick Borbeds bereitete ihr eine freudige Ueberraschung.

"Endlich gedenken Sie wieder Ihrer alten Freunde, Herr Borbed!" rief sie. "Es war sehr unrecht, uns Armen so den Rücken zu wenden!"

Jetzt fiel ihr Blick auf Herrn von Wennberg.

"Mein liebenswürdiger Oheim, Herr Bantier von Wennberg!" sagte Amine rechtzeitig das Wort ergreifend und auf diesen deutend. "Meine theure Mutter, die Majorin von Wennberg!" setzte sie hinzu, den Arm um deren Hals legend, während Wennberg vortrat, die Hand der Majorin nahm und sie mit Hochachtung an seine Lippen führte. "Ach, Mütterchen, wenn Du wüßtest, wie reich an Freude und Schmerz dieser Morgen für uns ist! Erstens führt uns das Schicksal den Vetter meines Vaters zu, dann führt es uns unsern Herrn Borbed zurück, um den ich, wie Du weißt, so viel gejammert und der sich sehr garstig gegen uns benommen hat, was er sicher wieder gut zu machen suchen wird. Endlich . . . ja, jetzt kommt das Traurige und dennoch für uns so wohlthuende . . . endlich, Mütterchen, sendet mein Bruder Gustav uns diesen lieben Boten; er will uns sehen, um das uns angethane Unrecht wieder gut zu machen, denn er selbst kann nicht kommen, da er im Duell verwundet ist."

"Im Duell!" rief die Mutter erschreckt.

"Ja, im Duell, Mütterchen!" fuhr Amine fort. "Und dieses Duell hat er ja gehabt, um die Ehre seiner Schwester Amine zu retten, die von einem Unwürdigen auf's Schändlichste angegriffen worden! . . . Mütterchen, das war brav von ihm! Ach, der arme, und jetzt muß er dafür so bitter leiden! . . . Nicht wahr, Herr Borbed, er ist doch außer aller Gefahr?"

„So hofft wenigstens der Arzt,“ antwortete Vorbeck.

Amine hatte ihre ganze Lebendigkeit wieder gewonnen, sie hatte die Unbill vergessen, die man ihr und ihrem guten Rufe angethan, seit sie Vorbeck wieder bei sich sah, sie fühlte sich plötzlich wieder so sicher, so geborgen, denn da war ja nicht nur Vorbeck, auch ihr Oheim war ja da, der freilich noch immer nicht recht warm werden wollte, dann war ihr endlich in ihrem Bruder ein Beschützer aufgetreten . . . Amine war wieder ganz Leben, ganz die Alte geworden.

„Und jetzt wollen wir zu Gustav, nicht wahr, Mütterchen? Auch Herr von Wennberg wird den Armen gewiß auf seinem Schmerzenslager aufsuchen wollen und Herr Vorbeck wird uns auch zu ihm begleiten . . . Nicht wahr, meine Herren?“

Herr von Wennberg, electrifirt von der Lebendigkeit der schönen Nichte, war mit Freuden bereit und bot sogar seinen Wagen an, denn er sagte sich selbst, daß er nicht umhin könne, nach diesem Vorfall die Künstlerin als seine Nichte anzuerkennen.

„Ich sehne mich danach, Ihren Bruder zu sehen,“ sagte Vorbeck, „denn ich habe ihm einen Dank zu sagen, den ich nicht aufschieben möchte.“

Amine verstand Vorbeck, auch aus ihren Augen traf ihn ein dankbarer Blick.

Wenige Minuten später saßen alle Vier in dem Wagen des Herrn von Wennberg. Aminens Wohnung gegenüber standen die beiden schon erwähnten Colleginnen und schlugen die Hände zusammen über die merkwürdige Gesellschaft, mit welcher Amine in den Wagen stieg. Indes sie sollten noch größere Wunder erleben.

XVII.

Die verlassene Mutter.

Inzwischen erschien Herr von Sternfeld in dem Hause der Baronin von Reineval und wünschte mit leichenblassem Gesicht und zitternder Stimme die Letztere zu sprechen.

Man sagte ihm, die Baronin sei unpäßlich; Herr von Sternfeld drang dennoch darauf, sie zu sprechen.

Man sagte ihm, die Baronin erwarte ihren Sohn zurück, mit welchem sie wichtige Dinge zu besprechen habe; Sternfeld blieb bei seinem Verlangen, obgleich die letztere Aeußerung ihn noch mehr in Verwirrung brachte. Die arme Mutter erwartete ihren Sohn . . . den Sohn, den er draußen als Leiche verlassen!

Als Sternfeld abermals zurückgewiesen wurde, erklärte er auf's Bestimmteste, er komme gerade in einem Auftrage des jungen Barons an seine Mutter.

Jetzt endlich gelang es ihm, vorgelassen zu werden. Sternfeld schien es auf seinem Wege zu dem Zimmer der Baronin, als wisse man bereits von dem entsetzlichen Vorfall, der ihn herführe, denn überall sah er bestürzte und verwirrte Gesichter. Dies erleichterte dem jungen Mann seine traurige Mission, jedenfalls überhob es ihn der peinlichen Einleitung.

In dem amerikanischen Salon empfing ihn die niedliche Jose und führte ihn in das Boudoir. Hier fand er die Baronin, die er nur einmal in Roberts Gesellschaft gesehen, todtensbleich, scheinbar außer Fassung. Mit wankendem Schritte trat sie ihm entgegen, und bot ihm einen Sessel.

„Gnädigste Frau Baronin,“ begann Sternfeld, „wenn mich nicht Alles täuscht, so ist Ihnen der traurige Vorfall bereits bekannt!“

Die Baronin nickte schweigend mit dem Kopf.

„Allerdings, Herr von Sternfeld,“ antwortete sie mit tonloser Stimme, vernehmend, daß Sternfeld, da er vorgegeben, im Auftrage Roberts zu kommen, durch diesen bereits von dem Diebstahl unterrichtet sei. „Ich habe bereits die nöthige Anzeige gemacht, doch ist mir die ruchlose Hand noch unbekannt.“

Sternfeld rückte verlegen auf seinem Stuhle hin und her.

„Es wäre thöricht, dies verheimlichen zu wollen, da es nicht unbekannt bleiben kann,“ fuhr er fort. „Es war der Lieutenant von Wennberg, sonst Roberts intimster Freund. . .“

Die Baronin unterbrach ihn, indem sie ihn starr vor Erstaunen anblickte.

„Der Lieutenant von . . .“

Der Name wollte nicht über ihre Lippen.

„Herr von Sternfeld!“ rief sie. „Sie sprechen da eine Anklage aus, die . . .“

„Gnädige Frau, in Angelegenheiten wie diese, in welche sich die Gerichte sofort mischen, gehört das Verhehlen der Namen nicht zu den Pflichten der Zeugen. Es war die Kugel Gustav von Wennbergs, die Roberts Herz getroffen und seinen unmittelbaren Tod herbeiführte.“

Sternfeld, der bei diesen Worten vor sich hin geschaut, vernahm einen gellenden Schrei, der ihn vom Stuhl aufschreckte. Zu seinem Entsetzen sah er die Baronin ohnmächtig zurückgesunken und wie eine Leiche im Sessel liegen.

„Großer Gott,“ murmelte Sternfeld in höchster Bestürzung, „und ich glaubte doch, sie wisse bereits Alles!“

Inzwischen war auf diesen Schrei die Jose hereingeeilt, die ihre arme, ohnehin stets tränkliche Herrin bereits zum zweiten Male an diesem Morgen bewußtlos fand. Mit einem zornigen Blick auf Sternfeld eilte sie ihr zu Hilfe. Der Letztere stand wie versteinert da. Sich zu entfernen hatte er nicht den Muth,

denn seine Mission war ja noch nicht beendet, und wiederum fürchtete er sich vor dem Erwachen der unglücklichen Mutter.

Früher als er es erwarten konnte, schlug diese das Auge wieder auf. Mit einer convulsivischen Bewegung richtete sie sich im Sessel halb auf und als wollte sie sich überzeugen, daß das Furchterliche nur ein Traum sei, starrte sie um sich her.

Aber da stand ja leibhaftig der Unglücksbote, der Mann mit dem betroffenen Antlitz, das ihr ja deutlich wiederholte, was sein Mund vorhin Entsetzliches gesprochen.

Mit einem Schauer, mit einem aus der Tiefe des halb gebrochenen Herzens dringenden Schmerzenslaut verhüllte sie das Antlitz. Die ganze schreckliche Botschaft stand vor ihrer Seele. Robert, ihr Leben, ihr Stolz, ihre Wonne, Robert ihr entrißen! Robert getödtet von . . .

Abermals durchlief ein Schauer ihre Glieder. Aber nein, das konnte nicht sein; war auch Roberts Tod eine furchterliche Wahrheit, diesen Namen konnte nur ihre Phantasie mit seinem Tode verknüpf haben!

Mit Anstrengung aller ihrer Kräfte richtete sie sich wieder auf, sie zeigte Sternfeld ein von dem Schmerz entstelltes Antlitz, ein Auge, aus welchem fast der Wahnsinn leuchtete, denn Thränen waren diesem Auge längst versagt, es hatte deren bereits so viele geweint, daß ihr Quell versiegt war.

„Mein Herr,“ begann sie mit kaum verständlicher, tonloser Stimme. „Sie sagten mir, Robert sei todt . . . Bei diesem Gedanken verhüllte sie abermals ihr Antlitz, man sah, welche Seelenkraft es schon sie kostete, diesen Gedanken zu fassen, um wie viel entsetzlicher mußte es ihr sein, ihn auszusprechen. Dennoch mußte sie sprechen, ein inneres Etwas trieb sie dazu.

„Sie sagten,“ fuhr sie mit höchster Anstrengung fort; „Sie nannten den Namen seines Mörders . . .“

Sternfeld war so ergriffen von dieser Scene, daß er selbst

kaum Worte zu finden vermochte. Es war ihm, als sei jeder Laut, den er in diesen Schmerz mische, ein Verbrechen.

„Sie nannten den Namen, nicht wahr, Sie nannten ihn!“ fuhr sie sogleich mit einem Wahnsinnsleuchten ihres Auges fort . . . „Sie nannten diesen Namen, nicht wahr?“ setzte sie mit steigendem Fieber hinzu, denn es schien ihr immer klarer zu werden, daß ihre Sinne sie nicht getäuscht.

Sternfeld glaubte sprechen zu müssen.

„Ich nannte ihn allerdings, meine Gnädigste,“ antwortete er kleinlaut und bebend.

„Und dieser Name? Wiederholen Sie ihn!“ schrie die Baronin mit einer Heftigkeit, daß Sternfeld zurückschrak und nicht die Zunge zu regen wagte.

Die Baronin starrte den jungen Mann indeß so gebietend an, daß er in der Erwartung, sie könne sich in dem Namen geirrt haben, diesen wiederholen zu müssen glaubte, denn nimmermehr konnte er sich vorstellen, daß der von ihm genannte einen solchen Eindruck auf die Mutter mache.

„Es war der Lieutenant von Wennberg!“ wiederholte er kleinlaut.

Das Haupt der Baronin sank auf die Brust, ihre Arme fielen schlaff herab; sie sank zu dem Betpult und sank vor demselben nieder.

Eine lange Pause trat ein. Sternfeld wagte kaum zu athmen; die Scene war so ergreifend, daß ihn eine tiefe Kälte erfaßte.

Endlich hörte man die unglückliche Mutter, die zusammengebrochen auf den Stufen des kleinen Hausaltars lag, leise Worte murmeln. Sie richtete sich wieder halb auf, sie hob mühselig das Antlitz zu dem vor ihr befindlichen Kreuzifix, lehnte beide Arme auf den Rand des Pultes und stützte die Stirn auf dieselben.

„Gott, deine Hand ist fürchterlich!“ rief sie mit einer wahr-

ren Geisterstimme. „Du suchst deine Werkzeuge unter den Sterblichen, aber du straffst mit unendlichen Qualen diejenigen, welche sich selbst zu solchen aufwerfen!“

Abermals trat eine tiefe Pause ein, während welcher die Unglückliche keinen Laut von sich gab und in stummem Schmerz dalag. Dann endlich schien dieser Schmerz sich wieder in Worten Erleichterung zu suchen.

„Robert! Mein Robert todt!“ rief sie mit weicher Stimme, unterbrochen von herzzerreißendem Schluchzen, während zum ersten Male seit langer Zeit wieder Thränen ihren Augen ent-rannen. „Meinen Liebling, meine Seele, mein Alles hat man mir geraubt! Ihn, den Unschuldigen traf das Schicksal, um ihn für den Frevel der Mutter zu strafen, die da übte, was Er droben sich vorbehalten, als er sagte: Die Rache ist mein, ich will vergelten. . . Ihn, den Liebling, nahm er mir, um mich mit namenlosen Schmerzen zu vernichten, denn welche Strafe wäre sonst groß genug gewesen für diese Sünderin! . . . Gott im Himmel, dein Werk, ich erkenne es ja, und ich flehe zu dir um eine Gnade . . . Nimm auch mich von dieser Welt, auf der ich fortan ein seelenloses, verächtliches Geschöpf sein werde!“

Lange und lautlose Minuten verstrichen, dann suchte die Mutter sich aufzurichten. Die Kräfte fehlten ihr; mit Hülfe der Dienerin gelang es ihr jedoch aufrecht zu stehen.

Sternfeld erblickte ein Antlitz, das ihn erbeben machte. Ihre Farbe war fahl und geisterhaft, ihre Augen und ihre Schläfe waren tief eingesunken, Falten umzogen den Mund und die bleichen Wangen; sie war nur noch ein Schatten.

Mit der Demuth einer Bitterin näherte sie sich mühsam dem jungen Mann, ohne daß sie aufzublicken wagte; sie war so schwach, daß sie jeden Augenblick umzusinken drohte.

Den ihr gebotenen Sessel wies sie trotzdem schweigend und mit den zitternden Händen abwehrend zurück.

„Mein Robert ruft mich!“ sagte sie lebend. „Ich höre im Geiste seine bleichen Lippen meinen Namen rufen; seine Seele kann noch nicht entflohen sein, so lange er nicht den Abschiedskuß von seiner Mutter genommen!“

Sternfeld fuhr diese Worte wie ein Stich in's Herz; er erinnerte sich, daß Robert mit keinem Wort seiner unglücklichen Mutter erwähnt.

„Nicht wahr, mein Herr,“ setzte sie hinzu, „Sie führen mich zu meinem Robert! Ich weiß ja, Sie kamen, um mich zu ihm zu führen, und ich Thörin, ich versäumte die kostbare Zeit in meinem Schmerz . . . Lassen Sie uns eilen, mein Herr, ich höre ihn nach seiner Mutter rufen! . . .“

Schweigend folgte ihr Sternfeld. Die Dienerin beeilte sich, ihr einen Mantel über die Schulter zu werfen; der Lakai slog, um den Wagen zu öffnen, in welchem Sternfeld gekommen.

Als die Baronin die Schwelle ihres Hauses betrat, kamen ihr mehrere Polizei-Beamten entgegen. Niemand beachtete die Leichenblässe, welche das Antlitz des Lakaien beim Anblick der Beamten überzog; Niemand sah es außer dem einen der Beamten.

Als man die Baronin anredete, gab diese hastige und verwirrte Antworten. Sternfeld, der keine Ahnung von dem im Hause begangenen Diebstahl hatte, ließ sie mit der Dienerin voran zum Wagen gehen, nahm erschreckt die Beamten bei Seite, um ihnen die Ursache der Verwirrung dieser unglücklichen Frau mitzutheilen, und eilte dann der Baronin nach. Für ihn war dieses Haus ein Haus der Räthsel geworden.

Dem Lakaien voraus und ihn scharf im Auge behaltend, schritten die Beamten in das Haus, während der Wagen davon rollte.

XVIII.

Die beiden Mütter.

Wie Vorbed bereits gemeldet, war Gustav inzwischen zum Bewußtsein gekommen. Er erwachte wie aus einem schweren Schlaf und mit einem Saufzer, welchen ihm der Schmerz seiner Wunde verursachte.

Emwald trat an sein Lager und bengte sich theilnehmend über dasselbe.

„Du bist es, Emwald?“ sagte Gustav mit matter Stimme. „Also ist dennoch Alles wahr? Sag' mir, Emwald, war das Alles so, wie ich geträumt zu haben glaubte?“

„Es ist ja vorüber, Gustav!“ antwortete Emwald in sanftem, schmeichelndem Ton. „Danke Gott, daß Du so davon gekommen!“

„Aber doch sehr schlecht, Emwald! . . . Ich fühle, es sieht doch schlimm mit mir aus! . . . Was sagte der Arzt? . . . Sei aufrichtig, Emwald!“

„Er hat die beste Hoffnung; beruhige Dich also!“

Gustav versiel in Nachdenken, dies aber schien ihm nichts Angenehmes zu bringen, denn er schloß plötzlich die Augen, als wolle er sich von den Bildern abwenden, welche vor seine Seele zogen.

„Beruhigen!“ wiederholte er mit bittrem Lächeln. „Glaub' mir, Emwald, es wäre besser, der Arzt hätte keine Hoffnung, denn Du weißt ja, mir liegt nichts am Leben; und wie mir scheint, Emwald, hat auch der Arzt Dir nicht die Wahrheit gesagt; ich fühle, es ist nicht gut mit mir; es blüht mir innen so wenig Hoffnung wie außen. Und glaub' mir auch, Emwald, es ist besser so, nur wünschte ich, Roberts Engel hätte besser

getroffen und mir die langen Martern und Schmerzen erspart . . . Aber . . . sag' mir . . . wie sieht es mit Robert?"

Ewald gerieth durch diese Frage ein wenig in Verlegenheit; er hielt es für gerathener, nicht die ganze Wahrheit zu sagen.

„Er ist schlimm daran, Gustav,“ antwortete Ewald; „doch darf man das Beste hoffen!“

„Hoffen!“ lächelte Gustav bitter. „Welch' eine Menge von Hoffnungen doch zwei Augen erregt haben, die doch nicht gewechselt wurden, um dennoch das Beste zu hoffen! . . . Um ihn sollt' es mir leid thun, denn ihm lächelt ja Alles; er war stets ein Glückskind, Alles streute ihm Rosen auf den Weg, Alles schmeichelte ihm, Alles war für ihn da . . . Ach ja, Ewald, er war recht glücklich und wird es auch ferner sein . . . Sag' ihm, Ewald, er möge mir nicht zürnen, ich habe nicht anders gekonnt; ich wäre verachtet gewesen von meinen Kameraden, ich mußte ihn fordern um . . . einer Dirne willen,“ setzte er bitter hinzu, „die zum Unglück gerade meine Schwester sein muß, ohne daß ich je davon geahnt!“

„Gustav,“ begann Ewald jetzt in ernsterem und sogar feierlichem Ton, „Du thust diesem Mädchen Unrecht. Du erinnerst Dich, daß wir alle Drei, ehe sie das Theater betrat, überzeugt waren, sie sei das sittsamste, tugendhafteste Mädchen von der Welt. Da uns und namentlich Dir dieses Mädchen näher steht als wir je geahnt, so haben wir doppelte Ursache, sie in Schutz zu nehmen, wenn sie es verdient, und uns jener Zeit zu erinnern, wo wir noch darauf zu wetten im Stande waren, daß sie selbst am Theater dieselbe bleiben werde. Nichts berechtigt uns bei reiferem Nachdenken, irgend etwas Unvortheilhaftes von ihr zu denken, außer Roberts Behauptungen und sein Benehmen, als stehe er bei ihr in hoher Gunst. Fern sei es jetzt von mir, den Stein auf ihn zu werfen, aber wir haben die Pflicht, und namentlich Du hast, seit Du als ihr natürlicher Beschützer aufgetreten, diese Pflicht, Dich der jungen Dame und

ihres Rufes anzunehmen, denn Robert bekannte mir heute Morgen, daß Deine Schwester unschuldig, daß er nur aus Eitelkeit ein schändliches Spiel mit ihrem Ruf getrieben, daß sie ihn zurück gewiesen und er nur um sie zu zwingen, sein zu werden, sich zu einem . . . Schurkenstreich entschloß."

Auf Gustav schien diese Enthüllung einen tiefen Eindruck zu machen; er horchte fast athemlos auf jedes Wort und schaute Ewalb mit Spannung an.

"Ist das wahr, Ewalb!" rief er die Hände faltend aus.
 „Kann das wahr sein!"

„Es ist so, denn es war das Bekenntniß eines Sterbenden!"

„Eines Sterbenden!" wiederholte Gustav zusammenfahrend.

„Er glaubte vielmehr zu sterben," verbesserte sich Ewalb.
 „Er beschwor mich auf dem Kampfplatz, wenn Du gefallen sein solltest, möge ich zu Amine gehen und sie um Verzeihung für ihn bitten."

Obgleich das Wundfieber sich einzustellen drohte, befaß Gustav doch geistige Klarheit genug, sich Alles, was er hörte, an einander zu reihen.

Amine . . . meine Schwester . . . sie ist unschuldig!" sprach er vor sich hin, während eine Thräne in sein Auge trat.
 „Ewalb, ich bin ein schlechter Sohn, ein schlechter Bruder gewesen! Ist es nicht seltsam, daß das Schicksal mich zwang, meine Schuldigkeit als Bruder zu thun, daß es mir förmlich die Waffe in die Hand drückte, um eine Schmach zu rächen, die meiner Schwester widerfahren, und . . . zu der ich leider selbst mit die Aufforderung gab, ohne zu ahnen, was ich that! . . . Ich bekenne, daß der Gedanke, eine Stiefmutter bekommen zu haben, mich zuerst von dem Vaterhause trennte; fortgerissen durch eitle Zerstreuungen vergaß ich aber auch den Vater und die Geschwister . . . diese Geschwister, die jetzt ohne Stütze, ohne Schutz sind . . . Ja, es war schlecht von mir,

Erwald; aber später, wenn ich mir dies selbst in ruhigen Augenblicken gestand, schämte ich mich, eine Annäherung zu versuchen, und dabei blieb es. Was meine Schwester auf das Theater getrieben, weiß ich ja nicht; es ist das nicht nach meinem Geschmach, aber da sie mich nicht nach diesem fragen konnte, so ziemt es mir auch nicht, deshalb zu zürnen; sie war ja klug genug, wenigstens ihren Namen nicht Preis zu geben. . . Jetzt, da ich die Möglichkeit fühle, daß es mit mir zu Ende gehen kann, jetzt. . . Erwald, Du weißt; ich habe niemals die Sentimentalität geliebt und Dich oft deshalb verspottet; wenn es mir aber vergönnt sein sollte, noch einige Tage zu leben, so muß ich meine Geschwister und auch meine Stiefmutter sehen; ich muß sie um Verzeihung bitten. . . Nicht wahr, Erwald, Du übernimmst es, sie zu mir zu führen. . .“

Gustav fühlte sich durch das Sprechen ermattet und laut zurück. Der Arzt, der sich auf einige Minuten entfernt, kehrte zurück und fand den Zustand des Verwundeten ziemlich zufriedenstellend. Erwald benutzte die Anwesenheit des Arztes, um noch einige Zeilen an Vorbed in die Stadt zu senden. Wie wir sahen, trafen diese den letzteren noch rechtzeitig und Vorbed eilte sofort zu Amine.

* * *

Zwei Stunden verstrichen. Gustav lag in schweren Fieberphantasien, als Erwald einen Wagen vor dem Garten der Villa halten und zu seinem Erstaunen seinen Großvater, den alten Wennberg heraussteigen sah, der auf seinen Diener, den alten treuen Joseph, gestützt, sich auf die Villa zu bewegte.

Mit großer Herzlichkeit eilte ihm Erwald entgegen und führte ihn in das hintere Zimmer des Gärtners, in welchem Gustav lag. Trauernd und mit großer Theilnahme trat er an das Bett des Verwundeten, dessen Phantasien einen Wirrwar der

heterogensten Gedanken und Namen ausstießen. Kopfschüttelnd stand der Greis auf seinen Stod gestützt da. Vorbed hatte ihn, als er seinen Chef nicht fand, in aller Eile mit dem Vor-
gefallenen und der Veranlassung dazu bekannt gemacht. In dem Gehirn des Greises schienen sich Gedanken zu regen, die er zu äußern nicht für gut fand.

Emald führte ihn schonend zu dem schlichten Sopha zurück und schweigend und in sich gelehrt, wie es seine Gewohnheit war, saß der Greis da,

Plötzlich trat der Gärtner herein und meldete leise, Herr von Wennberg sei mit einigen Damen und Herrn Vorbed angekommen und soeben schon in den Garten getreten.

Emald wurde durch die Meldung eines Damenbesuchs in die größte Verlegenheit gesetzt. Die Villa selbst war geschlossen und im unbewohnbarem Zustande während des Winters, die Wohnung des Gärtners hatte nur zwei Zimmer; in dem vorderen lag die Leiche des unglücklichen Robert, das hintere Zimmer aber war nur eng und für diesen Besuch wenig geeignet. Eilig beauftragte er den Gärtner, die Leiche vor der Hand mit einem Tuch zu bedecken, um den Damen ihren Anblick zu ersparen.

Raum aber hatte er diesen Auftrag erteilt, als sich die Thür des Vorzimmers öffnete und Herr von Wennberg ahnungslos den Damen den Vortritt gab. Amine, die erste, angetrieben von dem Verlangen, dem um ihretwillen so unglücklichen Bruder ihren Dank zu sagen, eilte herein, fuhr aber mit einem Schrei zurück, denn ihr erster Blick fiel auf das bleiche Antlitz Roberts, dessen Hemd von der Brust zurückgeschlagen war und die mit Blut umgebene Wunde zeigte.

Fast bewußtlos vor Entsetzen sank sie in die Arme der Mutter. Dieses selbe Antlitz, das im Leben ihr so verhängnißvoll gewesen, hier mußte sie es wiedersehen, marmorbleich, entstellt von der Hand des Todes. Es war, als wolle ihr das

Schicksal die äufferste Genugthuung geben, indem es ihr selbst die Leiche Dessen vorführte, der ihr so unendliches Elend bereitet. Gewiß war dies ein Anblick, an welchem der Haß sich sättigen konnte, aber Amine, dieses kindliche Gemüth, hatte ja niemals gehaßt und war eines solchen Gefühls überhaupt nicht fähig.

Obgleich auch die Majorin kaum im Stande war, sich aufrecht zu erhalten und mit Schauern das Auge abwandte, gelang es ihr und Herrn von Wennberg doch, die wankende Amine auf den Hausflur zurück zu führen, wo ihnen Ewald mit feierlicher Höflichkeit entgegen kam.

Amine erholte sich schnell. Die Röthe lehrte in ihre Wangen zurück, als Ewald, nachdem er der Mutter, sich als Knecht vorstellend, einige respectvolle Worte gesagt, Aminens Hand ergriff und sie mit brüderlicher Herzlichkeit in der seinigen drückte. Er hielt den Ort und die Stunde nicht geeignet zu Entschuldigungen und begnügte sich daher, die Bitte um Verzeihung auch für ihn, den Better, in den Blick zu legen, mit welchem er Amine anschaute. Ewald hatte seine Cousine nie so nahe gesehen und fühlte sich betroffen und sogar verlegen durch ihre Schönheit.

Leise trat man in das Zimmer des Verwundeten, wo der Greis, sich mühsam erhebend, die Damen empfing. Um den Schlafenden nicht zu wecken, bat er mit einem Blick, der schwer zu deuten war, die Majorin um die Erlaubniß, ihr später Alles sagen zu dürfen, was er auf dem Herzen habe, namentlich aber auch die Vorwürfe, zu welchen wenigstens er als alter Mann sich berechtigt fühle. Er reichte der Majorin die Hand und führte sie zum Sopha, dann nahm er auch die Aminens, schaute sie lange ernst, aber bewundernd an und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

So wohl, so glücklich, so dankbar war's Amine lange nicht um's Herz gewesen wie in diesem Augenblick; sie vergaß den entsetzlichen Anblick Roberts, sie suchte Vorbeds Antlitz und

ein Blick sagte ihm all' den innigen Dank, welchen sie ihm schuldig war.

Auch dieser schien glücklich durch die Herzlichkeit, mit welcher man die Damen aufnahm. Daß Amine ihn noch liebte, hatte sie ihm ja so unverstellt verrathen, in seinem Herzen keimten also tausend neue Hoffnungen.

Jetzt aber erwachte der Verwundete und rief Ewalds Namen. Dieser eilte an sein Bette.

„Ewald,“ sagte Gustav, „mir ist, als habe der Schmerz sich ein wenig gemildert, ich fühle das Brennen nicht mehr in dem Grade, aber mir ist der Kopf so wüth, das Blut jagt meine Gedanken wie ein geschlagenes Heer, meine Pulse siebern . . . Ewald,“ fuhr er unruhig fort, von einem Gedanken zum andern springend, „ich bat Dich, zu meiner Mutter und zu meinen Geschwistern zu senden . . . Laß ihnen zugleich sagen, der Gustav von früher existire nicht mehr; was von ihm übrig geblieben, sei nichts als Neue um seine Pflichtvergessenheit, um ein gänzlich versehltes Leben, dem er ein Ende habe machen wollen . . . Laß ihnen das sagen, Ewald, hörst Du?“

Ewald nahm seine Hand und blickte ihm forschend in's Auge, um sich von seinem geistigen Zustande zu überzeugen. Gustav erschien ihm ruhiger als er es den Umständen nach erwarten durfte. Er gab Amine einen Wink, diese erhob sich schüchtern.

„Dein Wunsch ist bereits erfüllt, Gustav!“ antwortete er lächelnd. „Blick auf, lieber Freund, und Du wirst einen Engel an Deinem Bette finden, der Dir zu danken und Dich zu pflegen gekommen ist . . . Deine Schwester Amine!“

Gustav fuhr leise zusammen, als er das hoch erröthende Antlitz des Mädchens erblickte, welches ihm furchtsam die Hand hin reichte.

„Schwester,“ sagte Gustav, diese Hand erfassend und sie näher an sein Lager ziehend, „Du hast einen schlechten Bruder

gehabt und wie Du siehst, hat er seine Strafe bereits erhalten; Du darfst ihm also nicht länger zürnen! Nicht wahr, Du verzeihst ihm, wenn er verspricht, sich fortan zu bessern . . . sofern er noch die Zeit dazu hat," setzte er leiser hinzu.

„Gustav!“ rief Amine, der das Herz stets auf der Zunge lag, sich über ihn beugend und einen herzhaften Kuß auf seine bleichen Rippen drückend. „Sieh, so verzeih ich Dir! Aber ich kam ja nicht, um Dir zu verzeihen, das ziemte mir ja nicht! Um Dir zu danken, aus vollem Herzen zu danken, daß Du Dich einer armen Verlassenen annahmst, daß Du sie schüttest gegen die Schmach, mit welcher man sie so unschuldig zu überhäufen suchte . . .“

Amine erinnerte sich in diesem Augenblick des bleichen und blutigen Mannes, den sie vorhin gesehen; diese Erinnerung machte sie zittern, sie verstummte.

„Was ich that, Amine, laß mich es offen gestehen, geschah um meines Namens willen! Als ein Kind habe ich Dich verlassen, Dich und unsre Schwester, von der Du mir noch erzählen sollst; hätte ich Dich näher gekannt, Amine, bei Gott, ich hätte dasselbe nur für Dich gethan. . . . Aber wo ist die Mutter, Amine . . . kamst Du allein?“ setzte er plötzlich hinzu.

„Auch sie ist hier!“ antwortete Amine, ihre Hand aus der seinigen los machend und die Mutter an's Bett führend. „Siehst Du, hier ist unser liebes, gutes Mütterchen, das so viel Sorgen um ihre ungerathene Tochter gehabt! O, hättest Du sie nur früher gekannt, Gustav! Es giebt keine edlere, keine bessere Mutter als sie!“

Gustav ergriff der Mutter Hand und preßte sie inbrünstig an seine Rippen. In seinem Bemühen, wieder gut zu machen, hatte er sich zu heftig bewegt und den Verband verschoben, mit einem Schmerzenslaut sank er wieder zurück.

„Vergeißung!“ murmelte er. Ewald sprang hervor, um, instruirt von dem Arzt, ihm Linderung zu verschaffen.

Die Majorin fühlte sich tief erregt durch diesen Moment; schwächlich wie sie es stets war, sank sie auf den am Bette stehenden Sessel.

Diese Pause benutzend war Herr von Wennberg in das vordere Zimmer getreten, um getrieben von Pietät, noch einmal das Antlitz des jungen Mannes zu sehen, den er als eine der glänzendsten Erscheinungen der Gesellschaft stets bewundert. Langsam hob er das Tuch von der Leiche, mit welcher der Gärtner dieselbe inzwischen bedeckt und stand trauernd da, in das noch jetzt so schöne Antlitz zu schauen.

Sich mühsam fortschleppend und von Joseph geführt, war ihm sein Vater gefolgt, der ebenfalls stets eine kleine Vorliebe für diesen jungen Mann gefühlt; auch er glaubte, ihm diese letzte Ehre schuldig zu sein, und trat neben seinen Sohn.

„Vor einigen Tagen noch strogend von Lebensmuth und Fröhlichkeit und jetzt ein Staub, ein zerronnener Traum!“ murmelte der Greis, die Hände auf der Krücke seines Stodes faltend.

Beide standen schweigend und trauernd da, als plötzlich der Gärtner die Thür öffnete und eine Dame, todesbleich, mit allen Anzeichen des höchsten Schmerzes, der Verzweiflung auf dem Antlitz, und gefolgt von einem jungen Manne, herein stürzte.

Als Joseph sie erblickte, taumelte er bleich wie ein Gespenst zurück und hielt sich an der Mauer aufrecht.

„Robert, ich komme!“ rief sie mit durchdringender Stimme, stürzte zu der Leiche und beugte sich über das blasse, leblose Antlitz. Mit Entsetzen aber fuhr sie zurück; sie, die sich von ihrer fiebernden Phantasie zu der Gewissheit hatte hinreißen lassen, den Sohn noch am Leben zu finden, sie sah sich vor einer Leiche, aus der schon längst das Leben geflossen.

„Todt! . . . Todt!“ schrie sie auf. „Mein Robert todt!“

Er hört mich nicht mehr! Er hat umsonst nach mir, nach seiner Mutter gerufen! . . . Todt! . . . Todt! . . . Mein Robert todt!“ schrie sie noch einmal, sank dann auf die Leiche und brach in ein herzzerreißendes Schluchzen aus.

Der Anblick der Baronin hatte nicht nur auf den alten Joseph, sondern auch auf die beiden Herren, namentlich auf den Greis, wie ein electrischer Schlag gewirkt. Als der letztere sie herein treten sah, war auch er zurück getaumelt, hatte den Arm seines Sohnes ergriffen und sich fest und zitternd an denselben geklammert, während sein Auge ängstlich den Bewegungen dieses Weibes folgte. Seine Lippen bebten und bewegten sich, aber es kam kein Laut über dieselben; der Banquier selbst war in einer solchen Aufregung, daß er für einen Augenblick vom Schwindel befallen ward.

„Entweder ist dies eine unerklärliche Täuschung oder . . .“

Wennberg wagte den Gedanken nicht auszusprechen. Auch sein Auge hastete mit derselben Angst auf der Baronin.

Endlich erhob sich die letztere von der Leiche. Ihr Schmerz hatte ausgetobt und ging in stille, aber desto trostlosere Verzweiflung über. Sie rang die Hände, sie beugte sich wieder und wieder über ihn, sie bedeckte sein Antlitz mit Küssen, sie lispelte leise seinen Namen; es schien, als versage ihr vor Schmerz die Stimme.

Da plötzlich ward sie der beiden Männer ansichtig, welche sich nicht von der Stelle zu rühren gewagt hatten. Ein langer, trotz seiner Mattheit ausdrucksvoller Blick, in welchem eine ganze Anklage lag, ruhte auf den Männern, begleitet von einem verächtlichen Zuge auf ihrem Antlitz, vor welchem der Greis sein Auge niederschlug.

„Auch Ihr!“ rief sie endlich mit Anstrengung, während sie den tödtlichen Schmerz nieder zu kämpfen suchte und die Hand auf die von so unendlichem Weh durchzuckte Brust legte. „Auch Ihr!“ wiederholte sie. „Freilich, Ihr konntet ja nicht

fehlen, Ihr mußtet auch Euer zweites Opfer sehen, sich an ihm weiden, wie Ihr es an dem ersten gethan! . . . Tretet näher! Blickt ihm in das bleiche Antlitz und lebt noch ein menschliches Gefühl in Euch, so spendet diesem Opfer wenigstens ein Mitleid, denn es that Euch ja nichts, und dennoch war es Euch sicher ein Dorn im Auge! So lange er Euch unbekannt, so lange Ihr nicht wußtet, daß er Hedwigs Sohn, so lange ehrtet Ihr ihn mit Eurer Freundschaft; ein Zufall mag Euch ein Geheimniß verrathen haben, das ich so sorgfältig Euch verstedte; er war Euch im Wege, denn als mein Sohn mußte er mich ja lieben und also mußte er von Euch vernichtet werden! . . . Tretet noch einmal her, schaut Euch Euer Opfer an; der Mord ist Euch ja geläufig, was ließt Ihr Euch durch ein elendes Weib von Eurer Beute scheuchen!"

„Hedwig,“ begann der Greis mit bebender Stimme, „Du erhebst eine Anklage gegen uns, die uns vernichten müßte, wenn sie nicht eine ungerechte wäre! Was damals geschehen, ist noch heute nicht aus diesem Gedächtniß geschwunden, obgleich es alt und schwach wird. Ein Moment blieb unverändert frisch in diesem Gedächtniß und vergebens würde ich Dir schildern, welch unendlichen Schmerz mir diese unverwischbare Erinnerung noch heute bereitet. Was damals geschehen, Gott hat es gelitten; hätte ich es verhüten können, es würde mir wenigstens ein heiteres Alter bereitet haben, denn mein Verlust war so groß wie der Deinige. Du schiedest von uns in dem Glauben an unsere Mitschuld; vergebens habe ich Jahre, lange Jahre hindurch nach Dir suchen lassen, Du warst verschwunden . . . Jetzt plötzlich tauchst Du vor uns auf, die wir schon lange jenseits glauben; Du erscheinst vor uns mit einer Anklage, die Dir nur Deine Phantasie eingegeben haben kann und die bei Dir zur Tradition geworden ist.“

„Meine Phantasie!“ rief die Baronin mit stolzem Achselzucken. „Gib mir meine Phantasie etwa ein, daß Richard,

Dein eigener Sohn von Mörderhand gefallen? Gab diese Phantasie mir ein, daß er sterben mußte, weil er ein Mädchen liebte, dessen Untergang Ihr wolltet? Gab mir diese Phantasie den Gedanken ein, daß Du selbst der Fehler des Mörders Deines eignen Sohnes warst? . . . Dein Gedächtniß ist schwach, alter Mann! Frage nur jene bleiche Gestalt dort (sie zeigte auf Joseph), jenen Unglücklichen, dessen Schweigen man durch Gold erkaufte, der um Gold seinen eignen Herrn verrieth, den er doch so sehr geliebt! . . . Frage ihn, armer Greis, seine Zunge kann Dein Gedächtniß auffrischen! Wisse aber: hätte ich Richard's Tod damals rächen wollen, es wäre mir ein Leichtes gewesen, denn die Lippen dieses armen Dieners dort hatten bereits gesprochen, seine eigne Hand hatte ein Zeugniß unterschrieben, das all Deine Bestrehung überflüssig gemacht haben würde. Aber das Urtheil des Richters schien mir zu unbedeutend für diesen Meuchelmord . . . Ich verließ den Ort, in welchem mich Alles an den Verlust meines theuren Richard mahnte, ich floh weit, weit fort. Zwanzig Jahre lang sann ich auf Rache; all das äußere Glück, mit welchem das Schicksal mich entschädigen zu wollen schien, all der Glanz, der Reichthum, mit welchem es mich umgab, war mir gleichgültig; ich sann auf Rache. Ihn verderben wollte ich, in seinen Kindern wollte ich ihn vernichten, und nur diese Absicht führte mich vor Jahren wieder in Eure Nähe. Ich beobachtete ihn verkleidet, ich fand unter dieser Verkleidung Gelegenheit, ihn zu sehen, ohne daß er mich entdecken konnte. Meine Nachsucht wuchs mit jedem Jahre. Wie eine Elwin mit ihrem Kande spielte ich mit seinen Kindern, die ich an mich gelockt; sie waren ahnungslos beide in meiner Hand, ich hätte sie vernichten können. Aber ich lernte einsehen, daß der Mörder meines Richard ein herzloser Vater, daß ich ihn in seinen Kindern nicht tödtlich genug treffen werde. Dies rettete die letzteren . . . Ich traf ihn selbst! . . . Ja, daß Ihr es wisset, sein Tod ist

mein Werk und quitt wären wir gewesen, wenn Ihr nicht Mord auf Mord gehäuft, das blutige Werk nicht von Neuem begonnen hättet! . . . Doch, Ihr habt gesiegt," setzte sie wieder ermattend und das Haupt senkend hinzu. „Ihr nahmt mir was mir auf dieser Erde das Theuerste war, meinen Richard, und jetzt auch ihn, an dessen Leben das meinige mit allen Fasern hängt. Ihr wartet stärker als ich, Gott lilt es, daß Ihr triumphirtet, und wollt Ihr dem zu Boden geschmetterten Unglück noch eine Gnade erweisen, helfst mir, damit ich meinen Robert von hier schaffen, damit ich ungestört an seiner Leiche weinen und vor ihr sterben kann!"

Wiederum warf sie sich über den Sohn, wieder entquollen ihren Augen die Thränen, ihr Schluchzen feuchtete auch die Augen der Männer.

„Friedwig," hörte sie endlich eine Stimme, als sie sich beruhigt, während der Greis seine zitternde Hand auf ihre Schulter legte. „Mehr als zwanzig Jahre mußten verstreichen, ohne daß es mir gestattet ward, Dich aus Deinem Wahn zu befreien. Wie ein Alp hat das Bewußtsein auf meiner Seele gelastet, daß Du mit diesem Wahn von uns gegangen; ein Fluch ist mir dieser Gedanke gewesen während dieser endlos langen Zeit . . . Friedwig, bei dem weißen Haar, das ein Haupt bedeckt, in welchem nie ein Groll gegen Dich entsprungen, bei dem Gedächtniß meines Sohnes, meines Richard, der mir nicht minder theuer gewesen als Dir, schwöre ich es hier, daß Du mir, daß Du uns allen unrecht thatest . . . außer dem Einen vielleicht, an dem Du selber Rache übtest, wie Du zu meinem Entsetzen sagst!"

Die Baronin hatte schweigend und unbeweglich die Worte des Greises angehört. Jetzt erhob sie das vom Schmerz ermattete Auge wieder.

„Und dieser?" fragte sie, auf die Leiche zeigend. „Wer nahm mir diesen? War es nicht Einer der Euren?"

„Hedwig, auch die Schuld an diesem Unglück trifft uns nicht! Der Unglückliche selbst war es, der seinen Tod herauf forderte! . . . Mißtraust Du meinen Worten, drüben liegt auch sein Gegner auf den Tod danieder; er that, was er mußte, denn er rächte die Schmach, welche Dein Sohn seiner unschuldigen Schwester angethan!“

Die arme Mutter schrak bei diesen letzten Worten zusammen. Was der Greis sprach, gewann einen Schimmer von entsetzlicher Wahrheit, als sie trotz ihrer Verwirrung mit der ihr eignen rapiden Fassungsgebe an die letzten Tage zurück dachte, in welchen es ihr nur allzu klar geworden, daß Robert keineswegs seine Leidenschaft erstickt. Sie hatte von einem Tage zum andern durch Walter Nachricht über das Treiben ihres Sohnes erwartet, aber Walter hatte sich nicht bei ihr sehen lassen. Jetzt war der Schleier gelüftet und vor ihr lag das blutige Resultat jener Verirrung.

„O, ich mußte es ja, daß diese unselige Leidenschaft ein Opfer kosten werde!“ murmelte sie vor sich hin. „Daß ich so blind war, daß ich thöricht mein Auge schloß, um ihn in's Verderben stürzen zu lassen!“

„Hedwig,“ nahm der Greis wieder das Wort, „der Augenblick ist nicht günstig für Erklärungen, die Dir auch Deinen letzten Zweifel nehmen könnten; laß zwischen uns Friede sein, so wird derselbe in Deine Brust wie in die meinige zurückkehren!“

Die Baronin schüttelte trauernd den Kopf.

„In diese Brust kehrt der Friede nur, wenn der Kummer mein Auge schließt; aber kann es Euch Andern Frieden geben, Ihr seht mich bereit! . . . Ich habe nur Eins hier noch zu thun: das Theuerste der Erde wieder zu geben, was ich besaß; dann kehre ich zurück, arm und verlassen; was ich mit mir nehme, ist die doppelte Wucht des Fluches, der mich hieher führte, und was mir übrig bleibt auf dieser Welt ist die

Pflicht, mich mit Gott zu versöhnen, gegen dessen Gebot ich frevelte!“

Die verzweifelte Mutter sank neben der Leiche auf die Knie, sie faltete die Hände und sprach flüsternd ein heißes Gebet.

XIX.

Kilian's Familiensorgen.

Wir haben unsern alten Friedrich am Abend verlassen und finden ihn am Morgen noch, in den grauen Reitermantel gehüllt, mit den übrigen Wächtern auf seinem Posten.

Die Diebe waren wirklich wie in die Luft geflogen oder in die Erde gesunken — keine Spur von ihnen war gefunden, und doch war in dem ganzen Hofe kein Loch, durch das eine Maus die offene Straße hätte finden können.

Friedrich schob natürlich die ganze Schuld des Mißlingens auf den hasenfüßigen Portier, der seinerseits am Morgen einen Selbdenmuth an den Tag legte, welcher in der Nacht freilich besser am Blage gewesen wäre.

Als es Tag geworden, fanden sich die Beamten der Sicherheitsbehörde ein, um den Thatbestand aufzunehmen. Friedrich mußte sofort mit zum Bureau, um dort seine Ansage zu deponiren. Als dies geschehen und er die Wohnung der Tröddlerin als das eigentliche Spitzbubenneß angegeben, in welchem alle diese Schlechtigkeiten angezettelt würden, kehrte er wieder in das Haus des Herrn von Wennberg zurück. Er hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, diesen selbst sprechen zu wollen, um von ihm über seine frühere Herrin, die Majorin und deren Familie zu hören.

Da Wennberg am frühen Morgen, nachdem ihm die Mittheilung von dem Raubversuch gemacht worden, nicht zu sprechen, später aber nicht zu finden war, so wollte Friedrich seine Rückkehr abwarten. Er verbrachte einige Stunden im Zimmer des Portiers, dann ging er wieder in den Hof mit dem Bewußtsein, durch seine nächtlichen Thaten ein Recht hierzu erlangt zu haben.

Die Dienerschaft kannte ihn bereits vom frühen Morgen her und überall nahm man den Graubart freundlich auf.

Friedrich, von jeher ein großer Rosslamm, hatte das größte Interesse für die Pferdehülle und vertiefte sich in dieselben, die kostbaren Pferde musternd, die seinen Beifall erregten.

Eben war er mit dem Meister Kilian in ein Gespräch über die Tugenden der Pferde vertieft, als plötzlich sein Auge auf einen Punkt ganz in der Nähe fiel, von dem es sich nicht losreißen wollte. Seine Stirn runzelte sich, sein grauer Schnurrbart sträubte sich borstig in die Höhe und im nächsten Augenblick hatte er einen der Pferdejungen im Genick erfaßt, der ein wüthendes Geschrei erhob und mit Händen und Füßen sich loszumachen suchte.

Was Friedrich einmal gefaßt hatte, war ihm so leicht nicht zu entreißen. Selbst als Meister Kilian herzusprang, um dem Jungen beizustehen, stieß er diesen wüthend zurück.

„Also hier bist Du zu finden, Du rothhaarige Spitzbuben-Ganaille!“ donnerte Friedrich dem zappelnden Sam in's Ohr, der bei diesen Worten kreideweiß ward.

„Aber um Gotteswillen, was hat Euch denn der arme Junge gethan,“ rief Kilian, entrüstet über eine solche Behandlung.

„Was mir der arme Junge gethan?“ antwortete Friedrich schnaubend. „Mir freilich hat er nichts gethan; aber zu den Spitzbuben gehört er, die in der Nacht die Kasse hier beschlehen wollten! . . . Jetzt haben wir doch wenigstens einen

von den Holländern und da sollen uns auch die Andern in's Garn!"

Nestor Kilian starrte den Alten sprachlos an.

„Ihr seid im Traum!“ rief er endlich, noch einen Versuch machend, um Sam zu befreien.

„Herr!“ schrie Friedrich, „rührt Ihr mir diesen Burschen an, Ihr habt es mit mir zu thun! Wie könnt Ihr es wagen, diese Canaille noch in Schutz zu nehmen!“

„Weil Ihr im Irrthum seid und dieser Bursche mein eigener Neffe ist!“ antwortete Kilian.

„So? Nun dann gratulire ich zu der Verwandtschaft mit dieser Brut. Ein Spigbube ist er aber doch, mag er Euer Neffe sein oder nicht! . . . Fort zur Polizei mit der rothen Canaille!“

Kilian, der endlich sich des Gedankens nicht mehr zu erwehren vermochte, daß der Alte dennoch Recht haben könne, ließ die Hände sinken.

„Es ist nicht wahr, Onkel! Er lügt! Ich kenne ihn gar nicht! Ich bin unschuldig!“ rief Sam in höchster Seelenangst.

Friedrich aber ließ sich nicht beirren, selbst nicht von der ihn umringenden Stallbedienung, welche ihn zwang, wenigstens das Nothwendigste von dem zu erzählen, was ihn zu diesem Verdacht gegen den ganz unbescholtenen Jungen berechtigte.

Als Friedrich, ohne den Letzteren loszulassen, flüchtig erzählt hatte, waren Alle plötzlich umgestimmt; Keiner wagte es, Friedrich ferner in den Weg zu treten.

„Aha!“ rief plötzlich eine Stimme. „Jetzt wissen wir auch, wo alle diese verschwundenen Dedden und Geschirre hingekommen, und ehrliche Leute müssen durch eine solche Range noch in Verdacht kommen!“

Dies entschied; Jeder war überzeugt, daß Sam Alles gestohlen. Kilian war wie niedergeschmettert und wagte kein

Wort zu ähneln. Abermals ein Schandfleck auf seinen Namen! Das war dem ehrlichen Rutscher zu viel.

Als Friedrich sah, daß ihm Alles Recht gab, beschloß er, sofort ein vorläufiges Verhör mit dem Delinquenten zu beginnen, womit Alle übereinstimmten.

„Auf der Stelle soll er bekennen, oder wir schlagen den verdammten Rothkopf todt!“ schrie einer der Knechte, der nur zu gut wußte, daß gerade auf ihn der meiste Verdacht gefallen war.

Friedrich jedoch nahm seinen Delinquenten in Schutz; er wurde von den Knechten umringt und in die Mitte genommen. Es bildete sich ein förmlicher Ring um ihn.

„Se, Meister Kilian, was sagt denn Ihr zu der saubern Entdeckung?“ rief derselbe Knecht. „Könnt stolz sein auf Euren Neffen, nicht wahr?“

Kilian war außer sich vor Wuth; Ihm blieb nichts übrig, als in die allgemeine Entrüstung einzustimmen.

„Wenn der Bursche wirklich nichts tangt, mag ihn die Polizei sich holen!“ antwortete er. „Ihr Alle wißt, daß ich nicht der Mann bin, einen Verbrecher in Schutz zu nehmen.“

Ein allgemeines beifälliges Gemurmeln erhob sich.

Inzwischen begann Friedrich sein Verhör. Er erzählte abermals zu Sams Entsetzen, wie er von seiner Wohnung aus den abendlichen Berathungen in dem Spigkubennest beigewohnt, das inzwischen wohl schon von der Polizei aufgehoben worden sei.

Aber wie sehr er dem Jungen auch auf den Leib redete, Sam leugnete Alles mit frecher Stirn. Er rief sogar seinen Onkel Kilian zum Zeugen auf, daß er allabendlich rechtzeitig in seine Bodenkammer gegangen.

Jetzt endlich fiel dem ehrlichen Rutscher die Nacht ein, in welcher man Sam nicht in seiner Kammer gefunden, als seine Frau die Magd noch spät hinauf geschickt, damit diese sich nach dem vorgeblich Kranken umschaue solle.

Dies machte ihm Alles klar und hatte er noch immer einige Hoffnung gehegt, daß Sam wirklich unschuldig, so war diese jetzt gänzlich verschwunden.

Rilian sah nun den Moment gekommen, wo er nicht nur seine Autorität, sondern auch sein unbestechliches Rechtlichkeitsgefühl zeigen müsse. Galt es doch, seine eigene Ehre zu retten und jede Gemeinschaft mit dem jungen Bösewicht von sich zu weisen.

„Da Ihr mit dem Burschen nicht fertig werdet und er, wie Ihr seht, nichts bekennet,“ sagte er zu Friedrich, „so überlaßt mir einmal die Sache!“

Damit trat er vor den bleichen Sam, der mit Todesverachtung gegen die Uebermacht kämpfte.

„Wo warst Du in jener Nacht, als Du durch die nach der Gasse führende Bodenlücke verschwunden, und vorgabst, aus der Apotheke zu kommen?“ donnerte er den Jungen an.

Dieser schrad zusammen, als er sah, daß auch sein Oheim Partei gegen ihn ergriff und ihn gleich bei seiner schwächsten Stelle packte. Trotzdem verlor er die Geistesgegenwart nicht. Alles war in athemloser Spannung auf Sams Antwort.

„Ich sagt' es ja! In der Apotheke war ich, um mir etwas gegen Zahnschmerzen zu holen!“

„Still jetzt! Ich habe zu reden!“ rief Friedrich mit Stenortstimme. „Ihr sagtet da von einer Bodenlücke, die nach einer Gasse führe. Begreift Ihr denn jetzt nicht, daß die Spitzbuben durch diese Lücke verschwunden sein müssen?“

„Allerdings! Freilich! Natürlich!“ rief man von allen Seiten.

Sam's Angst steigerte sich um ein Bedeutendes, er zitterte und schrie abermals, er sei ja unschuldig.

Inzwischen waren einige der Knechte die steile und schmale Treppe hinangeklettert, um den Boden zu untersuchen. Rilian

selbst folgte ihnen, um eine genaue Nachsuchung in Sams Kammer zu halten.

Als bald drang auch lautes Geschrei von oben herab. Man hatte einen Menschen im Stroh versteckt gefunden, einen baumlangen starken Kerl, der sich zur Wehre setzte, aber sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte.

Man überwand und band ihn. Der Mensch schrie laut auf, als man ihn zur Treppe transportirte, um ihn in den Hof zu bringen, und man überzeugte sich, daß er sich, wahrscheinlich auf der Flucht, als die Diebe gestört wurden, den Fuß aus dem Gelenk gefallen.

Nichts desto weniger wurde er auf den Hof gebracht und hier, da er nicht aufrecht stehen konnte, auf das kalte Pflaster gelegt. Sein Fuß war stark angeschwollen, seine Kleidung ärmlich und schmutzig, sein Haar ganz kurz geschoren, sein Antlitz machte einen unangenehmen Eindruck durch seine Verbissenheit und den Stempel des Lasters, den er zur Schau trug.

Als Sam diesen Mann erblickte, senkte er den Kopf und schien sich in sein Schicksal zu ergeben.

Sobald darauf erschien auch Meister Kilian mit einem Papier in der Hand, das er tief im Stroh des Bettes versteckt nebst einigen größeren Silberstücken gefunden. Ein Blick auf das erstere ließ ihn den Kopf schütteln; die Silberstücke waren jedoch ein eclatanter Beweis von Sams Schuld.

Meister Kilian steckte das Papier in die Tasche und trat zu dem Kreis, der sich um den am Boden liegenden und mit den Händen auf den Rücken gebundenen Verbrecher gesammelt hatte.

Mit einem Schreckenslaut aber fuhr er entsetzt zurück, denn in dem Gefangenen erkannte er — seinen eigenen Bruder, den entsprungenen Sträfling.

Der arme Rutscher, sonst eine sehr kernige Constitution, fühlte sich so vernichtet, daß er, den Kopf senkend, zur Thür

waukte und sein eltsames Zimmer suchte. Dies war dem ehrlichen Mann zu viel auf einmal. Er verfluchte den Tag, an welchem er sich durch Mitleid bewegen ließ, den hergelaufenen Burschen in sein Haus aufzunehmen, er taufte sich seine wenigen Haare aus und schlug sich mit beiden Fäusten vor die Stirn.

„Siehst Du, Frau!“ rief er endlich, als diese ihn zu trösten suchte. „Das kommt daher, wenn man die Fingerzeige des Schicksals nicht verstehen will! An demselben Abend, wo uns dieser Galgenstrich in's Haus lief, las ich Dir die Nachricht vor, daß sein sauberer Vater aus dem Zuchthause entsprungen sei... Jetzt haben wir sie alle Beide auf dem Halse, und ich, was hab' ich davon? Ehre und Reputation sind verloren! Mit Fingern wird man auf mich weisen und wohl gar noch behaupten, ich habe dem Zuchthändler heimlich ein Obdach gegeben!... Aber ich will zu Herrn von Wennberg, ich will ihm sagen, wie das Alles gekommen, damit er nichts Unrechtes von mir denkt!... Und,“ setzte Kilian in Gedanken hinzu, „bei der Gelegenheit will ich ihm das sonderbare Papier geben, das ich in der Kammer dieses Galgenstricks gefunden, von dem aber die Räthe beiseite nichts wissen darf!... Es muß doch eine ganz besondere Bewandniß mit dem Jungen haben, denn wie sollte er sonst zu diesem Papier gekommen sein!...“

XX.

Das geheimnißvolle Papier.

Wer war glücklicher als Amine, als ihre ganze Existenz so plötzlich eine andere Wendung genommen, als sie, die sich inmitten all des Glitterglanzes, der Schmelkefel und des ganzen

falschen Sonnenlichts, mit welchem die Kunst die schönste ihrer Priesterinnen umgibt, doch so verlassen fühlte, sich plötzlich im Schooße einer der ersten Familien der ganzen Residenz sah!

Herr von Wennberg hatte freilich anfangs einige Scrupel, die schöne Nichte öffentlich anzuerkennen, wenn er auch der Künstlerin so offen den Hof gemacht, indeß bis über die Ohren verliebt in Amine, ganz bezaubert von ihrer Liebenswürdigkeit, empfand er doppelt nicht nur die Pflicht, sich seiner Verwandten anzunehmen, sondern auch nach Kräften wieder gut zu machen, was er versäumt hatte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Duell sehr bald bekannt wurde, namentlich aber mußte es doch die Veranlassung unbedingt zu einer cause célèbre werden. Gustav hatte die Ehre seiner Schwester als Cavalier ohne Furcht und Tadel an seinem intimsten Freunde gerächt, welchen Schein würde es also auf ihn, den Chef des Wennberg'schen Hauses, geworfen haben, wenn er Gustavs Mutter und Schwester nicht ebenfalls öffentlich all' die Rücksicht erzeigte, welche er ihnen schuldig!

Freilich paßte ihm die Verwandtschaft mit der Künstlerin wenig, indeß Amine war ja als solche eine gefeierte kleine Person und war ein Makel auf ihren Ruf, auf die Tadellosigkeit ihres Privatlebens geworfen, so war ja dieser glänzend getilgt worden. Wennberg nahm sich vor, jedenfalls mit Amine ein vernünftiges Wort zu sprechen, und hoffte auch, sie ganz von der Bühne zu entfernen. Hierin mußte er jedenfalls eine Unterstützung in Vorbed finden, denn das intime Verhältniß dieser beiden ließ ihn auf die ernstlichsten Absichten des Letzteren schließen. Und nur solche konnte ja auch Vorbed auf die Nichte seines eigenen Chefs haben.

Wennberg bestand darauf, als er die Villa, das Haus des Unglücks verließ, die Majorin und ihre Tochter sofort in sein Haus zu führen, in welchem sie mit ihm das Diner einnehmen sollten und das sie fortan als das ihrige zu betrachten hätten.

Amine aber erklärte, nicht von der Stelle zu gehen, sie und ihr Vetter Ewald würden die Pflege des Verwundeten übernehmen, und sie bitte daher, ihr ein Zimmer in der Villa selbst bewohnbar zu machen, da das kleine Häuschen des Gärtners keine Räume bot.

Ihr Erstes war zu diesem Zweck einen Boten an den Director ihres Theaters zu senden und um Urlaub zu bitten. Dieser war keineswegs geneigt, denselben zu bewilligen, da ihm Amine hierdurch eine ganze Reihe seiner Vorstellungen störte, und sandte einen abschlägigen Bescheid. Als Herr von Wennberg mit der Majorin in die Stadt zurückfuhr, übernahm dieser selbst es, bei dem Director den Urlaub zu bewirken. Auf alle Fälle hin war Amine entschlossen, die Villa nicht eher zu verlassen, als ihr Bruder außer Gefahr sei . . . Ewald war entzückt über diese Krankenpflegerin und widmete sich demselben Beruf natürlich um so freudiger. Vorbed seinerseits sah in Amine ganz die alte wieder und wo sich nur die Gelegenheit fand, drückte er dankbar ihre Hand.

Inzwischen erfüllte die Baronin ihr trauriges Werk, die Leiche des Sohnes in ihr Haus zu schaffen. Amine athmete freier auf als sie hörte, daß dies bereits geschehen; sie ahnte nicht, in wessen unmittelbarer Nähe sie nur durch eine Thür getrennt sich befand, als sie am Bette des Bruders saß!

Wennberg und sein Vater hatten die Eindrücke, welche das Wiedersehen mit der Baronin auf sie gemacht, so gut es anging, den Uebrigen verheimlicht, und jedes Zusammentreffen der Dame mit den letzteren zu vermeiden gesucht. Erst als die Leiche entfernt, verließen die beiden Herren von der Majorin und Vorbed begleitet die Villa. Letzterer schied nur ungern auf einige Stunden von Amine, indeß seine Berufspflicht rief ihn und er versprach, sobald als möglich zurück zu kehren.

Wer beschreibt das Erstaunen der Majorin, als sie vor dem Wennberg'schen Hause ihren früheren alten Diener, ihren

Friedrich erblickte, der ebenfalls überglücklich durch dieses Wiedersehen war. Als Wennberg hörte, daß man diesem die Entdeckung des Raubversuchs danke, bat er Friedrich einzuweilen in seinem Hause zu bleiben, da er ihn noch zu sprechen wünsche. Friedrich war dies recht; er quartierte sich also wieder bei seinem Freunde, dem Portier ein.

Ein Viertelfünftel später, als der alte Herr von Wennberg mit der Majorin und Agnes im Wohnzimmer saß, und der Chef des Hauses sich in sein Arbeits-Kabinet begeben, um flüchtig die nothwendigsten Angelegenheiten zu ordnen, ward letzterem gemeldet, daß sein Kutscher dringend um die Erlaubniß bitte, vorgelassen zu werden, da er etwas sehr Wichtiges mitzutheilen habe.

Herr von Wennberg hatte seinen Kutscher sehr gern und so durfte derselbe denn eintreten, obgleich er zu sehr ungelegener Stunde kam.

Rilian erschien mit tiefem Bückling und allen Anzeichen der höchsten Verlegenheit.

„Nun, lieber Rilian?“ fragte Herr von Wennberg, der Briefe lesend an seinem Bureau saß. „Was giebt's und was für eine wichtige Angelegenheit führt Sie herein?“

„Ach, gnädiger Herr,“ seufzte Rilian, es ist . . . ich komme wegen der Diebstahls-Geschichte heute Nacht . . .“

„Nun?“

„Man hat zwei von den Dieben bereits eingefangen.“

„So hat man mir mitgetheilt.“

Rilian kugelte und ward immer verlegener.

„Ist denn etwas Neues hinzugekommen?“ fragte Wennberg ungeduldig.

„Ach nein . . . Das heißt, ich weiß nicht, wie viel der gnädige Herr schon davon wissen!“

„Aber Rilian, sein Sie nicht so umständlich; Sie sehen ja, daß ich beschäftigt bin!“

„Allerdings, gnädiger Herr! Aber Sie begreifen, wie unangenehm für mich diese Geschichte ist!“

„Für Sie?“ Aber um des Himmels willen, was haben denn Sie damit zu thun, lieber Kilian?“

„Nun freilich, gnädiger Herr, ich nicht, aber . . .“ Kilian sagte sich ein Herz. „Aber der verdamnte Junge, dieser Tangenichts!“

„Ganz recht, ich höre, es soll einer der Stalljungen zu den Dieben gehört haben.“

„Freilich, gnädiger Herr, und diese Ränge . . . das ist ja eben mein Verdruß, . . . es ist mein eigener Nessel!“

„Davon hat man mir noch nichts gesagt!“

„So ist es nur gut, daß ich es dem gnädigen Herrn zuerst mittheile! . . . Aber damit nicht genug, gnädiger Herr; es sind doch ihrer Zwei gefangen worden . . .“

„Nun ja doch!“

„Ja, und das Schlimmste ist . . . Sehen Sie, gnädiger Herr, es hat doch jede Familie so ihr Unglück . . .“

„Freilich, freilich! Davon habe ich heute Morgen einen Beweis wieder erlebt!“

„Das Schlimmste aber ist, gnädiger Herr, daß der andere Spigbube . . .“ Kilian konnte das vermißte Wort nicht herausbringen, aber es mußte ja geschehen . . . „mein eigener Bruder ist!“ pläzte er endlich heraus.

Herr von Wennberg erhob sich schnell und stieß den Stuhl zurück.

„Ihr Bruder, Kilian?“ rief er außer sich vor Erstaunen.

„Ach ja leider, gnädiger Herr! Der Mensch hat nie gut thun wollen, wie viel meine selige brave Mutter, meine Schwester und ich uns auch bemühten, ihn auf den rechten Weg zu bringen. Endlich war ich froh, daß man ihn in's Buchshaus gesperrt. Da mußte aber vor kurzer Zeit der Teufel sein Spiel haben und man ihn entspringen lassen. Ich hatte

mich inzwischen seines Jungen angenommen, der eine Waise war, um ihn nicht auch auf falsche Wege gerathen zu lassen; aber der Thunichtgut muß wohl Mittel und Wege gehabt haben, heimlich ohne Wissen den Jungen zu finden, ihn zu verführen, und so ist denn das Ganze gekommen! . . . Ich möchte in die Erde fahren vor Kummer und Scham, gnädiger Herr; ich weiß nicht wie ich die Schande ertragen soll!"

„Freilich sehr unangenehm für Sie, lieber Kilian; indeß läßt sich nichts daran ändern!" tröstete Herr von Wennberg. „Vergessen Sie den Vorfall, Sie wissen ja, daß ich Sie nach wie vor als einen treuen Diener schätze."

Kilian fiel eine Centnerlast vom Herzen, als er in das Antlitz seines Herrn zu schauen wagte und dasselbe so wohlwollend wie immer sah.

„Ach, wenn ich nur in der Achtung des gnädigen Herrn nicht verliere, so will ich das Andere schon verschmerzen!" seufzte er.

„Beruhigen Sie sich darüber, lieber Kilian, und gehen Sie wieder in Ihren Dienst, ich werde Sie bald gebrauchen."

Kilian blieb zu Wennbergs Verwunderung stehen, und drehte seinen Hut in der Hand.

„Sie haben noch etwas auf dem Herzen, Kilian?"

„Ach ja, gnädiger Herr!" antwortete Kilian, Muth schöpfend, denn das Schlimmste war ja überstanden. „Als ich die Kammer des Varschen untersuchte, fand ich . . . fand ich . . . dieses Papier, das ich sofort dem gnädigen Herrn zu übergeben beschloß . . . Gott weiß, wie der Bengel dazu gekommen!"

Mit diesen Worten überreichte Kilian seinem Brodherrn zitternd das Papier.

Wennberg warf einen Blick auf den Inhalt und stutzte. Er las und erbleichte. Auch seine Hand begann zu zittern. Trotzdem suchte er die möglichste Fassung vor seinem Diener zu beobachten.

„Ich . . . ich . . . danke Ihnen, lieber Kilian!“ sagte er mit unsicherer Stimme. „Die Sache betrifft allerdings meine Familie . . . meine Vorfahren,“ verbesserte er sich. „Es ist mir lieb, dieses Papier zu haben, daß mir bisher ganz unbekannt . . . Ich danke Ihnen nochmals und werde mich für diesen Dienst erkenntlich zeigen!“

„O, gnädiger Herr!“ rief Kilian abwehrend.

„Ich weiß, daß es bei Ihnen nicht in schlechte Hände gerathen, lieber Kilian!“ fuhr Herr von Wennberg fort. „Es ist mir sehr lieb, daß Sie mir dies Papier brachten, ehe es Andern bekannt geworden . . . Nochmals meinen Dank!“

Kilian entfernte sich rückwärts zur Thür hinausretend und einen Bückling über den andern machend.

Herr von Wennberg blieb mit dem Papier in der Hand regungslos mitten im Zimmer stehen.

„Joseph Dankwart unterzeichnet . . . Unser eigener Diener,“ rief er, nachdem er es noch einmal durchflog. . . „Ich habe keine Ahnung von diesem Papier gehabt, das . . . Wie um des Himmels willen kann es in die Hände dieses Spitzbuben gekommen sein!“

Herr von Wennberg schritt unschlüssig im Zimmer auf und ab.

„Diese Geschichte bricht plötzlich wieder auf wie eine alte Wunde!“ murmelte er vor sich hin . . . Hedwig, die so lange Jahre verschollen, steht vor uns auf wie ein Gespenst und zwar neben der Leiche eines jungen Mannes, der hier aus- und einging, ohne daß wir eine Ahnung hatten, daß er ihr Sohn . . . Und mit ihr zugleich geräth dieses Papier auf eine ebenso räthselhafte Weise in meine Hände . . . dieses Papier, ein berebter Zeuge jener unseligen Zeit . . . Mein Verstand reicht nicht aus, um dies Alles zu reimen. . . .“

Herr von Wennberg setzte stürmisch seine Promenade fort; plötzlich hielt er inne.

„Ich muß zu meinem Vater; er wird mir vielleicht die Räthsel lösen können. Aber der Arme ist so aufgeregt von der heutigen Scene, er hat nun ein Stündchen Ruhe, ich sah es ihm an, daß er ihrer bedürfe . . . Joseph selbst wird mir die beste Auskunft geben können!“ rief er plötzlich und zog an der Klingel.

„Joseph soll zu mir kommen!“ befahl er dem eintretenden Diener.

„Verzeihung,“ antwortete dieser. „Joseph wurde soeben zu Dero gnädigem Herrn Vater gerufen!“

„Es ist gut!“ rief Wennberg, den Diener verabschiedend, denn Joseph stand in dem speciellen Dienste seines Vaters. „Meine Ungeduld läßt mir keine Ruhe!“ setzte er heftig hinzu. „Wer giebt mir Auskunft über dieses heillose Papier!“

„Dero gnädiger Herr Vater lassen um des gnädigen Herrn Besuch bitten!“ rapportirte derselbe Diener wieder eintretend.

„Ich komme sogleich! . . . Gott sei Dank! Jetzt werde ich in's Meine kommen!“

XXI.

Eine alte Geschichte.

Herr von Wennberg traf seinen Vater in höchster Aufregung. Der Greis war wie zerschlagen; er hatte den ganzen geringen Rest seiner Kräfte aufgeboten, um sowohl draußen in der Villa als soeben noch, wo er sich aus Artigkeit einige Minuten mit der Majorin unterhalten, vor der Welt keine Blöße zu geben, jetzt aber befand er sich in einem Zustande völliger Erschöpfung.

„Joseph! Joseph!“ rief er, als er sich mit diesem allein befand. „Ist's nicht, als seien die Todten auferstanden, um uns anzuklagen? Welch ein fürchterliches Verhängniß, das uns heute noch mehr als zwanzig Jahren Hedwig, die unglückliche, von uns beleidigte Hedwig an der Leiche ihres eigenen Sohnes wieder auferstehen ließ, diesen Jüngling, der ein täglicher Gast unsres Hauses gewesen, ohne daß wir Hedwigs Sohn in ihm geahnt, ohne daß er selbst wahrscheinlich geahnt, wo er sich befand! . . . Welch ein entsetzlicher Gedanke, Joseph, daß heute nach so langer Zeit wiederum ein blutiges Ereigniß eintreten muß, dessen Opfer auch sie abermals ist! . . . Hatte sie nicht Recht, die Arme, uns anzuklagen, obgleich wir heute so unschuldig sind wie wir es damals waren? Ist es nicht in der That, als wolle das Schicksal der Unglücklichen Alles rauben, was ihr theuer? . . . O, Du glaubst nicht, Joseph, wie mir ihr Schmerz in das Herz schneidet, wie gern ich ihr gesagt hätte: ja, Du Arme, der Himmel selbst muß es Dir verzeihen, wenn Du ihn anklagst, aber nicht uns Klage an, sondern das Verhängniß, denn wenn wir auch schwach, so waren wir doch niemals schuldig!“ . . . O, man möchte in der That an der Barmherzigkeit des Himmels verzweifeln, wenn man ein solches Elend sieht, verhängt über eine einzige von Unglück, vom Ruhelosigkeit gejaagte Person! Und nur Eins tröstet mich: sie äußerte ja Worte, entsetzliche Worte, die mir keinen Zweifel übrig lassen, daß sie selbst, getrieben von Rachsucht, dieses neue Elend als eine Strafe des Himmels auf sich herab beschworen; daß sie die Allmacht Gottes herausforderte und nun von ihr erschmettert dasteht . . . O, es ist entsetzlich, Joseph! . . . Rufe mir meinen Sohn . . . Laß ihn rufen, denn Du darfst nicht von mir gehen, Joseph, ich darf nicht allein sein!“

Joseph eilte, den Befehl seines Herrn auszuführen, und alsbald trat Herr von Wennberg, ebenfalls sehr verstört, in's Zimmer.

„Mein theurer Vater,“ begann dieser, sich so viel wie möglich sammelnd, „ich hoffe, die ungewöhnlichen Vorfälle des heutigen Morgens haben Sie nicht allzu sehr alterirt . . .“

„Mein Sohn,“ unterbrach ihn der Greis, „diese Ereignisse sind nur zu sehr geeignet, einen gewaltsamen Eindruck auf das Gemüth zu machen, namentlich auf das meinige. Wie Du selbst vielleicht mehr geahnt als erfahren, ist aus meiner Seele niemals die Erinnerung an einen Vorfall gewichen, der unsre Familie, unsern Namen mit Schmach und Schande bedeckt haben würde, wenn wir ihn nicht in seiner eigentlichen entsetzlichen Bedeutung vor der Welt zu bedecken gesucht hätten. Was aber der Welt verschwiegen blieb, lebte in meinem Herzen unverwischbar fort, namentlich aber belud es sich mit einem Vorwurf, der mir täglich die schwersten Gewissensbisse verursacht . . . Du erinnerst Dich jenes unseligen Abends, mein Sohn! Hedwig, die damals in meinem Hause dieselbe Stellung einnahm, welche Agnes inne hat, liebte Deinen Bruder Richard mit einer grenzenlosen Schwärmerei, wie sie eben ihrem excentrischen Charakter eigen war. Dein Bruder Richard liebte sie nicht minder, beide waren glücklich und ich wagte es nicht, als Vater zwischen diese Liebe zu treten, obgleich ich ihm eine andere Gattin bestimmt hatte. Richard war ein selbstständiger Charakter und als solcher bei seinen Kameraden im Regiment bekannt und beliebt; Keiner von diesen würde in seiner Vermählung mit Hedwig einen Makel gefunden haben . . . Das Unglück wollte, daß auch Dein Vetter, der spätere Major, verblendet durch Hedwigs Schönheit, ebenfalls eine unselige Leidenschaft für das Mädchen faßte. Er beneidete Richard, und dieser Neid erzeugte den tödtlichsten Haß gegen den Glücklichen . . . Uns Allen ist es unbekannt, was an jenem Abend voranging, als er und Richard sich in dem Zimmer des letzteren allein befanden . . . Ein Schuß erschütterte das ganze Haus. Joseph stürzte athemlos zu mir, er vermochte nicht zu sprechen, er zerrte

nach auf Richards Zimmer und hier fand ich die Leiche meines Sohnes im Blute schwimmend. Sein Auge war bereits gebrochen; am Boden fanden wir eine entladene Pistole . . .“

Der Greis machte hier eine Pause, um sich von der Anstrengung des Sprechens und der Gewalt, welche die Erinnerung auf ihn übte, zu erholen. Schweigend, mit gesenktem Haupte saß der Sohn ihm gegenüber; ebenso niedergeschlagen, mit gefalteten Händen, zuweilen in stummer Bestätigung mit dem greisen Kopfe nickend, stand Joseph in der Fensternische.

„Dein Vetter,“ fuhr der Greis fort, „nahm am nächsten Tage auf ein Jahr Urlaub und kehrte auch nicht wieder in die Residenz zurück. Obgleich wir Alle ahnten, wer an Richards Tode Schuld, erklärten wir, um unsern Namen vor der öffentlichen Schande zu retten, mein Sohn sei durch einen unglücklichen Zufall gestorben, die Pistole habe sich in seiner eignen Hand entladen . . . Man glaubte es. Nur Hedwig kannte den Mörder. Ihr Schmerz war grenzenlos; aber ebenso erstaunlich die Entschiedenheit, mit welcher sie eines Tages vor mich hintrat und von mir verlangte, ich sollte den Mörder ihres Geliebten dem Arm der Gerechtigkeit überliefern . . . Vergebens suchte ich ihr zu wiederholen, was wir der Welt ausgesagt; Hedwig wies dies zurück. Sie drang in mich, ich blieb bei dem Gesagten; es entstand eine heftige Scene zwischen uns. „Wohlan denn,“ rief sie endlich. „So werde ich selbst seinen Tod zu rächen wissen! . . . Hedwig war bereits in der nächsten Stunde verschwunden; alle Nachforschungen blieben lange vergebens, bis wir endlich die freilich unzuverlässige Nachricht erhielten, sie sei nach Amerika zu ihren Verwandten gegangen . . . Jetzt erst wagten wir wieder aufzuathmen, denn Hedwig besaß Muth und Entschlossenheit genug, um selbst als Rächerin aufzutreten, und wenn Ihr Alle auch glaubtet, es existire kein Beweis, der Hedwigs kühne Behauptung zu unterstützen vermöge, so erfuhr doch ich, daß ein solcher vorhanden sei, der uns

Alle zugleich zu Fehlern eines schweren Verbrechens stempelte. Dieser Beweis ist, wie ich erfuhr, in Hedwigs Händen. . .“

„Er war es!“ unterbrach ihn der Sohn, indem er das Papier hervorzog und dem Greis überreichte. „Seit wenigen Minuten ist dieser Beweis in unserer Hand, mein Vater!“

Der Greis starrte den Inhalt des Papiers an; Joseph stürzte herbei und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Eine Pause trat ein, während welcher das Auge des Greises auf dem in seinen Händen zitternden Papier hastete.

„Es ist wie Du mir sagtest, Joseph!“ nahm der Greis endlich wieder das Wort.

„Gott sei gelobt!“ stieß Joseph mit einem Seufzer heraus.

„Gewiß befreit uns der Besitz dieses Papiers von der Furcht der Entdeckung,“ sagte der Greis; „unsere Schuld ist aber deshalb nicht geringer und Hedwigs Recht deshalb ebenfalls nicht. Joseph war damals Richards Diener, er hing an Hedwig mit einer unglaublichen Hingebung; ihre Klugheit hatte aus dem Benehmen Josephs bald geschlossen, daß er der einzige unbemerkte Zeuge des Verbrechens gewesen, sie wußte die Liebe zu seinem unglücklichen Herrn und seine Schwäche für sie selbst zu benutzen, indem sie ihm dieses schriftliche Zeugniß abgenommen, ein Zeugniß, das Joseph zwar nie bereut, weil es die ganze traurige Wahrheit enthält, das ihm aber vielummer bereitet, weil er damit die Schande einer Familie zu enthüllen fürchtete, der er seit jener Zeit mit so viel Treue und Eifer diente.“

Ein abermaliger Seufzer Josephs, der seit jenem Unglückstage schweigsam und verschlossen geworden, auch stets gern die Einsamkeit suchte, ein tiefer Seufzer des greisen Dieners bestätigte auch dies.

Herrn von Wennberg war jetzt das Räthsel, der Ursprung dieses Papiers, gelöst; hatte auch er jenen unseligen Vorfall nie vergessen, so wäre derselbe doch mit der Zeit ganz in den

Hintergrund seines Gedächtnisses getreten, wenn nicht sein Vater seitdem allen Lebensmuth verloren und sich gleichsam mit einem Verbrechen belastet geglaubt hätte. Die Erinnerung an jenen Abend ward, anstatt sich abzuschwächen, mit dem vorschreitenden Alter seines Vaters stets lebhafter, oft nannte er den Namen Hedwigs als einer Unglücklichen, der man das bitterste Unrecht gethan, die man hinaus gestoßen in die Welt, wahrscheinlich dem Elend preisgegeben, und den Namen seines unglücklichen Sohnes, gegen dessen Andenken man gefrevelt, und vorzugsweise am Sterbetage desselben befand sich der Greis stets in einem bedenklichen Zustande der Aufregung. Als man endlich den von so traurigen und seltsamen Umständen begleiteten Tod des Majors erfuhr, betrachtete der Greis denselben wie eine zwar späte, aber doch unausbleibliche und gerechte Strafe des Himmels, die auch sie, die Familie, gleich ihm noch treffen werde, da sie durch ihr Schweigen die Mitschuld auf sich geladen. Jedenfalls war dies die hauptsächlichste Veranlassung davon, daß die Wennberg'sche Familie sich von der Familie des Majors entfernt hielt; man fürchtete eine nähere Berührung mit derselben, man zog sich selbst unbewußt den eignen Sohn des Majors von seinem Vater ab — bis endlich das Schicksal selbst sich ins Mittel legte und eine Vereinigung zu Stande brachte.

„Ich sehe die Hand Gottes in den heutigen Ereignissen, mein Sohn,“ begann der Greis nach einer Pause wieder; „ich sehe sie auch darin, daß sie uns die unschuldigen Hinterlassenen Georgs zuführte, der jetzt droben vor seinem Richter steht. Diese arme Frau, dieses verwaiste Mädchen, das gewiß aus Noth zu einem Erwerb getrieben wurde, in welchem sie allen Versuchungen der Welt ausgesetzt ist, sie haben keine Ahnung von dem Blute, das ungesühnt geblieben ist; sie sollen auch ferner in ihrer glücklichen Unwissenheit bleiben, mein Wunsch aber ist, daß man sich ihrer auf's Wärmste annehme, daß wir

ihnen den Platz in unserm Hause einräumen, der ihnen gebührt. Du, mein Sohn, wirst mit mir die väterliche Fürsorge für dieses Mädchen und ihre Schwester übernehmen, die man mir auch zuführen soll; Du wirst die nöthigen Schritte thun, damit Amins einer Sphäre entsage, die ich entschuldige, aber hinfort nicht billigen würde. Thue Alles, was in Deinen Kräften steht, um das Glück dieser Armen zu fördern, ich sehe darin die heiligste Sühne, welche wir dem Geiste und dem Andenken meines unglücklichen Sohnes zu geben im Stande sind. . . . Und jetzt sieh Dich nach ihnen um; Sorge für ihr Wohl, biete ihnen ein Obdach in unserm Hause. . . . Ich fühle mich erschöpft und will ein wenig ruhen. Heute bei Tische will ich Euch Alle um mich sehen; hörst Du, Alle! Ich will, daß dieses junge Mädchen, das mir so wohl gefällt, und ihre Mutter mir zur Seite sitzen; und dann später . . . aber nicht heute . . . morgen will ich auch Hedwig noch sehen. Vielleicht giebt mir der Himmel dann in meinem späten Alter die Gewissensruhe wieder, nach der ich mich so sehr sehne!"

Der Bankier verließ den Greis, um nach dem Wunsche desselben zu seinen Schutzbefohlenen zurückzukehren. Joseph stand in der Fensternische und wischte eine Thräne aus seinem Auge. Dieselbe Hoffnung, welche der Greis soeben ausgesprochen, war ja auch in ihm gekieimt und auch er fühlte eine leise Ahnung, als ob wohl noch Alles zuletzt wieder gut werden könne.

* * *

Als die Baronin von Reineval vor ihrem Hause angelangt, wartete sie vergeblich auf den Lakaien. Nur die kleine Zofe kam eilig und sehr bestürzt an den Wagen und berichtete, die Polizei habe den Diener mit sich genommen, ja sie sei sogar noch einmal zurückgekehrt, um auch Walter zu suchen, der spurlos verschwunden sein sollte.

Das verwirrte Kind warf erst jetzt einen Blick auf das leichenblasse und von Schmerz verzerrte Antlitz ihrer Herrin und auf den Inhalt des Wagens. Mit einem Schrei fuhr sie zurück, denn die Kleidung des im Wagen liegenden jungen Barons und sogar die der Mutter war mit Blut bedeckt.

Dumpfes und düstres Schweigen herrschte fortan in dem Hause der unglücklichen Frau. Sie, die von der ganzen Nachbarschaft um ihr Glück, um ihren Reichtum beneidet worden, hatte in einer Stunde Alles verloren und nur ein Schatten von ihr kniete bis in die späte Nacht neben der Leiche Dessen, der ihr Alles gewesen war.

XXII.

Die Geschichte einer Unglücklichen.

Drei Tage später finden wir eine in die tiefste Trauerkleidung gehüllte Dame, die Baronin von Reineval, in dem Salon des Herrn von Wennberg und zwar im Gespräche mit dem greisen Herrn.

Eine Pause war in der Unterhaltung eingetreten. Was der Greis so sehnlich gewünscht, eine ruhige Unterredung mit ihr, war endlich erfüllt. Die Baronin war gekommen, um ihm nach den Worten, welche der alte Mann ihr an der Leiche des Sohnes gesagt, Versöhnung zu bringen, und von ihm Abschied zu nehmen.

Die unglückliche Frau glich selbst einer wandelnden Leiche. Der Schmerz hatte sie vernichtet, den gestrigen Tag und die Nacht hindurch hatte sie, bewacht von ihrer Kammerjungfer in jenem magnetischen Schlummer gelegen, der ihr von ihrer

Jugend auf angehaftet und ihr selbst als sie noch als blühendes junges Mädchen im Wennberg'schen Hause lebte, im Scherze den Ruf einer Seherin verschafft. In der That hatte sie in diesem Schummer oft Ereignisse vorher gesagt, welche später wirklich eingetroffen, ja selbst einige Zeit vor dem Tode ihres Geliebten hatte sie das Eintreffen einer düstren Katastrophe voraus gewußt, ohne irgend Einem der Familie dies zu verathen.

Da wir hier der Wirklichkeit nach erzählen und die Baronin eine Gestalt ist, die wir, wie überhaupt den größten Theil unsrer Geschichte, dem reellen Leben entnommen, so dürfen wir uns die Aufgabe ersparen, der Wissenschaft gegenüber zu rechtfertigen, was Gott Unerklärliches und Uebernatürliches oft in das Wesen des Sterblichen legt.

Der Baronin, physisch und geistig vernichtet, fehlte jetzt jene geistige Spannkraft, die dem Menschen unentbehrlich, um irgend einer seiner ihm inne wohnenden Leidenschaften Folge zu geben. Ihre Kraft war gebrochen, ihr Muth war dahin, selbst der Haß, den sie seit mehr als zwanzig Jahren in sich genährt, war durch alle diese Schicksalsschläge in ihr ertödtet. Sie hatte dieses Schicksal, wie sie sich selbst gestand, heraus gefordert, sie hatte mit frevelhafter Hand in die Reihenfolge der Schidungen Gottes eingegriffen und die Hand Gottes selbst hatte sie da nieder geworfen.

Mit derselben Consequenz, in welcher sie sich als ein Rache-werkzeug des Himmels betrachtete, als die Menschen ihr Gerechtigleit versagten, mit derselben Consequenz erklärte sie sich jetzt für überwunden. Aus dem langen, schweren Kampfe war ihr nur Eins übrig geblieben, und dies lautete: Versöhnung, Vergebung!

Ihr Weg führte sie jetzt wieder zurück über das Meer. Hier verließ sie die Ruine ihres Glücks, den Sarg ihres theuren Sohnes, den sie am heutigen Morgen der Erde über-

geben, um dort drüben die Ruine ihres Reichthums wieder zu finden. Hier wie dort war ihr Alles geraubt, dennoch litt es sie nicht hier; sie mußte fort, fort! Was sie noch an Kostbarkeiten besaß, mußte genügen, um ihr drüben ein kümmerliches Leben zu fristen; war sie doch gezwungen, selbst ihr Haus dem neuen Eigenthümer in den nächsten Tagen zu übergeben, nachdem ihr die empfangene Summe durch Walter gestohlen worden, wie dies der verhaftete Diener bekannt hatte, der mit Walter im Einverständniß gewesen, aber durch dessen glücklich gelungene Flucht um seinen Antheil betrogen worden.

„Und jetzt, Hedwig,“ sagte der Greis, „nachdem Du Dich überzeugt, daß hier in dieser alten und schwachen Brust der Gedanke an Dich und Deinen Verlust, der ja auch der meinige war, niemals erstorben, jetzt bist Du mir noch Eins schuldig, nämlich die Erzählung Deiner Schicksale drüben in der neuen Welt, seit Du Dich von uns wandtest!“

Die Baronin schöpfte tief Athem, ihr mattes Auge, das all sein einstiges Feuer verloren, ruhte am Boden, ihre vom Schmerz entstellten Züge bewegten sich, als habe der Greis auch jetzt wieder eine wunde Stelle berührt.

„Sie wissen,“ begann die Baronin mit Anstrengung, „daß meine Geschwister in Newyork stets den Wunsch hegten, mich zu sich hinüber zu holen. Zu jener Zeit, als ich, Verzweiflung und Tod im Herzen, Ihr Haus verließ, fand mich ein Freund meines Bruders, der den Auftrag hatte, mich um jeden Preis mit hinüber zu nehmen. Ich kämpfte mit mir selbst, mit einem unbefriedigten Rachegefühl, jener Mann aber wußte mich zu überreden, indem er mir vorstellte, daß ich diesem Gefühle ja stets noch genügen könne . . . Joseph, der einzige in Ihrem Hause, dem bekannt war, daß ich meine Zuflucht zu einer Freundin genommen, fand mich eines Tages, als ich noch unschlüssig war, denn aus Liebe und Dankbarkeit gegen Sie konnte ich mich nicht entschließen, öffentlich als Anklägerin aufzutreten.

Ich überlegte, daß die Zeit dieses Gefühl des Dankes in mir abstumpfen, das Bedürfniß nach Genugthuung aber nur vergrößern werde. Ich mußte Josephs Bedenken einzuschlummern, ich mußte ihn durch die Erinnerung an den ihm so theuren Todten dahin zu bringen, daß er mir ein schriftliches Zeugniß von Dem ausstellte, was er durch Zufall selbst mit angesehen. Mit dieser schriftlichen Bestätigung des Verbrechens glaubte ich meiner Rache gewiß zu sein. Der Mörder war auf Reisen gegangen und sollte erst in einem Jahr zurückkehren. Wohl! sagte ich mir, in einem Jahre werde auch ich wiederkehren, mein Verschwinden wird ihn sicher machen und um so gewisser werde ich ihn erreichen . . . Ich folgte dem Abgesandten meines Bruders nach Newyork . . . Schon während der ersten Monate bewarb sich der Baron von Reineval, ein Franzose von Geburt und reich begütert im Staate Kentucky, um meine Hand. Ich wies sie zurück, er aber ließ in seinen Bewerbungen nicht nach. Meine Gedanken weilten stets bei dem Geliebten, ich lebte nur der Erinnerung an ihn. Endlich gelang es den Vorstellungen meiner Geschwister, die in dieser Verbindung ein seltenes Glück sahen, mir einleuchtend zu machen, wie ja alles irdische Glück nur im Reichthum seine Basis finde, der mehr als irgendwo in Newyork als das einzige Heil hienieden betrachtet wird . . . Reich! sagte ich mir. Ja, wenn Du reich bist, so bist Du mächtig, so hast Du alle Mittel in der Hand, ihn zu rächen, der ja bis zum letzten Athemzuge Dein Abgott bleiben wird! . . . Ich gab dem Baron meine Hand, nicht in der Hoffnung, glücklich oder auch nur zufrieden zu werden, nein, nur um die Mittel zu haben, meine Rachsucht zu kühlen . . . Ich lebte mit meinem Gatten sehr unglücklich; er war leidenschaftlich zerstreungesüchtig, er fügte mir die höchste Demüthigung zu, welche einem Weibe widerfahren kann, indem er Andern den Hof machte, als er sah, daß ich kalt gegen ihn blieb. Er war einer der schönsten Männer; meine Demüthigungen

waren endlos; ich aber fühlte sie nicht, denn ich war ja stets nur mit Einem beschäftigt . . . Vergebens suchte ich Jahre lang meinen Plan, eine Reise nach Europa, auszuführen, er mußte dies stets zu vereiteln, er fand eine Freude darin, mir diesen Wunsch unmöglich zu machen, und dies gelang ihm. Meine Gleichgültigkeit gegen ihn verwandelte sich hierdurch allmählig in Abscheu . . . Endlich, nach etwa funfzehn Jahren unserer unglücklichen Ehe starb er auf der Jagd . . . Jetzt war ich frei! Ich jubelte, ich traf sofort Anstalten zu meiner Abreise . . . Schon zu Lebzeiten meines Vaters hielt sich in unsrem Hause als Diener ein Mensch auf, der alle Eigenschaften besaß, um meinem Gemahl als Handlanger bei seinen öffentlichen oder geheimen Zerstreungen zu dienen. Er war von deutschen Eltern, hatte früher in den südlichen Staaten als Bereiter gelebt, dort im Streit einen Menschen erschlagen, war nach Newyork geflüchtet und trieb sich hier als einer der gefährlichsten Rowdies umher, bis ihn mein Gemahl in sein Haus nahm. Er war als Diener aufmerksam und, wie es schien, auch ehrlich, obgleich er alle Eigenschaften in sich hatte, die ihn zu einem der gefährlichsten Individuen stempeln konnten. Da er der deutschen Sprache vollkommen mächtig, muthig und entschlossen war, so nahm ich ihn als Diener mit mir und traf vor etwa sechs Jahren hier ein. Mein Reichthum würde mir gestattet haben, mit fürstlichem Glanz hier aufzutreten; ich vermied dies, konnte aber meinen unglücklichen Sohn, der heranwuchs, während ich heimlich in des Mörders Nähe lebte, um ihn stets im Auge zu haben, nicht hindern, den von mir verschmähten Fugus zu entwickeln. Lange schon hätte ich den Mörder treffen können, denn nicht den Gerichten wollte ich ihn übergeben, ich selbst wollte diese Freude haben, ihn zu meinen Füßen enden zu sehen, dem Sterbenden in's Ohr zu flüstern: „Das war Hedwigs Hand.“ Erkennst Du mich?“ Mein Durst nach Rache, mein glühendes Verlangen nach Ver-

gestaltung führte mich, ich gestehe es, zu den tollsten Ausgeburten der krankhaften Phantasie. Ein kalter Verstand begreift vielleicht schwer die Tollheit, in der ich schon drüben vor meiner Abreise mein brennendes Gehirn zu kühlen suchte: ich führte selbst den Sarg mit mir herüber, der die Leiche meines Opfers in sich schließen sollte . . . Vielleicht," fuhr sie nach einer Pause fort, vielleicht selbst betroffen durch die Vermessenheit, zu welcher sie ihr krankhafter Geist einst hingerissen und über welche sie jetzt wohl selber erschrad, „vielleicht wäre noch einige Zeit verstrichen, ehe ich meine Rache gekühlt, wären mir nicht von Newyork beunruhigende Nachrichten zugekommen, nach welchen mein ganzes Vermögen auf dem Spiel stand, wenn ich dasselbe nicht aus den betreffenden Banken herauszog. Ich beauftragte den Bruder meines Vaters einstweilen damit, mein Vermögen zu sichern; ich ging leichtsinnig zu Werke, denn ich verlor in der Ueberstürzung meine gewohnte Sicherheit und hiedurch mein ganzes Hab und Gut. In dem Verlangen, mein Werk schnell zu beenden, übergab ich Walter die Ausföhrung desselben, er vollendete es in einer Weise, die ihm zusagte, die mir aber doch den einen Moment raubte, der für mich Alles in sich schloß. Ich kam zu spät an sein Sterbebette. Er starb, ohne zu wissen, daß er als mein Opfer gefallen . . . Meiner Rache war die Spitze gebrochen, indeß ich war doch gerächt. Dennoch empfand ich keineswegs die gehoffte Befriedigung. Erst jetzt begriff ich, daß der Mörder meines Richard im Bewußtsein des Verbrechens tausend endlose Qualen erlitten, daß er seit jener Zeit eine Gewissensfolter erduldet haben mußte, die um das tausendfache schmerzhafter als die kurze Strafe, mit der ich ihn treffen konnte . . . Die Ruhe, welche ich von der Sättigung meiner Rache gehofft, ich fand sie nicht," schloß die Baronin mit finstrem Blick. „Vielleicht habe ich ihn sogar glücklich gemacht, indem ich ihn durch den Tod von seinen Gewissensqualen befreite. Besser

und schrecklicher hätte ich ihn in seinen Kindern gestraft, die ich an mich zu locken gewußt; aber ich vermochte es nicht über mich, diese armen unschuldigen Wesen für die Schuld ihres Vaters büßen zu lassen... Mich aber strafte der Himmel, indem er mir den einzigen Sohn nahm und mich arm und verlassen jetzt wieder heim sendet!... Der Mörder Richards thut jetzt den ewigen Schlaf und hat vielleicht schon hienieden durch sein Gewissen abgeblüht; ich aber bin es gewesen, die ihrer Rache den eignen Sohn, ihre einzige Freude als Opfer gebracht. Demüthig beuge ich mich unter den Willen des Herrn!"

Die Baronin erhob sich, um Abschied für immer zu nehmen. Vergebens suchte der Greis, tief erschüttert durch eine solche grenzenlose Verirrung eines weiblichen Herzens, sie anders zu bestimmen; sie lehnte schweigend alle seine wohlwollenden Vorschläge ab.

„Es kostete mich große Ueberwindung,“ sagte sie, „ein Haus wieder zu betreten, in welchem ich einst glücklich war, aus welchem mich aber das Entsetzen verbannte. Nur der aufrichtige Wunsch, Ihre Hand der Versöhnung anzunehmen, nicht den Groll, den Haß wieder zurück zu tragen, der mich in meiner Verblendung hieher führte, nur dies war es, was mich zu meinem Schritte bewegen konnte. Ueberlassen Sie mich jetzt auch ferner meinem Schicksal und beten Sie zuweilen für eine Unglückliche, die aus ihrem Schiffbruch nichts gerettet als das Bewußtsein, daß das Verlangen, fremde Unbill gegen uns zu strafen, den Menschen selbst mit Schuld und Fluch belastet!“

Der Abschied der Unglücklichen war ein stiller und rührender. Das Auge des Greises feuchtete sich, als er den letzten Blick voll innigen Mitleids auf die so tief Gebeugte warf.

Als er sie zur Thür des Salons begleitete und sie in das Vorzimmer trat, stieß sie auf zwei Damen, von welchen die jüngere mit einem Laut der Ueberraschung zurückprallte, wäh-

rend die Ältere vor Schreck wie in eine Bildsäule verwandelt dastand.

Es war Amine mit ihrer Mutter.

„Susanna!“ entfuhr es unwillkürlich den Lippen der erschrocken Amine, während sie den fragenden, bestürzten Blick auf die Baronin heftete. Diese Leichenblässe der armen Frau, ihre entstellten Züge, ihre Trauerkleidung, und endlich der Umstand, ihr gerade hier zu begegnen, das Alles setzte das Mädchen in das höchste Erstaunen und jagte ihr wieder Furcht und Bangigkeit in's Herz.

Die Baronin sah sich erkannt. Ein schmerzliches Lächeln schwebte über ihr Antlitz, als sie Amine so lebensfrisch und glücklich sah. Ihr Auge ruhte mit inniger Wehmuth auf dem schönen Mädchen.

„Gott im Himmel, ich täuschte mich nicht!“ flüsterte die Majorin zitternd vor sich hin, nicht wagend das Auge wieder zu erheben. „Dasselbe Weib, das ich einst auf dem Bilde in Georgs Portefeuille sah; dasselbe entsetzliche Antlitz, das an jenem Schreckensabend vor mir anstauchte...!“

Die Baronin hatte inzwischen Amine die Hand gereicht und das bestürzte Mädchen an sich gezogen.

„Sei glücklich, Amine!“ sagte sie mit gebrochener Stimme. „Sei glücklich! Du siehst mich fortan niemals wieder!“

Nach diesen Worten drückte sie mit ihren bleichen Lippen einen Kuß auf die von Leben und Jugendlust strahlende Stirn des Mädchens und ehe sich Amine von ihrer Ueberraschung zu erholen vermochte, war sie verschwunden.

Zu ihrer Freude entdeckte Amine das Antlitz des Greises in der zum Salon führenden Thür, welcher dieser Scene zugesehen und in ihr eine Bestätigung der von der Unglücklichen gegen ihn geäußerten Worte gefunden hatte.

„Großvater!“ rief sie, auf diesen quellend und ihn mit

Bittern umarmend. „Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, wie kam Susanna in dieses Haus?“

Der Greis wandte das Antlitz fort, um dem Mädchen die Thräne nicht zu zeigen, welche noch in seinem Auge zitterte.

„Susanna! . . . Hm! . . . Nun, was ist darin Wunderliches . . . Ich kenne sie seit lange schon . . .“

„Aber diese Worte . . . Dieses entstellte Antlitz . . .!“ fuhr Amine fort.

„Nun, sie hat einen Verlust gehabt, dem wir ja Alle ausgesetzt sind . . . Doch sag' mir, Kind, wie sieht es mit Deinem Bruder aus?“

„O, wir kommen soeben von ihm!“ antwortete Amine mit wieder von Freude strahlendem Gesicht. „Wir wollten Ihnen die frohe Nachricht bringen, daß der Arzt heute Morgen erklärt hat, es sei alle Gefahr vorüber. Auch Gustavs Stimmung bessert sich von Tag zu Tag, er hat wieder einigen Lebensmuth, ist mittheilsamer und macht nicht mehr ein so saures Gesicht. Aber gepflegt, Großonkelchen, wird er dafür wie ein Kind!“ setzte sie lächelnd hinzu.

„Das glaub' ich, wenn er in Deinen Händen ist!“ antwortete der Greis, sie beim Arm nehmend und die beiden Damen in den Salon führend . . . Apropos, mein Kind, wie sieht es mit Deinem Abschied aus; hast Du Deine Kündigung beim Theater eingereicht?“

„Alles geschehen, Großonkelchen! Der Director schimpft und fragt, weshalb ich denn zum Theater gegangen, wenn ich so schnell wieder desertiren wolle; aber das hilft ihm nicht. Und meine Anbeter, Großonkelchen, ach, Sie sollten nur gesehen haben, wie sie mich bestürmten, als ich mich zum ersten Male gestern Abend auf einige Minuten im Theater bliden lassen mußte! Es konnte einen Stein erweichen!“

„So! . . . Hm! . . . Nun aber noch Eins, Du Schelm,“ fuhr der Alte fort, indem er ein ernstes Gesicht anzunehmen.

suchte. „Mir sind da heute Morgen sonderbare Geschichten von Dir erzählt worden!“

„Von mir?“ rief Amine ein wenig erschreckt, denn es wäre ja nicht das erste Mal gewesen, daß man sie zu verleumden gesucht.

„Ja, von Dir! . . . Mein Sohn war heute Morgen mit Vorbed bei mir, der ein sehr feierliches Gesicht machte, und da erfuhr ich denn, daß zwischen ihm und einer gewissen jungen Dame eine Liebschaft bestehe . . . Kennst Du die Dame?“

Amine ward glühend roth im Gesicht und blickte vor sich nieder.

„Die Dame sitzt hier, Großonkelchen!“ rief sie plötzlich aufspringend, zur Thür eilend, in welche Vorbed soeben eintrat, und diesem um den Hals fallend. Dann nahm sie ihn bei der Hand und schritt pathetisch mit ihm vor den alten Herrn.

„Hier sehen Sie diese erschreckliche Liebschaft leibhaftig vor sich stehen, Großonkelchen. Es war eine große Tragödie, die zwischen Vorbed und mir gespielt wurde, aber im letzten Act hat sich noch Alles gut gestaltet und es stellte sich heraus, daß der Liebhaber seine Rolle nicht gut gespielt . . . Wir bitten um Ihren Segen, Großonkelchen, wie dies immer am Schlusse des fünften Actes geschieht, wenn ein Großonkel vorhanden ist!“

Damit warf sie sich lächelnd vor ihm auf die Knie und zog auch Vorbed mit sich, dessen Ernst sich diesen Uebermuth gefallen lassen mußte.

Der Greis zog sie zu sich herauf und küßte sie herzlich auf den Mund.

„Siehst Du, kleiner Ausbund,“ rief er, „so ist der Großonkel doch noch zur rechten Zeit aufgetreten.“

„Aber göttig und liebenswürdig, wie es die Pflicht eines Großonkels ist!“ antwortete Amine übergelächelt. „Und nun auch den Segen meines theuren Mütterchens, welche das ganze

Drama mit erleben mußte und die sich viel Sorgen damit gemacht . . . Aber Deinen Segen, Mütterchen, hab' ich längst, das wissen wir alle Beide, Vorbed und ich. Du siehst jetzt, daß ich Recht hatte, als ich Dir damals sagte: Mütterchen, es wird noch Alles wieder gut werden!"

Schweigend und in tiefer Rührung umarmte die Mutter die glückliche Amine.

XXIII.

S c h l u ß.

Vier Wochen später strahlte das ganze Wennberg'sche Haus in einem einzigen Lichtglanz. Alle Zimmer und Salons, alle Corridore waren bis in die kleinste Ecke erleuchtet, die letzteren waren mit den kostbarsten Drangerien garnirt, die Treppen mit prachtvollen Teppichen belegt. Die Dienerschaft war in Galla-Livré. Eine Stunde lang drängten sich die Equipagen vor dem Hause, die Diener liefen hin und her und sogar unser würdige Nilian war heute in seinem höchsten Ornat.

Die eleganteste Gesellschaft der Residenz füllte die Säle, Alles, was zur vornehmen Welt gehörte, war zu Herrn von Wennbergs Festlichkeit, zu der Vermählung seiner beiden Nichten, geladen.

Der Leser wird fragen: seiner beiden Nichten? — Freilich war es so. Im blendendsten Brautschmuck, dessen stolze weiße Atlasfalten eine der graziosesten Gestalten umtrauschten, während der Myrthenkranz das dunkle Haar schmückte und die innigste Freude aus den schwarzen Augen leuchtete, bewegte sich Amine

am Arm ihres ebenso glücklichen, heute in feierlichem Ernste imponirenden Vorbed durch die Säle, während bewundernd die Augen der Männerwelt dieser Schönheit folgten, welche ein neidisches Geschick wie ein Meteor am Himmel der Kunst hatte aufleuchteten, dann aber so schnell wieder verschwinden lassen.

Strahlend vor Wonne sandte Amine ihren Anbetern die schelmischsten Grüße nach allen Seiten, auch ihrerseits stolz auf den beneideten Vorbed, der seit einigen Wochen Theilhaber der berühmten Firma J. E. Kleinmeier u. Comp. geworden und also mit der Würde des jungen Ehegatten auch die eines Repräsentanten dieses mächtigen Hauses vereinigte.

Herr von Wennberg war heute in der besten Laune; seine Brust zierten die schon früher erwähnten Decorationen. Selbst der Greis war wie verjüngt, denn seit er Amine um sich hatte, waren alle seine düstern Gedanken entflohen und wenn sie wirklich einmal wiederkehrten, so wußte Amine durch ihre Heiterkeit die bösen Schatten zu verjagen.

Edwald war wie damals der geschickte Arrangeur des Ganzen. Die Majorin sah heute bleich und leidend aus, das Bewußtsein des wiedergekehrten Glücks hatte sie überwältigt und sie in einen nervösen Zustand versetzt, der indeß nichts Bedenkliches hatte.

Bleich auch, entseßlich bleich war der junge Mann, an dessen Arm wir sie durch die Säle schreiten sahen. Es war Gustav, ihr Stieffohn, der von seiner Wunde genesen. Indesß auch er ist in der heitersten Laune und seine Blässe nur eine nothwendige Folge der überstandenen Schmerzen.

Endlich kommen wir auch an das zweite Paar, das eben vorüber schwebt. Es ist Pischen, das stille, anspruchslose Kind, das uns ganz aus den Augen gekommen ist und — eigentlich wohl zu ihrem Glück — keine größere Rolle in unserer Geschichte gefunden hat. Inzwischen aber hat sie in aller Stille ihren eignen kleinen Roman gesponnen und aus dem Geräusch, von welchem Agnes kürzlich dem Herrn von Wennberg beim

Frühstück erzählt, ist Ernst und sie die Frau ihres Ingenieurs geworden.

Die Hochzeitsfeier verlief wie alle solche Festlichkeiten, wir erwähnen daher nur eines Momentes noch.

Als Amine mit ihrem Gatten vom Altare zurückkehrte, trat ihr im Corridor der alte Diener Joseph mit einem versiegelten Couvert entgegen und erklärte, er habe den Auftrag, ihr dies am heutigen Tage zu übergeben.

Amine erbrach überrascht das Couvert. Dasselbe enthielt ein in einen Brief gelegtes kleines goldnes Cruzifix. Amine erkannte dasselbe; ihre Hand zitterte, als sie die wenigen Zeilen las:

„Amine! An dem Tage, wo Du diesen Brief erhältst, bin ich einige tausend Meilen von Dir entfernt. Ich habe Dich lieb gehabt. Nimm als Andenken von mir dies kleine Cruzifix, mit dem Du als Kind so gern gespielt, und bete zuweilen für Deine unglückliche
Sufanna.“

Eine Thräne perlte aus Aminens Auge auf das Papier. Gerührt drückte sie das Cruzifix an ihre Lippen.

„Arme Sufanna!“ flüsterte sie vor sich hin. „Ich wußte es wohl, daß sie unglücklich sei; aber ich vergaß sie in meinem Glück!“

Amine und ihre Mutter haben nie erfahren, wer Sufanna, wer dieses Weib gewesen, das im Stande war, mehr als zwanzig Jahre hindurch einen einzigen, Leib und Seele aufreibenden Gedanken zum Inhalt und zur Aufgabe ihres ganzen Lebens zu machen. — Ueber das Schicksal Sam's und seines Vaters brauchen wir kaum noch ein Wort zu verlieren. „Wenn sie ihn diesmal nur recht fest halten!“ war der tägliche Gedanke des ehrlichen Kilian.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

	Seite
I. Die Erscheinung	1
II. Die alte Susanna	19
III. Ein verhängnißvoller Tag	38
IV. Der Dreizehnte	69
V. Onkel und Nefte	88
VI. Der erste Schritt	103
VII. Die Baronin von Reineval	121
VIII. Die Debütantin	135
IX. Die Schule des Verbrechens	148
X. Die Mutter	157
XI. Eine Versuchung	161
XII. Der Amerikaner	174
XIII. Das Urtheil der Welt	186

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
I. Der Gästling der Gesellschaft	1
II. Ein Mädchenherz	6
III. Ein Verschmähter	15
IV. Sam geht an's Werk	22
V. Die zwei Briefe	27
VI. Eine Falle	34
VII. Die weiße Dame	46
VIII. Ein gebrochenes Herz	54
IX. Ein Fiobsbote	59
X. Der Verbercherball	65
XI. Eine Enthüllung	72
XII. Eine unruhige Nacht	78
XIII. Der Einbruch	85
XIV. Ein Schlag des Schicksals	95
XV. Die beiden Selbstmörder	105
XVI. Eine Ueberraschung	113

	Seite
XVII. Die verlassene Mutter	125
XVIII. Die beiden Mütter	131
XIX. Alfians Familienforren	145
XX. Das geheimnißvolle Papier	151
XXI. Eine alte Geschichte	158
XXII. Die Geschichte einer Unglücklichen	165
XXIII. Schluß	175



5670057

Im Verlage von **Otto Jaucke** in **Berlin** sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

In Reih' und Glied.

Roman

von

Friedrich Spielhagen.

5 Bände. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Friedrich Spielhagens „**In Reih' und Glied**“ hat einen erfolg-gekrönten Rundgang durch ganz Deutschland gemacht. Mit großer Spannung folgt man der Entwicklung des breit angelegten Romans. Die in demselben handelnd auftretenden Personen fesseln unser Interesse bis zum letzten Moment, und die episodisch in den Gang der Ereignisse verwebten Figuren gewähren wohlthuende Ruhepunkte inmitten eines farbenprächtigen Gemäldes. Und doch reizt Spielhagen unsere Phantasie nicht durch Ungeheuerlichkeiten; er muthet dem Verstande nicht Dinge zu, denen selbst das nur Wahrscheinliche noch zu reel ist, und die sich in Regionen verlieren, wohin ihnen nur Jene folgen können, die Alles auf Treu und Glauben für wahr halten, was ihnen in französischen Romanen geboten wird. In Spielhagens „**In Reih' und Glied**“ haben wir es mit wirklichen, lebhaften Menschen zu thun. Wir fühlen mit ihnen; ihre Freuden lassen unser Herz ausschlagen; ihre Schmerzen bereiten uns trübe Augenblicke; wir lieben mit ihnen und wir entziehen uns dem Hass nicht, der auf ihre Seelen düstere Schatten wirft. Und doch bilden weder glückliche noch unglückliche Liebe, weder Reichthum noch Armuth allein die Ingredienzien dieses Romans; große politische Probleme sind es, denen sich die Helden des Romans weihen und für die sie kämpfen, streben und unterliegen. Der Roman spielt in Preußen in jenen Tagen, wo Kassalle, inmitten einer dumpfig gewordenen Zeit, das Proletariat mächtig aufregte durch das von ihm gepredigte Evangelium der Arbeit unter dem Schutze des Staates. Die politischen Kämpfe dieser Zeit werden auf's spannendste und die Parteien in ihren Vertretern auf's getreueste geschildert. — Von

diesem actionsreichen Hintergrunde heben sich von dem Ganze wahrer Poesie angewehte deutsche Franengehalten ab. Somit ist dieser Roman Spielhagens nach seinem Umfang, nach kunstvoller Anlage und Durchführung, wie nach dem Ideengehalte unstreitig das bedeutendste Werk des Dichters.

Verlorene Seelen.

Roman

von

Leo Wolfram.

(Verf. der „Dissolving views.“)

3 Bände. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Es werden in diesem Roman schonungslos, mit Feuereifer und Erbitterung, anderntheils aber auch wieder mit Humor das Klosterleben und die Wirkung des Concordats in Oesterreich aufgedeckt. Der Verfasser schildert den wohlmeinenden, echt frommen, aber schwachen Prälaten eines großen Stifts, der dieses durch falsche Speculationen in große finanzielle Verlegenheiten gebracht hat; ferner den schroffen, frivolen, heuchlerischen, vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Capitular Constantin, der zur Rettung des Stifts Erbschleicherei, Betrug und Diebstahl in Scene setzt und ein strenggläubiges Mädchen, Broni, dahin bringt, daß es schwört, in außergewöhnlicher Weise zu heirathen, wozu er sich einen gemeindenkenenden, habfüchtigen Mann, den Hofrichter Swatel verschafft. Andere handelnde Personen sind der von Jugend auf zum Geistlichen erzogene Don Eugen von Porta, der in Norddeutschland aus seinen gläubigen Träumereien erwacht ist und dessen Cousine, Frau Berchtold, eine geschiedene Frau. Nachdem Eugen offen seinen Abfall vom Glauben erklärt hat, will der hohe Clerus ihn, seines großen Vermögens wegen, aus Gnade für Missionszwecke verwenden; als aber das Vermögen — anscheinend — verloren, sperrt man ihn auf hinterlistige Weise in ein Bönitengloster, aus dem er durch Frau Berchtold und seinen Secretair Bermuth, den vermeint-

lichen Dieb des Vermögens, im Grunde aber dessen Erhalter, mit List befreit wird, zum Protestantismus übertritt und die ihn längst liebende, auch heimlich von ihm geliebte Cousine heirathet. — Die Erzählung ist überreich an neuen und außergewöhnlichen Situationen und viele durchaus originelle Charaktere, die scharf gezeichnet sind, werden vor dem Leser aufgerollt, der von Anfang bis zu Ende in gleicher Stimmung erhalten bleibt. Kein Roman hat bisher in so pikanter Weise, so offen und nach den verschiedensten Seiten hin den Krebsbissen des Klosterlebens, die Herrschsucht, Geldgier und Scheinheiligkeit des ultramontanen Clerus dargestellt, als Wolframs „Verlorene Seelen.“

Von Geschlecht zu Geschlecht.

Roman

von

Fanny Lewald.

1. Abth.: Der Freiherr. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.
2. Abth.: Der Emporkömmling. 5 Bde. Geh. 6 Thlr. 22¹/₂ Sgr.

Bekannt sind die großen Vorzüge, durch welche die Verfasserin einen gefeierten Namen in unserer Romanliteratur sich erworben. Der große und klare Blick und das sichere und scharfe Urtheil über die mannigfachen Verhältnisse, welche sie in den Kreis ihrer Dichtungen zieht; die künstlerische Gliederung und Abrundung derselben bei den reichsten und spannendsten Verschlingungen in dem Gange der Ereignisse; eine feine, psychologisch-mahre Charakteristik bei der lebensvollsten Anschaulichkeit selbst der unbedeutenderen Personen. Alle diese Vorzüge trägt im besonderen Grade der Roman: „**Von Geschlecht zu Geschlecht**“, in welchem die Dichterin sich große und schwierige, aber in der befriedigendsten Weise gelöste Aufgaben gestellt hat. Es galt ihr den Uebergang zu einer neuen Cultur-Epoche darzustellen. Sie führt uns in die socialen Zustände, in das Empfinden, Denken und Wollen des feudalen deutschen Adels im Anfange des Jahrhunderts. Wir durchleben mit einer freiherrlichen Familie die Widersprüche und Con-

slichte, in welche die Glieder derselben in ihrem Innern, mit den veränderten Zeitverhältnissen und unter sich selbst gerathen. Die Unhaltbarkeit der Zustände, welche die Träger der Adelsidee mit aller Anstrengung sicher zu stellen suchen, und die Hohlheit des sittlichen und geistigen Lebens, auf das sie einen stolzen Werth legen, entwickelt sich Schritt vor Schritt, bis zu dem von äußerer und innerer Nothwendigkeit bedingten Untergang, aus welchem das kräftigere Bürgerthum emporwächst. Alles dies spiegelt sich in dem vorliegenden Werke wieder und so erweitert sich dasselbe zu einem ganz vortrefflichen Zeitgemälde. Ueberhaupt hat Hanny Kewald in diesem Roman ein Werk geschaffen, welches wohl lange Zeit seinen Ehrenplatz in unserer Romanliteratur behaupten wird und ihrem Namen, an welchen sich schon so viele dankbare Erinnerungen des Lesepublikums knüpfen, einen neuen Schmuck verleiht.

Aus anständiger Familie.

Geschichte eines verlorenen Menschenlebens.

Von

Ernst Wichert.

3 Bände. Geh. 4 Thlr.

Es sind keine großen Gegensätze und Fragen, welche in diesem Roman nach Lösung ringen, nicht Kreise wichtiger Interessen, in welche der Verfasser uns führt. Es ist eben nur der Kreis bescheidenen bürgerlichen Lebens, aber das, um was es sich handelt, ist denn doch immer das Höchste und Letzte, was ein Mensch einsetzen kann — die sittliche Existenz. Der Verfasser hat es verstanden, die Geschichte des verlorenen Menschenlebens dramatisch zu gestalten und das Interesse steigend zu spannen, trotz des einfachen äußeren Rahmens.

Nur ein Weib.
Roman
von

Hans Wachenhusen

Verlag von Otto Janke in Berlin.

629



Farbendruck
von
J. Hesse in Berlin

